

Kleine
Schriften
zur

Unterhaltung

von
Georg Gustav Zilleborn.

.....
Erste Sammlung.

Breslau und Leipzig,
bei Wilhelm Gottlieb Korn,
1797.



11 4

V o r r e d e.

— 8 —

Ehe ich mich anschickte, diese Vorrede zu schreiben, waren alle die Nachrichten und Urtheile, welche ich mir erbethen hatte, richtig eingelaufen.

Urtheile? über diese Sammlung? Bewahre! dann würde sie vielleicht gar nicht existiren, besonders, wenn ich an die Herrn F. V. Z. denke.

Es verhält sich anders. Ich hatte mir nämlich von mehreren Bekannten, die viel und vielerley lesen, zur Nach-

V o r r e d e.

richt ausgebeten, was sie so eben Unterhaltendes gelesen hätten, oder was sie überhaupt für sich unterhaltend fänden? Und es sey mir erlaubt, einige ihrer Antworten hier öffentlich aufzubrechen und den Haupt-Inhalt daraus mitzutheilen.

No. 1. „Ich lese nichts Deutsches mehr, aus dieser Gattung. „Engländer und Franzosen gewähren „mir mehr Unterhaltung. Der Deutsche „ist hier lahm und kraftlos.“ (Also Ein Leser weniger!)

No. 2. „Göthes Meister hat „mich bisher allein unterhalten: ich „kann nicht satt werden, das seine „und saubre Detail und die edle feste „Sprache zu bewundern. Tiefe Blicke

V o r r e d e.

„in das menschliche Herz ist man von
„diesem Genie gewohnt. Mir hat
Meister nie auf den Fuß treten dürfen.

„No. 3. Englischer Ernst mit
„Französischer Leichtigkeit und Deut-
„schem Edelsinn findet sich in Lafon-
„taines (oder Miltenbergs) Schriften
„vereinigt. In diesen wird mir jedes
„Art der Unterhaltung zu Theil: der
„Verfasser weiß zu rechter Zeit Thrä-
„nen und Lachen zu erregen.

„No. 4. Seit der neuen Aus-
„gabe von Wielands Werken habe
„ich alle andre Lectüre bey Seite ge-
„worfen. Wie kann Jemand nach
„einem andern Buche fragen, der die
„Wielandschen Schriften in der Hand
„hat! Decies repetita placebit!

V o r r e d e.

„No. 5. Ich habe die ältern
„Sachen von Hermes, Bezel und
„andern wieder zur Hand genommen.
„Den erstern insbesondre lieb ich sehr.
„Sein Detail ist nachlässiger und freier:
„seine Erzählung giebt eine Art von
„Dialog: der Leser ist mit dabey,
„sieht alles entstehen, und spricht zu
„allem mit. In seinem Hermäon sin-
„den Sie Stücke, die er der wahre-
„sten Natur unmittelbar nachgezeich-
„net hat.

„No. 6. Mich haben Lichten-
„berg und Thümmel auf lange Zeit
„verwöhnt. Der melancholische Troh-
„sinn des einen, und die zarte Klop-
„sigkeit des andern treiben mit der

V o r r e d e.

„Seele des Lesers das wunderbarlichste
„aber unterhaltendste Spiel.

„No. 7. Meine Stimme fälle
„für die Romane des Verfassers von
„Siegfried Lindenberg und der
„Sara Keinert. „Zwischendrein
„nehme ich die Sachen vom Verfas-
„ser des Erasmus Schleicher zur
„Hand. Der Mann unterhält mich
„dadurch, daß er selbst so amüsirt
„ausieht.

„No. 8. Abwechselnd les ich die
„Sachen von Friedrich Schulz und
„von Spieß. Der erste ist ein Schrifte-
„steller von feiner Welt: der letzte
„weiß die Phantasie zu reizen.

V o r r e d e.

„No. 9. Der originalste Schrift-
„steller unsrer Zeit ist der sogenannte
„Jean Paul. Er hat sich eine eig-
„ne Welt erschaffen, in der er allge-
„waltig herrscht. Um der Kraft wil-
„len, womit er die Gefühle des Le-
„sers zu handhaben versteht, um der
„edeln Menschlichkeit seiner Personen,
„um der ruhigen Freundlichkeit wil-
„len, womit er dieses Leben ansieht
„und erträglich zu machen sucht, ver-
„zeih' ich ihm gern manchen Aus-
„wuchs des Eigensinns und der Nach-
„lässigkeit. Er hat eine Gewandheit
„in Bildern und Gleichnissen, wie
„Plutarch und Swift, und eine Fülle
„des Ausdrucks, die den Leser erschreckt.
„Aber er will verstanden seyn, und

S p r e c h e

„es giebt nur wenige Seelen, die ihn
„verstehen können. Dem heitern la-
„chenden, immer hellen, immer glat-
„ten Manne gefällt er nicht: wer ihn
„lieben soll, muß gelitten, muß Zwei-
„fel, muß moralischen Kummer haben.

„No. 10. Am meisten unterhal-
„ten mich die sogenannten Ritter-
„sachen, schlechte und gute. War-
„um? das weiß ich so eigentlich selbst
„nicht. Zum Theil vielleicht darum,
„weil alles sehr leicht zu übersehen und
„ohne feine Verwicklung ist.

„No. 11. Schillers Schriften
„behalten für mich immer noch das
„meiste Interesse. Die glatte Musik

V o r r e d e.

„seiner Gedichte, das Geheimnißvolle
„seiner Philosophie, und die Künst-
„lichkeit seiner Sprache gewähren mir
„eine angenehme Beschäftigung.

„No. 12. *Jakobi's Woldemar*
„hat mich unterhalten, ob ich gleich
„nicht ganz damit zufrieden bin. Sei-
„ne Platonisch - Petrarkische Art über
„Empfindungen zu philosophiren wird
„in die Länge widerlich: sie ist zu
„weich, zu süßlich. Die Haupt-Cha-
„raktere kann ich nicht verstehen, sie
„spielen mit einander selbst und mit
„dem Leser Versteckens.

No. 13. — Doch es mag für
mich und die Leser mit diesen Berich-
ten genung seyn!

V o r r e d e.

Da stehe ich nun allen diesen Privat-Recensionen gegenüber, mit einer Sammlung, die ebenfalls zur Unterhaltung bestimmt ist. An welche der obigen Nummern soll ich sie anschicken? Oder wird es ihr gehen, wie den Megarern, die das Orakel weder für die dritten noch vierten noch zwölften halten wollte *)? Oder werden die Leser und Beurtheiler selbst eine Nummer dafür auswählen, etwa eine, die mir nicht viel Ehre macht.

Ach weiß es nicht. Nur so viel kann ich mit Gewißheit sagen, daß

*) Daher die Redensart: nullo numero esse, gar nichts seyn und bedeuten.

V o r r e d e.

meine Ansprüche nicht sehr groß sind,
und daß ich ganz zufrieden bin, wenn
Leser und öffentliche Beurtheiler die-
ser Sammlung, nachdem sie viel, viel
Schlimmes davon gesagt haben, sich
auch die menschenfreundliche Mühe
geben, etwas, nur etwas Gutes davon
zu sagen.



Inhalt.

	Seite,
I. Morgenländische Blumenstücke.	
Willuah der Fromme.	1
Zeid.	23
Omar.	25
Die Frühlingsfeier. Aus dem Tür-	
kischen.	29
Bilder aus dem Arabischen.	34
Die Nacht.	37
Wechselgesang der Geister in der Lust	
und den Bergen.	40
Leila's Schönheit. Aus dem Ara-	
bischen.	44
II. Dion von Vorysthenes. Nach al-	
ten Nachrichten.	45

III. Schlesische Märchen.	Seite.
Die Geister des Zobtenberges.	154
Der Räubenzahl. Drey Märchen.	163
Der Drachenberg.	208

IV. Vermischte Sachen.	
Ueber Lustigkeit, Höflichkeit, Ton etc.	223
Ein sonderbares Memnonium.	251
Charaktere und Manieren für die Komödie.	254
Eros. Eine Dichtung.	261
Amor und die Vernunft.	272
Die Rösche. Ein Bilderspiel.	279
Das Seufzen.	282
Die Perlen.	284
Die Liebe der Dichter.	285

Morgenländische
Blumenstücke.



17

THE

2 2 2 2 2 2 2 2 2

Milloah

der Fromme.



Wer so aus der Welt in die stille Einsams-
keit scheiden kann, wie Milloah der Fromme,
der mag gehen.

Ihr andern alle bleib, und helfet dem Herminnel
Der Menschen, wahr und gut und glücklich seyn.
Von Menschen fern zu leben, und allein
Mit sich allein und mit dem Himmel,
Sann nie der Wunsch des wahren Weisen seyn.

Ihr, die ihr einst in wüsten Hölen
Der Gottheit dientet mit Gebeth -
Und Fasten und Kasteyn, zur Rettung eurer Seelen,
Was habt ihr euch erungen und ersehnt,
Als innern Gram und wilde Phantasien,
Als Nahrung für die dürstende Begier?

Ihr wolltet aus der Welt entfliehen,
Doch eure Herzen blieben ihr.

Von glüher Luft sah Paulus dort und hier
Wohin er trat, der Hölle Flammen sprühen,
Und Sanct Anton die teuflischen Magieen.

Auch du, bekümmter Mann, der, nie beglückt
und froh,

Der Menschen Kreis aus trüber Weisheit floh,
Hat deine Schwermuth dich verlassen?

Was lehrte dich die Einsamkeit?

Die Menschen unverdächtig hassen.

Komm in die Welt zurück, und lerne Menschlichkeit.

Durch andrer Mitgefühl wird sich dein Muth erheben,

Und im Gewühl deinummer sich zerstreuen,

Gesellig sollen wir im Leben

Und einsam erst im Grabe seyn.

Nicht also Milloah der Fromme. In
einem Menschenleeren Gebirgsthale des glück-
lichen Arabiens hatte er neunzig Jahre ver-
lebt. Niemand frug, wo Milloah sey, nur
sehr wenige hatten ihn scheiden sehen, und
diese wenigen waren längst begraben. Auch
er wäre zusammengebrochen, und in Staub
zerfallen, ungesehen und unbekannt, als von
den Augen der großen Sonne und dessen,
der die Sonne gemacht hat: wäre nicht Gas

vor der Gerechte auf einer Irrfahrt, wie
durch die Hand eines Engels, in dieses Thal
geleitet worden.

Und welch ein Thal! Gerührt und stau-
nend betrat es Glador an dem herrlichsten
der Frühlings-Morgen, und ruste, nach lan-
gem Schweigen, seinem Begleiter zu: *)

Dies Thal, es ist ein Rosenhain,
Ein Rosenhain,
Wo eitel Lebensquellen fließen,
Und Kräuter sich, wie Arm in Arm, schließen,
Und Wohlgeruch verstreuen.

Schmachtend tragen Tulpen zwischen Anemonen
Die gebognen Kronen.
Siehst du sie stehn,
So brüderlich und schön,
Wie Küsse?

Aus weißem Fioz
Blickt das Auge der Narzisse
Schwarz hervor,
Und steht mit trunknem Blick zu dir empor.

*) Diese und die folgende Beschreibung gehört einem
Türkischen Dichter. Das Original findet sich bei
Jones S. 344. 345.

Ihm sang sein Begleiter entgegen:

Hier rieselt jede Quelle,
Wie Wasser der Unsterblichkeit,
Der Tulpe Purpurkleid
Verbreitet Glanz und Helle.
Der Schooß der Rose, lang gepreßt,
Entfaltet sich, vom Morgenthau zerrißten,
Indeß die Augen der Narcissen
Ein kühler Bepöhl nährt,
Und wenn er durch die Wipfel streicht,
So rangen die Zweige schwank und leicht,
Und streuen auf die Au
Und auf die Blumen Silberthau.

Wie auf die Harfentöne Ossians, wenn
er die Kunden der alten Tage sang, die Ge-
ister der Väter aus dem Volkenschleier nieder-
schauten: so blickte jezt, angezogen von den
Tönen dieser Lieder, fern aus dem blauen
Nebel, der über den Blumen ruhte, die ehr-
würdige Gestalt Milloahs. Die Fremden er-
staunten nicht, denn sie erwarteten, in einem
solchen Thale Menschen zu finden. Aber na-
her trat ihnen die Gestalt, und heilige Ehr-
furcht ergriff die beyden, die ein Wesen aus
höheren Welten vor sich zu sehen glaubten.

Die majestätische Gestalt

Umfloß erhabne Geisterwürde:

Weiß war sein Haar, sein Antlitz freundlich alt,
Und fest, und nie gebeugt von einer Erden-Bürde
Sein Nacken. So, wenn ein verkürter Geist
Vom Paradiese niederschwebte,

Wo er Aeonienlang in heiliger Ruhe lebte,

Wo des Vergessens Strom, der unter Rosen fließt,
Den Kummer dieser Welt aus seiner Seele scheuchte,
Wo selbst kein Mitleid mehr die Augen ihm erweichte:
So ruht auf seinem Angesicht

Der Friede Gottes: ihn umstrahlt ein Licht,

Wie wenn der Silbermond den Wolkendamm durchs
bricht.

Er hatte nie gelebt: nie war sein Herz zertriften
Von dem, was Menschen quält: nie störte seine Ruh
Der Anblick dieser Welt, wo so viel Zähren fließen,
Nie drückte sich sein Aug in einer Thräne zu.
Aus einer Geisterwelt, aus reinern Götter-Sphären
So schien es, kam er jetzt herab,
Zu geistig, seinen Leib mit Erdenfrucht zu nähren,
Und unsterblich für ein Grab.

Auch Mithras staunte nicht über den An-
blick der Fremdlinge: es schien, als habe er
sie schon vor dem gesehen. Oft erscheint uns
im Traume das Bild eines Menschen, den
wir noch nie sahen: es prägt sich fest in un-
serer Phantasie ein, und begleitet uns überall;

nach langer Zeit begegnet uns ein Mensch, der diesem Bilde gleicht: wir sind sogleich bekannt mit ihm: bloß die Vergleichung mit jenem Traumgesichte macht uns verlegen. So Milloah. Die Gestalten, die er vor sich sah, waren ihm nicht neu, nur diese schärfern Umrisse, diese hellern Farben, diese freyern Bewegungen schienen ihn zu befreunden.

Und als Gador endlich das Stillschweigen brach, und ihn im Tone tiefer Ehrfurcht anredete, da ward er so ungewiß, wie das Kind, das bey dem schneidenden Tone, den es noch nie hörte, ängstlich an seine Ohren faßt, als wollt' es den Schall dort haschen und von sich werfen. Er antwortete nicht, seine Gedanken hatten sich zu lange daran gewöhnt, in bloßen Bildern zu verweilen, sie hatten die Hülle des Tons vergessen.

Langsam kehrte er zurück, immer um sich schauend, ob die Fremdlinge ihm folgten. Und mit jeder Bewegung, die er an ihnen bemerkte, war es, als glengen uralte Träume in seiner Seele auf.

So mag es seyn, wenn dort im Lande ewigen Lohnes,
Geführt von eines Engels Hand,
Der Geist des spät erblassenen Sohnes
Zu seinem Vater tritt. Hier stehn sie unerkannt,
Und doch, wie durch ein heilig Band,
Die Herzen magisch angezogen.

Jetzt aber heitert sich des frommen Vaters Blick,
Jetzt gleitet allgemach auf der Erinnerung Wogen
Das Bild verlebter Zeit zurück.

Und wie die Arme sich zum ersten Kusse breiten,
So rufen beyde nun in einem Ton,
Entzückt von neuen Seeligkeiten:
Mein Vater, du! und du, mein Sohn!

Milloah stand von neuem still, und indem
er wieder einen forschenden Blick auf die
Fremdlinge heftete, sprach Sador: Sage uns,
Unerklärlicher, wer du bist? Kommst du erst
jetzt in dieses Wunderthal herab, oder hast du
schon lange hienieden gelebt? Nimmst du,
wie wir; nimmst du Speise, wie wir? Wirst
du einst sterben, wie wir?

Mit bebenden Lippen, als ob die Worte
noch am Ausgange zauderten, versetzte Mil-
loah leise und faust: Ihr seyd Gestalten aus
vergangenen Tagen: ich kenn euch; ich hab

enck oft gesehen: Ihr seyd Menschen: auch ich war Mensch.

Warst Mensch? erwiederte Gador mit bangem Schaudern. Also bist du ein verkürzter Geist? also ist dieses Thal ein Wohnplatz der Seeligen? also bin auch ich abgeschieden von der Welt, und werde nimmer zurück kehren?

Ich verstehe deine Rede nicht, sprach Milloah. Aber rede nur fort, deine Töne erfreuen mich.

Da wo ich jetzt herkomme, fahr Gador fort, da sind lauter solche Wesen, wie ich bin, aber kein Seeliger, wie du. Wir wohnen da unter andern Dächern, als dieser Baum ist, der seine Äste über uns beugt: wir zehren von solchen Früchten, wie an diesem Strauche hängen: wir denken nach, wir sprechen, wir sehnen uns, wir haben Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht. Einer ist, der über uns herrscht, und wir alle gehorchen.

Hamul — stammelte Milloah, als ob der Ton ihn selbst überrasche.

Du nennst den Namen eines Fürsten, heiliger Geist, der groß und herrlich in unsern Jahrbüchern prangt. Bald sind es neunzig Jahre, daß Hamul der Fromme auf dem Throne saß. Er starb eines heiligen Todes, sagen die Annalen, die Gottheit selbst nahm ihn zu sich.

Milloah bewegte langsam die Hand zu seinem Herzen, und blickte die Fremden stumm und bedeutend an.

Wie? rufte Gador erstaunt, bist du selbst Hamuls Geist?

Milloah vernichete es durch eine Bewegung. Hamul, sprach er und zeigte auf den nahen Baum, war die Wurzel, ich der Baum.

Hamul dein Vater?

Vater, Vater, lispelte Milloah. So hieß er, so nennt ich ihn.

Hamul, ein weiser und guter Fürst, diente der Gottheit mit heiliger Inbrunst. Aber oft drängte sich der bange Zweifel in seiner Seele

auf, ob er auch der Gottheit gefalle. Voll dieses Kammers war er einstmals, nach einem heißen Gebeth um Erleuchtung, entschlafen. Da sah sein schlummerndes Auge himmlische Gesichte.

Er stand vor einem blauen Nebelschleier, der sich dicht vor seinen Füßen von der Erde bis in die höchsten Himmel zog. Wie an dem Vorhange der Zukunft sank er bethend nieder. Da schwamm der Nebel langsam weiter in die Ferne, und wo er vom Boden wich, eröffnete sich ein dunkelgrünes Thal, mit tausend lichten Blumen besät, an deren Spitzen eitel Morgensterne flimmerten. Zwischen ihnen spielten nackte Kinder, holdseelig wie Engel. Jetzt rührte sich ein kleiner Kreis in der Mitte des Nebels, Millionen Lichtpunkte häuften in dieser Rosenröthe durch einander. Plötzlich flossen sie in Strahlenmassen zusammen, und spalteten den Nebel. Und in einer Ferne, die sich wie Ewigkeiten hinaus streckte, sah Hamul eine flammende Sonne, so groß, wie eine ganze Welt, und mit Strahlen, die unsre

irdische Lust in Gluth verzehren würden.
Und die Kinder alle, die zwischen den Blumen lagen, blickten andächtig nach der großen Sonne. Hamul bethete an. Da umfloß ihn eine göttliche Stimme, und sprach:

Willst du der Gerechtigkeit wohlgefallen,
So weiß ich deinen Lohn,
Entfernt von deines Reiches Thron,
In jenem Thal, wo in Krystallen
Des Lebensachen Stroms die große Rose blüht,
Wo Blumen ihm ein Bett zu seinem Schlummer weben,
Wo herrlicher die Sonne glüht,
Und reine Geister um ihn schweben!
Dort trife ihn nicht des wilden Kriegers Pfeil.
Ihm wird ein Unschuldseeliges Leben,
Und die das höchste Glück der Sterblichen zu Theil!

Noch zweymal sah Hamul dieses Gesicht,
noch zweymal vernahm er diese Stimme. Da beschloß er, das Thal der großen Rose aufzusuchen, und dem Ewigen seinen Millaoh zu weihen.

In Unschuld und Frieden war der holde Knabe aufgewachsen. Nie hatte er die Laster der Menschen gesehen, er kannte nichts, als Liebe, die Liebe, womit er an seinem Vater und an frommen Gespielen hieng. Noch

hatte kein Gram, keine Reue sein Herz zusammengepreßt: fremd war ihm das bange Klopfen der Furcht: auch die Zähren der Trennung hatten nie seine Wangen besudelt. Ach, wer möchte nicht gern aus dem Getümmel der Sterblichen ausscheiden, zu einer Zeit, wo er nichts mit sich nähme, als die reinsten Gefühle der Menschheit!

Nach wenigen Monden rüstete sich Hamul zur Reise. Im stillen hatte er bey den Weisen des Landes nach allen den fernen Thälern geforscht, die von Menschen unbewohnt und unbesucht lägen, aber keiner vermochte ihm ein Thal zu nennen, wie es die Stimme des Traums beschrieb.

Dennoch blieb sein Entschluß fest. Nur von einem treuen Diener begleitet, zog er mit Milloah aus, den Ort der Weihe zu suchen. So wandelte einst der fromme Vater mit dem Geliebten seines Herzens auf Moria's Höhen, Jehovah sein Liebstes zum Opfer zu bringen. Niemand errieth, wo Hamul hinreiste: keine Mutter, keine Brüder mach-

ten dem Knaben seinen Abschied schwer: er hatte sie alle nicht gekannt.

Lange irrten sie, verkleidet und unerkannt, als Pilger umher, ohne den bezeichneten Platz zu entdecken. Aber in einem süßen Traume verkündigte Hamuln ein Gesicht, er sey nun dem Thale um eine Tagreise nah. Am Morgen entließ er seinen treuen Gefährten, und geboth ihm, den Weg zur Rechten voran zu gehen, nach zwei Tagen wollten sie ihm nachkommen. Er aber gieng mit Willoah, der Weisung des Traums gemäß, zur Linken, und verlor sich schnell hinter Bäumen.

Und als die Sonne noch am Saume des Himmels stand, und ihre glühenden Goldtropfen in das Meer fallen ließ, da betraten Hamul und Willoah das heilige Thal. In den Krystallen des siebenfachen Stroms sah er die große Rose blühen: wie die Krone eines Palmenbaums streckte sie ihre purpurnen Blätter um sich her, daß der Spiegel des Stromes unter ihr leuchtete. Laß uns den Erwählten anbethen! sprach er. Und als sie gebet

heit hatten, preßte Hamul den Saft frischer Beeren, die am Gestade wuchsen, in eine Schale, mischte darunter aus einer Flasche, die er bey sich trug, Tropfen eines Schlags bringenden Trankes, und reichte die Schale dem Knaben. Sie wandelten noch tiefer in das Thal, und wo Hamul einen sanfterhobnen Blumenhügel fand, wie zur Lagerstätte gemacht, da setzte er sich mit Milloah nieder. Nicht lange, so entschlief der Knabe.

Hamul, so fest er der Verheißung des himmlischen Gesichts traute, hätte sich doch nur schwer von seinem Geliebten scheiden können, wenn dieser die Hände ihm nachgestreckt, oder mit Klagen und Thränen sich an ihm festgehangen hätte. Darum sollte Milloah schlafen, wenn er ihn am Morgen verlassen würde, und am Mittage erst unter Blumen erwachen.

Neben dem schlummernden Knaben sank Hamul nieder, aber um nimmer zu erwachen. Die Weissagung des Traums gieng in Erfüllung:

Ihm ward das höchste Glück der Sterblichen zu
Theil.

Niemand wußte, wo Hamul sey, auch
seinen Leichnam hat Keiner gesehen. Milloah
bewachte ihn, so lange die Verwesung seiner
schonte, dann legte er ihn tief unter die Blus-
menerde, und blieb bey ihm. Wie konnte er
das schöne Thal verlassen, in welchem sein
Vater schlief!

Aber die Jahrbücher erzählen, Hamul sey
von der Gottheit selbst aufgehoben worden.

. . .

Und wo ist Hamul dein Vater? fragte
Gador. Hast du ihn in diesem Thale ge-
sehen?

Dort liegt er, antwortete Milloah, in-
dem er auf ein buntes Blumenstück hinzeigte,
und wächst in schönen Tulpen und Lilien aus,
Ach sie lieben ihn sehr, diese Blumen, denn
nur kurze Zeit bleiben sie hier oben, bey mir,
dann sehnen sie sich wieder zu ihm hinab.

Sie hängen um diese Zeit ihre Häupter nieder, verzehren sich langsam, und fallen als Staub zu ihm zurück. Aber wenn die flammende Sonne dort über der großen Rose heraufglüht, dann sendet sie Hamul frisch und neugeziet wieder herauf, und ich lerne durch ihren Wohlgeruch, wie wohl es ihm dort unten seyn mag. : *ACH!* wir lieben uns hier alle.

Alle? fragte Gador erstaunt. Seyd ihr Mehrere in dieser Gegend?

Viele, viele: aber nicht so, wie du und dieser da: aber alle freundlich und gut. — Jetzt flatterte hellsingend ein lieblicher Vogel nieder, und setzte sich auf Milloahs Schulter. — Siehst du, sprach Milloah, auch dieser liebt mich. Er war schon damals um mich, als ich noch nicht mit Hamul hierher gegangen war, als Hamul noch so stand und gieng, wie du und dieser da. Nun hat er mich hier gesucht und gefunden, und liebt mich hier.

Aber ist sonst keiner um dich, mit dem du so sprechen könntest, wie mit uns?

Viele,

Viele, viele: aber nicht so, wie du und wie dieser da. Auch sprechen wir nicht so hell und laut, daß die Lust davon ertönt. Ihre Stimme würde deinen Ohren nicht vernehmlich seyn. Sobald die Sonne dort niedergesunken ist, lege ich mich neben Hamuls Blumen hin, und dann schweben sie in heller freundlicher Gestalt um mein Haupt, spielen mit mir die frohen Spiele meiner Kindheit, und erzählen mir, wie es ferner seyn wird. Bald geleiten sie mich in einen goldnen Saal, mit lauter Sonnen geschmückt, da sitzt auf einem Throne von eitel Edelgesteinen, ein großer fürchtbarer und guter Greis, wie Hamul, und indem er sich zu mir neigt, fühle ich unaussprechliches Entzücken. Bald bringen sie mir schöne Knaben herbey, wie die, mit denen ich vor langen Zeiten mich erfreute.

Wenn aber die Sonne dort wieder heraufsteigt, so sind sie wohl alle verschwunden?

Nicht alle. Einer bleibt noch lange um mich; er hilft mir bethen, wenn ich den Erwiggen anrufe, und zeigt mir die Früchte, deren

Genuß mich erquicken soll. Oft, wenn die Sonne tiefer gegen den Saum des Himmels sinkt, geht er vor mir her, und bewegt sich, wie ich, aber sein Angesicht kann ich nicht sehen, denn es ist zwischen mir und ihm eine dichte Wolke, die uns scheidet.

Und hast du dich nie gewünscht, daß das Alles wieder einmal anders seyn möchte?

Nie. Denn wo könnte es besser seyn, als bey Hamuls Blumen! und in dem goldnen Saale, und unter den schönen Knaben!

. . .

Die schönen Bilder der Kindheit gaukelten noch magisch und sanft in Milloahs Seele: sie erquicken ihn als Träume und Gesichte: selbst sein Schatten erschien ihm als ein lieber Freund, und seine eignen Gedanken waren zu Stimmen geworden. So einfach und unverfälscht seine Kindheit verfloßen war, so entschwanden ihm sehr noch Tage und Nächte in dieser Einsamkeit. Alles um

ihn war belebt und empfand: selbst die Blumen liebten ihn und Hamuln.

Als er zween Morgen nach Gadors Ankunft vom Schlase erwacht war, rufte er diesem mit dem Tone des innigsten Entzückens zu:

Die Knaben sind heut abermals bey mir gewesen, und haben mir große Freude gebracht. Sie führten mich hüpfend zu Hamul, der mit heikorn Blicke auf einem Blumenhügel saß. Du wirst bald zu mir kommen, sprach Hamul, und dann nicht mehr von mir gehen. Habe Acht, wenn die Blätter der großen Rose niederstürzen, und den Spiegel des Stroms berühren.

Ach, Willsoah, sagte Gador, du wirst also sterben, wie Hamul.

Und zu Hamul gehn, und nie wieder von seiner Seite. Aber jetzt laß uns die große Rose sehn.

Sie giengen zusammen an den Strom. Siehe, sprach Willsoah freudig, schon dieses Blatt und dieses hängt tiefer in den Strom, aber noch berührt es ihn nicht. Aber, was

ist mit mir! die Hände saugen an, zu zittern; schwer liegt es auf meiner Brust, meine Augen werden matt und grau. Wir wollen zurück gehn zum Blumenhügel, daß ich mich niederlege, wie Hamul.

Voll banger Erwartung sah Gador die Sonne sinken: Willsoah lag stumm und ohne Bewegung, und blickte in ihre Strahlen, nur selten hob sich seine Brust höher, wie wenn sie vor Entzücken ausathmen wollte. Der Tag verlosch, und Gador gieng allein hin an den Strom.

Abwärts hingen die Rosenblätter, und tauchten sich tief in die Krystallen.

Da elkte er erschrocken zurück: aber Willsoah war in den Armen seines Begleiters verschieden. Ein Himmel voll Ruhe schwebte über seinem erblaßten Antlitz, wie wenn ihn das Entzücken getödtet hätte.

Geh, frommer Greis, aus diesem Thal der Sonnen
In einen Höhern Himmel ein,
Im goldnen Saal, erhellt von tausend Sonnen,
Mit Vater Hamul dich zu freun.
Du thronst vielleicht auf einem Flammensterne,

Und glänzeſt nieder auf dein Grab,
Und biſcheſt nur aus deiner ſeitgen Ferne
Auf dieſe Welt und ihre Nöth herab.
Wir ſehn dir nach aus einer dunkeln Höle,
Doch bald ermattet unſer Blick;
Laß, frommer Greis, die Unſchuld deiner Seele
Und deinen Frieden uns zurück!

Gador und ſein Begleiter lockerten die
Blumenerde auf, wo Milloah entſchlummert
war, daß der Leichnam ſelbſt allmählig ein-
ſank, und die ſchlanken Blumenſtengel ſich
über ihn ſammenbogen.

Und um die Stunde der Mitternacht glaub-
te Gador heilige Geſtalten zu ſehen, die um
den Hügel ſchwebten, als ſuchten ſie Mil-
loah, in ſchönen Träumen ihn zu umſangen.
Ein laues Wehen floß über ſeine Stirn; aus
den Höhen herab glitten ſanfte Töne, wie
Lobgeſänge verklärter Geiſter. Es iſt heilig
um die Stätte, wo ein Frommer entſchlies.
Am Morgen verließen beyde das Thal der
großen Roſe, mit Schauer und Wehmuth:
nach ihnen hat es kein Sterblicher mehr be-
reten.

Eine Perle war Milloah, die am Ufer des Meeres liegt, rein und hellglänzend, aber von Niemand gesehen und aufgehoben. Zu seiner Zeit nahm sie die Gottheit, und legte sie sanft wieder in ihre Muschel.

Je z i d.

Wen der Ewige schützt und in seine Hand gezeichnet hat, dem wird das Wüthen und Toben sterblicher Gelude nicht schaden. In-
deß sie ihn zu stürzen wännen, bereiten sie ihr etanes Verderben.

Je z i d haßte den Salam bitterlich: aber alle Versuche, ihn zu verderben, mißlangen: denn Je z i d war Allahs Freund nicht.

Eines Tages fand er in einer öden Gegend mitten im Sande einen großen Stein liegen, auf welchem heilige Buchstaben einge-

graben waren. Er las: An Einem Tage werden Jezids Söhne alle umkommen!

Woh mir! rufte er aus. Aber, wenn ich unglücklich seyn soll, so muß auch Salam, mein Todfeind, mit mir leiden.

Mit scheinbar ruhiger Miene gieng er zu Salam, dem an diesem Tage ein Enkel geboren war. Die Gottheit, sprach er, hat mir offenbart, daß dein Enkel einst groß seyn wird in meinem Reiche. —

Allah sey gepriesen, antwortete Salam.

Aber nur unter der Bedingung, daß er meinen Namen führe. Willst du der Gottheit gehorchen?

Ich will, versetzte Salam, und ließ seinen Enkel Ebn Jezid nennen.

Voll Schadensfreude verließ ihn Jezid, und sah jetzt seinem Schicksale ruhiger entgegen. Aber Allah ist gerecht.

Nach sechzehn Jahren zog Jezid, wieder durch jene Gegend, und fand den Stein wieder. Aber als er ihn mit dem Fuße berührte,

rollte der Stein um, und auf der andern Seite standen die Worte geschrieben: Jezids Edhne werden umkommen durch einen Mann, der Jezids Sohn heißt, und nicht ist.

Und indem er noch wie auge Donnert bey dem Stelne weilte, kamen große Haufen seiner Diener, und meldeten ihm, Ebn Jezid habe seine Edhne erschlagen und den Thron eingenommen.

Da rufte er verzweifelt: Allah ist gerecht! und stürzte sich in sein Schwerdt.

O m a r.

Ich würde gern sterben, sagte der kranke Omar, wenn ich nur die Auslösung zweyer Räthsel erlebt hätte, die sich in der Geschichte meines Lebens finden, und die mich oft an Allahs Güte verzweifeln ließen. Ich war einst in die bitterste Armuth gerathen, voll Kummer und Ungeduld lief ich auf unsern Bergen herum, beynahe entschlossen, mich in die Tiefen hinab zu stürzen. Da fand ich auf einmal einen großen Beutel voll Goldstücke im Moos liegen: entzückt hob ich ihn auf, setzte mich an den Abhang des Berges, und wollte die Goldstücke zählen, als ich durch ein Verschn von meinem Sitze abglitt, und der Beutel, einem Steine gleich, den Berg hinabrollte. Wie vom Blitze getroffen, starrte ich ihm nach, und sah, daß ein Mann,

der unten vorbeiging, ihn ergriff, und eilends damit entließ.

Als ich, ihr könnt denken, mit welchen Empfindungen, nach Hause gieng, begegnete mir ein Hirtenmädchen, deren Schönheit und Unschuld mein Herz bezauberte. Sie ward in Kurzem meine Gattin. Wir lebten arm und kümmerlich: und nach Verlauf von dreu Jahren entdeckte mir Abroah, daß ich der Sohn eines Fürsten sey, daß ich aber meine Ansprüche auf diesen Stand durch meine Vermählung verlohren hätte. Ich sollte meine Gattin mit ihren Kindern verstoßen, aber das vermochte ich nicht.

Warum hat mir Allah das gethan?

Omar starb; keiner der Weisen, die um ihn waren, konnte diese Räthsel lösen.

Als er jetzt in die Wohnungen der Seeligen eingetreten war, reichte sein Engel ihm ein großes Buch dar. Les dieses, sprach er, denn das erste, was die Seeligen zu thun haben, ist, daß sie ihr irdisches Leben noch einmal überschauen, damit sie in den Lobge-

sang der Vollendeten desto voller einstimmen. Es war Omars Leben. Auf der rechten Seite standen seine Schicksale aufgezeichnet, wie sie gewesen waren, das Leben des armen Omar: auf der andern war das Leben Omars des Fürstensohns geschrieben.

Omar, hieß es hier, fand eines Tags einen großen Beutel voll Goldstücke. Er gieng damit zurück, mietete sich einen kostbaren Pallast, kaufte sich eine Menge Sklaven, und lebte in Pracht und Freuden. Die Tochter des Kalifen hatte ihn lange schon im Stillen geliebt, jezt entdeckte sie sich ihrem Vater. Der Kalife Abroah fand nöthig, die Herkunft Omars zu untersuchen, und entdeckte in geheimen Schriften, daß er der Sohn des Fürsten Tamurah sey, und daß ihn seine Stiefmutter, aus Vorliebe für ihren eignen Sohn, in früher Kindheit verstoßen und dem Mangel Preis gegeben habe. Abroah entflammte in Omars Herzen die grausamste Rachsucht: Liebe und Ehrgeiz vollendete, was dieser angefangen hatte. Unter

dem Beistande des Kalifen brachte Omar ein Heer zusammen, und drang in das Land ein, welches sein Stiefbruder beherrschte. Er überwand und tödtete diesen, und Rachsucht und Muth übermaunten ihn, daß er Samurahs Gattin, die bey ihrem Sohne lebte, unter den schrecklichsten Schmähungen erwürgte. Jetzt ward er Herr seines Landes und Gatte der Tochter Abroahs. Länger als zwey Jahre liebten sich beyde zärtlich, aber dann nahm Omar einen Jüngling an seinen Hof, den alle Welt die Rose der Schönheit nannte. Omars Gattin entbrannte gegen ihn, und als Omar des einen Tages von einer Reise unvermuthet zurück kam, traf er sie in den Armen dieses Jünglings. Mit einem Stöße durchbohrte er beyde. Abroah erfuhr es, und eilte mit seiner Macht herbey, den Tod seiner Tochter zu rächen. Omar ward überwunden und gefangen. In einem unterirdischen Kerker sollte er Hungers sterben. Der Unglückliche! Die Gestalten aller der Ermordeten schwebten mit Grausen und Entsetzen

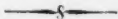
vor seinen Augen, Reue, Verzweiflung und Hunger marterten ihn in neun schrecklichen Tagen zu Tode. —

Genug! Genug! rufte Omar aus, und mischte sich unter die Ehre der Verkürzten, Allahs Gnade durch Ewigkeiten zu preisen.

Die Frühlingsfeyer.

Aus dem Türkischen des Mesîhî.

Nach dem Klange des Originals.



Hörst du der Phylomele Lied?

Sie singt: der Lenz ist da!

Wartet hin! In jedem Garten blüht

Deym Schalle süßer Lieder

Dem Lenz ein Altar auf: und fern und nah,

Regnen Mandelblüthen nieder.

Sei froh, und heitre dein Gesicht,

Die Frühlingsstage fliehen, und bleiben nicht.

Jetzt schmücken sich die Höhen
Der Garten und die Hayde
Mit einem Blumenkleide.

In jedem Rosenhayn bereitet sich der Freude
Ein Blumenfäß. Wer weiß, wirst du ihn sehn,
Wirst du nicht heute noch mit Peide
Unter Blumen schlafen gehn?

Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Der ganze Rosenhayn
Ist voll von Achmeds Schöne,
Wie Nachmuds edle Edhne
Stehn um ihn her die Tulpen, Reihn.
Auf! des Propheten Jünger!

Der Freude Wiederbringer
Der Lenz befiehlt, ihr sollet euch freun!
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Und nicht der Mädchen Wangen,
Wie Rosen, die bey Liljen stehn,
Voran des Thaues Perlen hängen?

Nich' hoffe nicht,
Daß diese Reihe nie vergehn.

Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Der Morgenthau glänzt wieder
Um hoher Liljen Haupt,
Und Tropfen fallen nieder,
Wo sich die Grotte laubt.
Suchst du die Freude dort und hier?
Komm höre mich, und folge mir.

Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Die Wolke träufelt Blut,
Und labt die Kronen
Der lichten Anemonen:
Die Sonne ruht
Mit Seegen auf dem Thale:
Genüsse diesen Tag bey eines Freundes Mahle!
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Vorüber ist die Zeit,
Wo dort im kalten Moose
Vertrofuete der Pflanze Mark:
Und wo der Kelch der Rose
Im Schooße sich verbarg.
Gekommen ist die Zeit,
Wo aller Berge Rücken
Und alle Felsen sich mit Blumen schmücken.
Sei froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Am Morgen fällt
Ein Perlen-Regen auf die Blumenwelt.
Der Hauch der frischen Morgenluft
Ist reiner Moschus-Duft.
Versäume nicht, den Frühling zu begrüßen,
Und dieses Leben zu genießen.
Sei froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Das Rosenzelt
Hat alle Lust durchhaucht,
Daß jeder Tropfen, wie in Rosenbl getaucht,
Danteder fällt.

Die

Die Luft verbreitet auf die Matten
Ein schirmend Dach von Wolken-Schatten.

Sey froh, und heitre dein Gesicht,

Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Ein böser Nebel strich

Durch diesen Hain daher, dahin:

Da kam der Erde Königin,

Und jener böse Nebel wich.

Und wieder labte sich der Zecher

An dem erwünschten Becher.

Sey froh, und heitre dein Gesicht,

Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Berühmt sey dieses Thal

Durch mein Gedicht! Vergesset unser Mahl

Und diese Mädchen nie!

Wie lieblich, Weschi,

Tönt deines Liedes Schall!

Wenn du, geschmeltelt und geläßt,

Im Kreise schöner Mädchen bist.

Sey froh, und heitre dein Gesicht,

Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Bilder
aus dem Arabischen.

Du holde Mandelblüthe,
Du Liebling der Natur,
Du bist das süße Lächeln
Im Antlitz einer Flur.

* *

Es schimmerten vom Thau
Die Blätter der Viole:
Sie glichen meinem Mädchen
Mit himmelblauen Augen,
Wenn süße Freudenthränen
Von ihren Wimpern tröpfeln.

* *

Der süsse Wein im Becher
Hat zwey der schönsten Farben:
Kein gleicht er der Narciße:

Gemischt mit hellem Wasser,
Der blonden Anemone.
Kein gleicht er den Wangen
Albiras, meines Mädchens:
Gemischt mit hellem Wasser,
Da gleicht er meinen Wangen,
Die Lieb' und Sehnsucht bleichte.

. .

Stehst du die volle Rose blähn?
Sie gleicht dem brennenden Rubin,
Der auf Smaragden liegt,
In dessen Mitte sich ein Zweig von Golde wlegt.

. .

Bei allem, was ich sehe,
Denk' ich an Irla's Schöne.
Heut sah ich in dem Garten
Die Knaben Bälle spielen.
Und wenn sie da die Kugel
Von glattem Elfenbeine
So mitten in die Scheibe
Aus Ebenholze legten:

Da dacht' ich mit Entzücken,
Wie schön die schwarzen Locken
Um Irla's Stirne flossen.

• •

Da seh ich in dem Garten hier
Viel tausend Liljen schimmern:
Ein Himmel aus Smaragd und lieblichem
Eaphir,
An welchem Silbersterne flimmern.

• •

Sieh, diese Rose war
In ihrer Knospe weiß.
Doch Zephyr küßte sie
So zärtlich und so treu,
Daß innres Sehnen ihr
Den keuschen Busen hob,
Und steigend das Gewand,
Das ihn umgab, zerriß.
Nun stand sie da entblößt,
Und sieh! da ward sie roth.

Die Nacht.

Der erste Mensch.

Ich wache doch — und offen
Stehn beyde Augen mir —
Was hat die Welt betroffen?
Verschwunden dort und hier
Das helle Grün der Auen,
Der Silberbach am Hayn —
In welches öde Grauen
Hüllt sich der Himmel ein!

Dunkel ist's um mich her,
Schantig die Welt und leer,
Ach! keine Sonne mehr!

So steh ich denn allein, allein,
Zur Finsterniß erwacht,
Und greif in leere Schatten ein,
Und blick in ewige Nacht.

Wie weht so kalt die Luft
In dieser stillen Klufe,
Wo keine Stimme ruft!
Wo fiel die Sonne nieder —
Wo hab ich sie gesehn —
Ach kommt sie nimmer wieder:
So laß mich zu ihr gehn!

Eine Stimme.

Getrost! du Mann im finstern Thal!
In meinem Arm geborgen,
Begrüßet dich am Morgen
Der Sonne Strahl!

Der erste Mensch.

Du, der so tröstend spricht,
Dein Antlitz schau ich nicht.
Geh, dränge sie zusammen,
Denn sieh, in tausend kleine Flammen
Zergleng der Sonne Licht.

Eine Stimme.

Die Flammen erbleichen,
Die Nebel weichen,

Und salber wird der ede Raum,
Und röthlicher der Lüfte Saum.

Der erste Mensch.

Der düst're Schatten fällt,
In stillen Glanz erhellt
Prangt wieder meine Welt!

Eine Stimme.

So ist in wenig Stunden
Die grause Nacht verschwunden,
So glüht durch Berg und Thal
Der Sonne neuer Strahl:
So lacht dir über Grab und Tod
Ein helles neues Morgenroth!

Wechselgesang

der Geister in der Luft und den Bergen.

Die Geister in der Luft.

Furchtbar ist unsre Macht,
Unser sind bey Tag und Nacht
Die luftigen Räume der Himmel.
Wir züchten dem wilden Gerummel
Der Winde die Bahn,
Wir treiben den Schreckens-Orkan
Mit Blitz und Donner heran.
Wenn unser Ruf erschallt,
Zittert der Eichenwald,
Krachen die Gipfel der Thürme
Im Donner der Stürme.

Die Geister in den Bergen.

Furchtbar ist unsre Macht,
Unser sind bey Tag und Nacht
Der Erde tiefe Klüfte.

Wir jagen durch die Grüste
Der Flamme Wuth,
Die tief im Grunde ruht,
Und fachen sie zu reißender Gluth.
Wenn unser Odem schnaubt,
Verstet des Berges Haupt,
Bricht ein Flammen- Meer hervor,
Und brauset in die Luft empor.

Die Geister in der Luft.

Mild ist unser Seegen,
Wenn in stillem Regen
Labung niederthaut,
Wenn der Himmel blaut,
Und ein sanftes Wehen
Durch die Blumen irrt,
Und in heitern Höhen
Froh der Säng' er schwirrt.

Die Geister in den Bergen.

Mild ist unser Seegen,
Wenn in dichtem Regen
Sich der Quell ergießt,
Und durch Kiesel fließt:

Unter Blumen : Ranken
Matte Wandrer tränkt,
Und dem armen Kranken
Neues Leben schenkt.

W e n d e.

Wir herrschen in der hohen Luft,
Wir herrschen in der Erde Kluft,
Und nehmen und geben
Verderben und Leben.

Die Geister in der Luft.

Mensch und Thier
Könnte nicht seyn,
Hauchten nicht wir
Odem ihm ein.

Darnieder sinkt der Pflanzen Haupt,
Und Wald und Garten steht entlaubt:
Wenn wir nicht Labung wehen,
Muß die Natur vergehen.

Die Geister in den Bergen.

Ohne Metall
Würden die Menschen all
Thiere nur seyn.

Reißt ihr die schwachen Hütten ein,
So lassen wir sie Kalk und Stein
Aus unsern Tiefen hauen,
Sich fester anzubauen.

Wer gab euch die Macht,
Wer gab euch den Regen,
In Stürmen und Regen
Vey Tag und vey Nacht?

• Beyde,
Wir würden zerstöhen,
Und sollten erfreun —
Wir würden erfreun,
Und sollten zerstöhen.
Doch welcher bedacht

Hat es die höchste Macht.
Wir fühlen, ihr Brüder,
Den Mächtigen nahn:
Aufs Angesicht nieder,
Und bethet ihn an!

Leilas Schönheit.
Aus dem Arabischen.

Ihr Geliebter.

Willst du des Tages Ausgang sehen:
Sieh meines Mädchens Angesicht,
Wie schwarze Locken rund um ihre Wangen
wehen,
Auf denen Purpurroth durch Silberwolken
bricht.

Sein Freund.

Ich sehe sie. Doch meinem Blick verborgen
Deckt ihrer Wangen Pracht ein dunkelgrauer
Flor.

Ihr Geliebter.

Jetzt schlägt sie ihn zurück.

Sein Freund.

So steigt der helle Morgen
Umgeben von der Nacht empor.

Bion von Borysthene.

Nach alten Nachrichten.



Die alten Nachrichten, auf welche sich das Titelblatt bezieht, sind kein erdichteter Romanbeheft. Der Gelehrte weiß, wo er sie zu suchen hat, im Diogenes Laertius, Buch 4, Kap. 7., wo die Kommentatoren, insbesondere Menage, mehrere Stellen aus Stobäus, Plutarch und andern, zusammengetragen haben. Kürzer und bequemer findet man das Wichtigste in Bayle's Wörterbuch beisammen.

Ich wünschte, es wäre mir gelungen, den sonderbaren Mann in diesen Dialogen, Monologen, Satyren und Vorträgen so darzustellen, daß die Data, die wir von ihm haben, zupassen. Erscheint er jedoch hin und wieder idealisirt, und besser, als ihn einzelne Nachrichten schildern; so gehört das auf Rechnung unsers Zeitalters, dessen Moralität in gewissen Punkten spärlicher ist.

Dion. Ich bin es nicht, der diese Nachricht erfunden hat: das ganze Volk spricht davon.

Antigonus. Daß ich Kleopatra —

Dion. Hätte tödten lassen. Es ist lustig, König, sehr lustig: es sieht beynah aus, wie Menschenfreundlich.

Antigonus. Wie meinst du das?

Dion. Eh, König, du kennst doch Kleopatra? Seitdem ihr Gemahl gestorben war, hatte sie eine solche Menge Freyer, daß sie mit der Zeit drey Ithaka's hätte ruiniren können, den Leonnatus, Perdiccas, Kassander, Ptolemachus —

Antigonus. Wie? Und?

Dion. Und dein menschenfreundliches Herz konnte es nicht mit ansehen, daß dein

erklärter Feind Ptolemaeus durch eine solche Penelope unglücklich würde. Darum hast du sie bey Seite geschast.

Antigonus. Mensch, du bist entweder ein Philosoph oder ein Narr.

Bion. Sehr verbunden. Etwas von Philosoph, und etwas von Narr: eigentlich bin ich ein Selbstänzer.

Antigonus. Von Handwerk?

Bion. Im figurlichen Sinn. Ich tanze auf dem Seile, welches Plato zwischen Philosophie und Narrheit quier durch gezogen hat.

Antigonus. Die Götter behüten dich vorm Fallen.

Bion. Und dich vor mir.

Antigonus. Warum das?

Bion. Weil ich dir täglich vorsagen würde, daß die Könige entweder Philosophen seyn müssen, oder Narren sind. Das erstere sagt Plato, das andre sag ich.

Antigonus. Und wofür hältst du mich?

Bion.

Bion. Natürlich für einen Philosophen. Nur der Weise ist reich, sagen die Philosophen, und wer ist reicher, wie du? Traun, ich habe nicht viel Vermögen, aber ich kaufe dir deine Schätze — deine Weisheit, wöhlst ich sagen, um 10000 Talente ab, und profitire doch.

Antigonus. Und warum sollte ich mich vor dir fürchten? glaubst du nicht, daß ich das gern höre?

Bion. Einmal, zweimal wohl. Aber es könnte kommen, daß ich mit der Zeit manches an deiner Philosophie zu tadeln fände.

Antigonus. Zum Beispiel?

Bion. Daß sie dich nicht schlafen läßt, die Lust verdirbt —

Antigonus. Genung! — Wir müssen uns näher kennen lernen. Wer bist du? oder, weil du einmal auf die Odyssee gekommen bist —

Wer? woher? dein Vaterland welches?
und wer deine Eltern?

Bion. Sonderbar! Wenn du Schützen brauchst, probierst du sie doch wohl nicht durch Fragen nach ihrer Familie, sondern durch ein vorgestrecktes Ziel, wornach du sie schießen läßt. Ist der Hochadliche immer der beste Schütze? — Mache es mit Freunden eben so. Denn ich soll doch dein Freund werden?

Antigonus. Das müssen wir erst abwarten.

Bion. Abwarten? wozu? Ich kann in der Welt sonst für dich nichts seyn, als dein guter Freund. Zum Feldherrn bin ich zu selb, zum Kupler zu plump, und zum Eylon zu dumm.

Antigonus. Brauchen die Könige weiter nichts?

Bion. Nichts, als gute Freunde.

Antigonus. Nun immerhin. Aber deinen Namen kannst du mir doch sagen.

Bion. Meinen Namen, und aus gutem Willen meine Geschichte obendrein. Mein Vater war ein Freygelassner, arm und rein

lich, denn er wischte sich die Nase gewöhnlich am Ellenbogen, gebürtig aus Vornstene: ein besondrer Mann, ein Gesicht hatte er gar nicht, sondern statt des Gesichts eilliche große Buchstaben, die ihm sein gütiger Herr zum Andenken eingeblaut hatte. Meine Mutter war — eine Dame, wie sie für einen solchen Mann gehört, erzogen für die ganze — bald hätt' ich gesagt, große Welt. In der Folge hatte mein Vater etwas versehen, und wurde zur Strafe mit uns allen als Slave verkauft. Weil ich nicht übel ausah, kaufte mich ein Redner, der mich bey seinem Tode zum Erben einsetzte. Ich verkaufte und zerriß seine Bücher, weil sie mir nichts halfen, gieng nach Athen, und trieb danielbst die Philosophie. Mein Name ist Blon.

Aus diesem Stamme bin ich, von diesem Blute gezeuget.

Und nun, König Antigonos, nimm mich mit dir —

Antigonos. Wohin?

Blon. In die Unsterblichkeit. Lasse deine

Geschichtschreiber aufzeichnen: Am heutigen Tage hat Antigonus mit dem berühmten Bion, dem Sohne des — der — aus — von — sich so lange und so geistreich unterhalten, wie der große Alexander mit Dlogenes.

Antigonus. Soll geschehen. Aber ich setze nicht dafür, daß die Nachwelt an deiner Geschichte sich sehr erbauen wird.

Bion. So gut, wie an der deinigen.

Antigonus. Es scheint, du willst einen Dlogenes spielen.

Bion. Spielen? so wenig, wie du einen Alexander.

Antigonus. Guter Freund, laß uns immer das spielen, was wir nicht seyn können. Ich werde ein andermal nach dir fragen lassen.

Was wir nicht seyn können? Du hast es getroffen, Antigonus: es geht mir nicht um ein Haar anders, als dir. Denn auf

richtig, Bion, gestehe dir, du bist nicht, was du seyn kannst, und scheinst, was du nicht bist. Aber woher kommt es auch, daß man in der Welt selten mehr seyn kann, als etwas ganz Gemeines! Hier und da tritt manchmal ein Kopf auf, der von allen bewundert und gelesen wird: die Leute schütten sich dann über ihn aus, und haben für unser einen nichts mehr übrig, als Gleichgültigkeit, oder Spott. Es ist dabey lauter Glück. Die meisten ausgezeichneten Menschen sind es erst geworden, als man sie ausgezeichnet fand. Ständen um mich her von Morgen bis Abend, Socrateſſe, Alexanders, und nebenan ein Haufe müßiger Gaffer: wie schnell wollte ich den Diogenes überholt haben! Verdammt! daß man mich aber doch immer nur vergleicht. Wer blos durch Vergleichung Etwas ist, ist also an sich so gut, wie Nichts.

Doch wie komm ich auf diese Grille! Ist es doch, als würde man in seinen Augen kleiner, wenn man mit einem Könige gesprochen hat. Da geht er nun hin; und wenn er

gleich nur geht, oder steht, oder sitzt: so heißt es doch von ihm: er regiert. Und was sagen die Leute von mir? Wahrlich, Kämter und Stände scheinen nur erfunden, um den Menschen vor Selbstqual zu verwahren. Sich selbst überlassen, fühlt man die ganze Last seiner Schwachheit.

Warum bin ich nicht ein König geworden? Halt, ich wollte fragen: warum bin ich ein Mensch geworden? hätte wirklich die Welt nicht ohne mich bestehen können? Was trägt meine Minute Existenz zum Glücke des Ganzen bey? Ich wandle herum, rede von Philosophie, mache dann und wann einen Spaß, und sterbe — vielleicht Hungers.

Wenn mans genau nimmt, können die wenigsten Menschen etwas mehr seyn, als Tagelöhner.

Philonides. So einsam, Dion?

Dion. Einsam und verdrüsslich.

Philonides. Vorüber, wenn ich fragen darf?

Bion. Ueber etwas, woran du in deinem Leben noch nicht gedacht hast.

Philonides. Und das wäre?

Bion. Die Frage: warum du eigentlich lebst.

Philonides. An diese Frage habe ich oft genug gedacht. Alle Philosophen sagen —

Bion. Was sie selbst nicht wissen.

Philonides. — Sagen, daß der Mensch lebt, um gut und glücklich zu werden.

Bion. Hast du sie gefragt, was gut und glücklich heiße? Sage mir, wer hat wohl auf der Welt den meisten Kummer?

Philonides. Das beantworte dir selbst.

Bion. Eben der, der am meisten darnach strebt, ganz Kummerfrey zu seyn. So ist der am wenigsten gesund, der auf seine Gesundheit am angelegentlichsten denkt. — Nein, guter Freund, es ist keine Glückseligkeit möglich: es sey denn im Schlafe. Oder, willst du behaupten: der Mensch mache bloß,

um schlafen zu können? nicht aber, er schlafe, um wachen zu können?

Philonides. Ich versiehe dich nicht.

Bion. Ist Glückseligkeit unsre Bestimmung: so sind wir die Narren unsrer Bestimmung. Denn indem wir Glückseligkeit suchen, haben wir sie noch nicht, und haben wir sie, so ist es unnüthig, sie zu suchen. Glückseligkeit ist Ruhe, ist Schlaf: wir sind da der Tages-Arbeit los. Aber den Schlaf empfinden wir nicht, wir empfinden nur das Wachen und die Arbeit.

Philonides. Aber doch stärkt uns der Schlaf zum Wachen.

Bion. Dann ist das Wachen unsre Bestimmung, und alle deine Philosophen wissen nicht, was sie wollen. Sage mir, was hast du in der Welt gethan, was auch nur des Nennens werth wäre?

Philonides. Ich? laß mich nachsinnen.

Bion. Du hast schon verlohren. Wer seine guten Handlungen nicht auswendig weiß, der hat keine zu erzählen.

Philonides. Das folgt nicht. Wir thun des Guten viel, ohne uns ein Register darüber zu halten, und der ist der Beste, welcher so viel thut, daß er's nicht behalten kann.

Bion. Falsch! Im menschlichen Leben giebt es auch nicht lauter Sonnen-Tage. Der neblichten und düstern sind mehr: eben dar- um erinnert man sich leichter an jene.

Philonides. Ist es nicht des Mennens werth, daß ich, um einen meiner Freunde zu retten, mein ganzes Lebensglück aufgeopfert habe?

Bion. Und was hat die Welt davon für Nutzen? Ist denn damit ein Glücklicher mehr geworden? Ihr beyde habt ja nur eure Rollen vertauscht.

Philonides. Aber mein Freund wäre noch unglücklicher geworden, als ich es bin.

Bion. Ist er, was ihr Leute einen edlen Mann nennt, so muß er weit unglücklicher seyn, als du. Denn er hat das Gefühl, daß du durch ihn elend geworden bist.

Philonides. Sollte ich ihn also fallen lassen?

Bion. Kommt auf Umstände an. Ich sage, der Mensch muß sich lange besinnen, ehe er sein bleichen Glück hingiebt: denn es wird ihm nicht gut gethan. Würdest du in einem ähnlichen Falle wiederum so handeln?

Philonides. Um das bestimmen zu können, ist meine Handlung noch nicht abgemessen. Hätte ich aber nicht Zeit mich zu besinnen: so würde ich eben so handeln.

Bion. Steh, schon das beweist, daß es um uns Menschen nicht zum Besten steht. Wir können uns nicht einmal selbst mit uns selbst auf einen festen Fuß setzen.

Philonides. Mag seyn: aber wozu soll auch ein so abgemessenes System! Es macht uns endlich zu Maschinen, und verhärtet uns gegen jeden neuen Eindruck. Hättest du ein System der Meinungen, du würdest bey weitem kein so guter Gesellschaftor seyn. So, denk ich, ist's mit dem Handeln ebenfalls.

Bion. Bin ich doch heute dazu verur-

theilt, jedem Recht geben zu müssen; er mag mit einer bittern Fronte oder mit einer Schwelcheley endigen.

Philonides. Soll das erste mir auch gelten?

Bion. Nein, sondern dem Könige.

Philonides. Hast du mit ihm gesprochen?

Bion. Und er mit mir. Ich begegnete ihm vorhin, und da ich ihm ansah, daß er im Stillen sich ein wenig ärgerte, worüber? weiß ich nicht: so glaubte ich, es würde ihm lieb seyn, unterbrochen zu werden. Nun weiß ich, daß den, welcher Grillen fängt, nichts so leicht auf andre Gedanken bringt, als ein unverschämtes Queerdrein. Ich fragte ihn also geradezu: ob Kleopatra auf seinen Befehl gestorben wäre?

Philonides. Und er?

Bion. Ein andermal, Philonides. Jetzt muß ich Anstalten zu meiner Abreise treffen.

Philonides. Schon wieder?

Blon. In der That, mein guter Mann, das ist das einzige Mittel, um mir nicht selbst zur Last zu werden. Durch stetes Reisen erhält man sich immer neu und jung: ich kenne nichts Elenderes, als an Einem Orte alt zu werden. Lebe wohl!

Auf dem Schiffe.

Blon. Und wie ist dir dann zu Muth?

Schiffsherr. Freylich so gut nicht, wie bey heiterm Wetter und guter Fahrt, aber es geht denn doch vorüber: und, lieber Herr, was hätten wir auch für Langeweile, wenns nicht zu Zeiten stürmte und tobte! So ein paar Stunden Angst und Furcht sind für Leib und Seele gesund, man ist drauf, wie neu gebohren.

Blon. In der That, die übrige Gesellschaft auf dem Schiffe scheint eben nicht die unterhaltendste zu seyn.

Schiffsherr. Unterhaltend genug, denn man muß unaufhörlich aufpassen, daß sie einem nicht das ganze Schiff rein ausplündern. Sieh dort, der Graukopf hat das Rauben noch unterm Ptolemäus gelernt.

Einige. Um der Götter willen! es läßt sich ein Seeräuber-Schiff sehen. Wir sind verlohren, wenn man uns erkennt.

Bion. Sagt lieber, wir sind verlohren, wenn man uns nicht erkennt.

Einige. Was willst du damit sagen?

Bion. Ich habe immer gehört, daß die Raubthiere von einerley Gattung einander nichts thun.

Einige. Dein Wiß sollte dir theuer zu stehen kommen, wenn du noch eine Nacht mit uns führst. — Doch seht, es lenkt ab, den Göttern sey Dank!

Bion. Hab ichs nicht gesagt? Nichts lustiger, als wenn ein Schurke dem andern ausweicht, weil keiner weiß, welcher wohl der größte seyn mag.

Schiffsherr. Laß sie gehen. Sage mir doch, warum fragtest du vorhin nach meinem Vorrath an Mänteln?

Bion. Ja recht, wie viel hast du deren?

Schiffsherr. In allem sechs.

Bion. Und ich zwey, macht acht. Du sollst mir, lieber Freund, durch deine Mäntel Zusppruch verschaffen. Wie? das sollst du hören. Meine Absicht ist, in Rhodus Unterricht zu ertheilen: du weißt, es wimmelt da von Lehrern aller Art, und es hält schwer, bekannt zu werden. Die Welt will betrogen seyn, und ich wäre nicht gern der Letzte, der ihr den Willen thut. Wie nun, wenn du acht Matrosen in diese Mäntel kleidetest, und sie mit Büchern in der Hand hinter mir drein ziehen ließest? Das würde aussehen, als brächte ich schon einen Haufen Schüler mit, und du sollst erfahren, wie gut der Spas sich bezahlen wird.

Schiffsherr. Es sey drum: ich werde alles besorgen.

Vion. Du empfängest die Hälfte von dem, was ich in der ersten Woche einnehme.

• • •

Und das würde nun ein ganzer Troß von Moralisten für Betrug ausschreien. Also sollt ich ganz ungesehen in Rhodus einziehen, sollte voll Selbstgefühl und — Hunger warten, bis meine Weisheit, wie eine Wähle ohne Aufsicht, sich selbst entzündete, und durch diesen Feuerglanz die Augen der Rhodier auf sich zöge? Das wäre fein. Kein größerer Thor, als wer darauf rechnet, daß die Leute ihn suchen werden, ohne daß er sich bemerklich macht. Das stille Verdienst kommt mir vor, wie ein stilles Wasser: es mag sich freylich warm darinn liegen, aber Niemand kann seinen Durst daraus löschen, zum Baden taugt es gar nicht.

• • •

Im Hörsaal.

Der Mann, welcher jetzt vor Euch steht, Ihr lieben Herrn und Freunde, ist der Weltberühmte Philosoph Plon, von dem in ganz Athen kein Mensch etwas weiß, und von dem auch Ihr nichts wissen würdet, wenn nicht diese acht handfeste Schüler meiner mageren Weisheit Eure Aufmerksamkeit erregt hätten. Und wahrlich, diese acht Männer, die Ihr da seht, die sind eigentlich die wahren Philosophen. Sie genießen, was sie haben, entbehren, was sie nicht haben können, kümmern sich nicht, was ehemals gewesen ist, ehe sie waren, und was dereinst seyn wird, wenn sie nicht mehr seyn werden. Dabey arbeiten sie, daß es eine Lust anzusehen ist, und dulden standhaft, was ihnen aufgelegt wird. Keiner von Euch, darauf wette ich, kann sein Lebensschiff so schnell und kräftig fortrudern, und dem widrigen Winde entgegentreiben, wie diese acht Männer das Schiff trieben, auf dem ich hierher gefahren bin. Ihr seht euch verwun-

bert

dert um? Nun, glaubt mirs nur, es ist in der Welt nichts leichter, als für einen Philosophen gehalten zu werden. Die Philosophie ist ein Mantel, womit man alles verhängen kann, und der erste, welcher den Philosophen-Mantel erfand, war eigentlich ein witziger Kopf. Wenn diese acht Männer die Bücher und Mäntel ablegen, sind sie wieder, was sie waren, Matrosen. Ich fürchte, es giebt Philosophen, die mit Buch und Mantel nichts bessers, als Bootsknechte, sind. Thut, was ich sage, ihr acht Mantel-Philosophen, legt eure Zeichen ab, und geht hinaus. Wollt ihr übrigen alle nachgehen: so thut es bald. Ihr bleibet? nun gut, so folgt von selbst, daß ich auch bleibe.

Aber vor allen Dingen müssen wir uns darüber einigen, was wir hier wollen. Ihr — wollt von mir lernen: ihr müßt also wissen, was ich euch lehren kann.

Laßt uns von oben anfangen, vom Himmel, von der Sonne, von den Sternen. Davon weiß ich nichts. Ich habe oft lachen

müssen, wenn ich Leute sah, die die Fische am Ufer, welche vor ihren Füßen herum schwammen, nicht sehen konnten, und doch die Fische in den Himmelsteichen entdeckten und zählten. — Von den Göttern? Wie ihr an meinen acht Matrosen gesehen habt, so komme ich nicht vom Olympus herab. Und was man auf Erden von den Göttern wissen kann, ist herzlich wenig. — Von der Welt? Meynt ihr die paar hundert Etadien, die ihr bisher durchlaufen seyd? Nun, wenn ihr mit offenen Augen gereist seyd, so habt ihr gesehen, was zu sehen ist. Oder meynt ihr die Welt, ehe sie war? Lieben Herrn, damals war ich auch noch nicht. Wollt ihr etwa wissen, wie alt sie ist? Wo zu das? Wenn euer Haus fest steht, und alle Bequemlichkeiten hat, was kümmerns euch, wie lange es gebaut ist? Oder wollt ihr von mir erfahren, wie lange sie noch stehen wird? Wenigstens so lange, als ich und ihr: sollte sie früher einknicken, so werden wirs ja sehen.

Es bleibet also nicht übrig, als daß ich euch etwas vom Menschen lehre, also von mir und von Euch. Und was denn? Wie viel und was für Gedankenammern der Mensch hat, wie viel und welche Spiegel inwendig herumhängen, um diese und jene Bilder aufzufangen und wieder zu geben? Ob mein Magen, oder mein Gehirn die hohen Gedanken erzeugt hat, die mein Mund gegenwärtig die Ehre hat, ihr euch laut werden zu lassen? Ob binnen jetzt und zwölf Stunden der ganze Dion schlafen wird, oder nur Dion das Knochen- und Fleisch-Gerüste? Ob binnen jetzt und zwölf Jahrhunderten vom ganzen Dion noch etwas mehr übrig seyn wird, als die vier Buchstaben seines Namens, und vielleicht auch diese nicht?

Thales, Pythagoras, Parmenides, Anaxagoras — wie ihr doch gleich aufhört, indem ich diese Namen nenne: wahrlich, ihr wäret werth, daß man euch mit bloßen Namen abspießte — was haben denn diese Männer mehr gewußt, als ich weiß und wissen

kann? Daß die Welt aus Wasser, oder aus Zahlen, oder gar nicht, oder aus gleichartigen Theilen entstanden ist? Fürwahr, auf ein solches Wissen ist es der Mühe werth, groß zu thun. Diese Herren hätten uns durch den schlechten Ausfall ihrer Bemühungen vor ähnlichen Versuchen warnen sollen: aber es scheint ~~man einmal nicht bestimmt zu seyn~~, daß die Kinder an ihrer Väter Narrheiten weise werden sollen. Die Philosophie zerfällt in zwey Hälften; die eine enthält, was Jedermann weiß, und die andere, was Niemand weiß: das hat Plato gesagt, oder irgend ein andrer, etwan ich selbst. Wenn ich auf den Einfall komme, zu meinem Besten oder zur Lust Reisen zu machen; so halte ich mich immer inner halb den Ufern der bekannten Welt: mögen andre, die der Kichel sticht, in unbekannte Gegenden nach Entdeckungen ausgehen!

Wenn ihr euch, lieben Herren, so versammelt, wie hier: so habt ihr gewöhnlich die Absicht, zu lernen, wie man viel und schön sprechen müsse, oder Nicht sprechen — ich

sehe hinzu; was Unrecht ist. Es fehlt hies in Rhodus nicht an Abrichtern, die für baarres Geld eure Papageyen, Zungen zu lösen versprechen, ich wollte sagen, an Lehrern der Beredsamkeit. Aber ihr wißt doch, daß der Papagay von alle dem, was er plappert, nichts versteht, und indem er: Heil dir, großer König, quäckt, denkt er vielleicht in seiner Papageyen-Sprache: Heil mir, wenn ich ein großes Stück Brod hätte. Die Mähle klappert am ärgsten, wenn nichts aufgeschüttet ist. Was ich euch lehren will, wenn es auch lauter bekannte Dinge wären, ist ächter Aufschutt. Ich habe gutes Korn mitgebracht, Gerste *) könnt ihr wo anders kaufen.

Die Weisheit des Menschen besteht darin, daß er den Berg, Ziegen gleich werde, die zugleich ihren Leib füttern und zugleich aufwärts klimmen, daß er es den Schwänen

*) Gerste bläht, ohne zu nähren. Darum nannte Coelius einen schwülstigen, leeren Redner Hordearius, S. Sueton. Aheror. 2.

nachmache, die nur ihre Beine und Untertheile im Wasser haben, Kopf und Hals aber frey und in der Luft. Wir werden alle mit Schwimmhäuten geböhren und ins Wasser gesetzt, es bedarf nur wenig Unterricht und ein paar Versuche; so geht die Sache herrlich von Statten. Wer kann dafür, wenn es Leute giebt, die uns die Schwimmhäute künstlich ausschneiden, und dafür Kork anbinden, der uns kaum eine Viertelstunde überm Wasser trägt!

Doch ich verstehe meinen Vorthell schlecht. Alle andre Lehrer fangen ihren Unterricht mit Lobsprüchen auf die Wissenschaften und Künste an, welche sie lehren wollen. Der eine erklärt die Geometrie für die Königin von allen, der andre zeigt, daß keine der Philosophie den Rang ablaufe, und so durchaus. Nun, bin ich gleich so schlau nicht, wie diese, so bin ich doch ein gut Theil ehrlicher. Immer fällt mir der Bauer ein, der sich vor seinen Acker hinstellte, und anstatt ihn zu pflügen und zu bauen, ihn ganze Tage lang

lobte. Was aus seinem Acker wurde, könnt ihr, als Schüler der Weisheit, von selbst errathen. Wäre es nicht klug, wenn wir anstatt zu loben, lieber pflügten und arbeiteten?

Ich will euch also lehren, die schwerste aller Arbeiten auf die leichteste Art zu verrichten. Das größte Uebel ist, das Uebel nicht ertragen können: die schwerste Arbeit wird also seyn, dem erstern Uebel abzuhelpen, oder das letztere ganz zu entfernen. Wollt ihr das lernen, so kommt zur bestimmten Zeit wieder zu mir, und ihr sollt euch wundern, wie herrlich meine Gleichnisse von Berg, Ziegen und Schwänen zupassen.

* * *

Bion. Warum so traurig, Pancreon?
Hast du ein Unglück gehabt?

Pancreon. Nein.

Bion. Oder besser, hat irgend ein anderer ein Glück gehabt?

Pancreon. Du bist boshaft, Bion.

Bion. Das wäre ich nur, wenn ich dir die Wahrheit nicht sagte. Aber so send ihr alle, und ich dazu. Wir wünschen insgesammt alt zu werden, und fürchten uns insgesammt vor dem Alter. Wir möchten gern nichts als Wahrheit haben, und werden unwillig, wenn man uns die Wahrheit sagt.

Pancreon. Sobald sie verdrüsslich ist, und uns angeht.

Bion. Richtig distinguirt. Denn ich weiß zum Beyspiel, daß du die Wahrheit, welche einen andern angeht, um so lieber hörest, je verdrüsslicher sie für ihn ist. — Aber sage mir aufrichtig, warum bist du so neidisch und misgünstig, wie du bist?

Pancreon. Die erste Frage wäre eigentlich, ob ich es bin.

Bion. Mich dünkt, das kann nicht erst die Frage seyn. Sprichst du nicht jedesmal, wenn von jemandes Reichthum, Glück oder Ansehen die Rede ist: die Götter wissen, wie der dazu kommt, unser einem wird so etwas nie zu Theil, wie ganz anders würde ich ein

solches Glück benutzen, es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt, und wie diese Formeln weiter heißen?

Pancreon. Gut, aber so sprechen viele Hunderte.

Bion. Schön! Das war doch noch eine Entschuldigung, die sich hören läßt, geistreich und neu.

Pancreon. Und bedeutend: wie sehr du auch darüber spotten magst. Viele Hunderte sprechen, wie ich, die übrigen denken sich im Stillen: und wir alle sind von Natur mißgünstig. Was würde aus uns, wenn wir es nicht wären. Denn was heißt, mißgünstig seyn, anders, als wünschen? und ein Herz ohne Wünsche ist ein Herz ohne Blut.

Bion. Dein Rhetor würde sich freuen, wenn er dich jetzt gehört hätte. Du hast so gut behalten, wie Phidippides in den Wolfen. Der Junge prügelte seinen Vater nach einem richtigen Syllogismus.

Pancreon. Du schmälst, anstatt zu widerlegen.

Bion. Widerlegen? Was ihr doch für wunderliche Köpfe seyd. Ist denn jeder, der sich selbst oder den die Welt einen Philosophen nennt, bloß dazu da, um Leute deines gleichen zu widerlegen? Und wozu denn? damit ihr überall prahlen könnt, der berühmte X. Y. habe Euch nicht zu widerlegen vermocht. In der That, lieber Pancreon, was du und Leute deines Schlags raisonniren, das kümmert sonst keinen Menschen: es sind die ersten Versuche, kleine Probewaaren. Man muß sie nicht eigentlich beurtheilen, sondern mit Gleichgültigkeit loben.

Pancreon. In der That, Bion, wenn ich neidisch bin: so kann mich Niemand besser von diesem Uebel heilen, als du. Denn du hast wahrlich nichts, was meinen Neid rege machen könnte.

Bion. Ich wüßte doch etwas.

Pancreon. Das wäre?

Bion. Die Geschicklichkeit, mir alle Schwärzer deiner Art leicht vom Halse zu schaffen. Gehab dich wohl!

Bion. Sieh da! du hier? Philonides.
Wie bist du aufs Reisen gefallen?

Philonides. Um mir selbst zu ent-
fliehen.

Bion. Eine sinnleere Formel. Hoffent-
lich siehst du das selbst ein. Du warst ja
vor Kurzem noch wer weiß wie Tugendseelig.

Philonides. Ich war es: aber jetzt,
Bion, muß ich dir Recht geben.

Bion. Worin?

Philonides. Daß man nicht weiß,
warum man eigentlich lebt.

Bion. Was hat dich so kleinlaut ge-
macht?

Philonides. Es sind mehr als sechs-
zehn Tage, daß ich nichts gethan habe, als
was das Thier auch thut. Und dabey hatte
ich nicht einen frohen Gedanken: mit Ver-
druß legt ich mich nieder, mit Verdruß er-
wachte ich.

Bion. Aber du bist doch inne geworden,
daß du lebstest?

Philonides. Traurig, wenn man sein Leben nur an seinem Kummer gewahr werden kann.

Bion. Ich denke anders. Eine Seefahrt ohne Stürme ist eben so leicht vergessen, als gemacht, und der Schiffer hat dabei weder seine Kunst, noch seinen Muth geübt.

Philonides. Wahr. Aber ich will auch lieber Stürme haben und aushalten, als eine matte langweilige Fahrt auf einem Sumpfe und bey schwälem dickbewölkten Himmel. Der Sturm regt unsre Kräfte auf, aber eine solche Marterfahrt drückt sie nieder. Lieber Unglück, als Unmuth!

Bion. Du mußt zum Arzte gehen. Der Unmuthige ist gemeinlich krank: oder er hat heftige Leidenschaften, die nicht ausbrechen können. Ist etwa das letzte bey dir der Fall? Wo die Leidenschaften nicht zur Gährung kommen, da verdicken sie das ganze Blut mit ihren Hefen. Was gilt es, deine edle That für den bewußten Freund hat dich gereut?

Philonides. Wie konnte ich aber vor-
aussehen, daß ein Mann, der mit alles ver-
dankt, so gegen mich verfahren würde! Er
hat nicht eher geruht, bis man mich aus der
Stadt verwies, und er selbst, Dion, er selbst
hat mir mein Verweisungsurtheil mit ruhiger
Mine angekündigt.

Dion. Ist nichts Neues.

Philonides. Aber entsetzlich. Wahr-
haftig, die Menschen sind nicht werth —

Dion. Sachte, mein guter Freund. Sol-
che Verwünschungen sind abgenutzt und abge-
schmact. Erst läßt sich ein brausender junger
Tugendheld verleiten, sich auf gut Glück, aus
einer Schwärmercy von Freundschaft, für
seinen Seelenfreund aufzuopfern, findet, daß
sein unvergleichlicher Freund ein Schurke ist,
und erklärt dann einmal für immer die ganze
Welt für Schurken. Er allein aber ist ein
edler großer Mann: schade nur, daß ihn die
Götter nicht sogleich aus dieser nichtswürdi-
gen Welt zu sich nehmen, und ihn zu einem
unsichtbaren Genius der Tugend ernennen. —

Haben dir denn die Philosophen, die dich so viel Schönes lehrten, nicht auch die Kunst geoffenbart, sich das Bewußtseyn einer edlern That als Kopfkissen unterzulegen?

Philonides. Ich verdiene diese bitteren Vorwürfe. Aber hast du nichts zu meinem Troste zu sagen?

Bion. Trost? Du hast ja nicht böse gehandelt.

Philonides. Aber unvorsichtig.

Bion. Der Unvorsichtige kann sich am leichtesten unter allen trösten: er darf ja nur alles auf Zufall, Uebereilung oder Leidenschaft schieben: er darf ja nur auf die hundert und aber hundert hinsehen, die es nicht besser machten. Jeder Mensch, sagt ein altes Sprichwort, macht gewöhnlich einmal in seinem Leben einen dummen Streich: wohl dem, dessen dummer Streich zugleich so edel ist, wie der deinige. Sage selbst, Philonides, bey wem hast du durch diese Handlung verlohren? Bey den Göttern? Wenn sie das sind, was die Philosophen wollen: so müssen sie dich

lieben. Bey edeln Menschen? Gewiß nicht.
Bey dem großen Haufen? Der ist nie Richter
in Sachen der Tugend. Bey dir selbst?
Am wenigsten.

Philonides. Aber ich habe meine Ansprüche auf Amt, Ansehen und Ausseres Glück
verlohren. Ich könnte jetzt glücklicher seyn,
und dabey doch eben so rechtschaffen, wie
vorhin.

Bion. Weißt du auch gewiß, ob du bey
Amt und Ansehen glücklicher seyn würdest?

Philonides. Es ist doch höchst wahr-
scheinlich.

Bion. Die ärgerliche Wahrscheinlichkeit!
Grade die ist die Mutter unsrer meisten Lei-
den. Ich sage dir, es ist viel wahrscheinli-
cher, daß du bey Amt und Ansehen unglück-
licher, wenigstens abhängiger seyn würdest.

Philonides. Aber was soll ich jetzt
thun?

Bion. Leben.

Philonides. Wie denn?

Bion. Wie ich, das heißt, so gut du kannst.

Philonides. Dann müßte ich Bion seyn.

Bion. Das ist nichts gesagt. Denn wahrlich, Bion ist herzlich wenig: und du kannst in einer halben Stunde werden, was er ist.

Philonides. Laß mich deinen Freund seyn, und sey der meinige.

Bion. Nur hoffe nicht mehr zu viel von der Freundschaft. Sie kann zwey Herzen verbinden, aber nicht vereinigen.

Bion. Willkommen, du Idee des Alcyon, du vermehrte und verbesserte Abschrift des göttlichen Plato! Wie sieht es heute im Himmel aus?

Alcyon. Wenn ich einen Augenblick bey dir weilen soll, so sey ernsthaft.

Bion.

Bion. Bin ich das nicht? Wer könnte im Scherz nach dem Himmel fragen!

Alcyon. Eben du. Denn wahrlich im Ernste fragst du nie darnach. — Aber nur ein Wort, Bion. Einer deiner Schüler ist heute voll Kummer zu mir gekommen: du hast seine schärfsten und trostreichsten Ueberzeugungen wankend gemacht.

Bion. Und die wären?

Alcyon. Das Höchste und Seeligste, was der Mensch haben kann, Glaube an Gottheit und künftige Glückseligkeit.

Bion. Der arme Jüngling!

Alcyon. Aber gestehe, Bion: es ist unredlich von dir gehandelt.

Bion. Was denn?

Alcyon. Daß du junge Seelen zu Zweiflern bildest, und um ihre Ruhe bringst. Was ich so fest in dieses Jünglings Seele niedergelegt glaubte, hast du mit einem leichtsinnigen Scherze ausgerottet.

Bion. Das macht deiner Pflanzkunst wenig Ehre.

Alcyon. Als ob die Seele eines Jünglings nicht einem lockern Boden gleiche, aus dem ein vorüberfahrender Wind leicht den eingelegten Keim ausreißen kann.

Bion. Höre, Alcyon: ich habe eine alte Vorliebe für Gleichnisse; wer mir ein Gleichniß bringt, der hat gewonnen. Also weiter! Worin bestand mein leichtsinniger Scherz?

Alcyon. Du hast mit spöttischer Miene öffentlich gesagt: die Götter wären erbärmliche Tyrannen, sie verstünden das Menschengeschick kaum zur Hälfte. Der Danaiden Strafe würde erst dann ächte Höllenstrafe sein, wenn sie in ewig volle Fässer, nicht in durchlöcherter, Wasser tragen müßten.

Bion. Richtig behalten! Nun, und was sagst du dazu? Habe ich nicht Recht?

Alcyon. Davon ist jetzt die Rede nicht. Ich halte mich an meine erste Frage: ist es recht, vor Jünglingen über göttliche Dinge zu spotten?

Bion. Dein Plato sagte, man müsse den Göttern gleich zu werden suchen. Ich

lehre ja noch mehr, ich zeige den Jünglingen, wie sie noch über die Götter hinaus kommen können.

Alcyon. Spott ist keine Antwort.

Bion. Also keinen Spott mehr, aber auch Antwort noch nicht, sondern erst noch eine Frage. Hast du deinen Plato verstanden?

Alcyon. Ich glaube.

Bion. Rechnet er die alberne Pöffe von den Danaiden, dem Ixion und Sisyphus zu den göttlichen Dingen?

Alcyon. Alles, was Volksglaube geheiligt hat, gehört unter die göttlichen Dinge.

Bion. Was er geheiligt hat. In meinen Augen kann der Volksglaube eher alles, als eine Pöffe heiligen: und die Gottheit des Plato wird jedesmal reiner und vollkommener, so oft wir ein Stück aus dieser Glaubenslehre fallen lassen. Wer sich unter der Gottheit einen Pytanen, wie Aëa, denkt, und unter dem künftigen Leben eine Metallgrube: dessen Ueberzeugungen sind so gar kostbar

eben nicht. Lehre du künftig deine Schüler die Gottheit aus eigener Tugend kennen, und die künftige Glückseligkeit durch sich selbst hoffen: so wird ihnen Niemand ihren Glauben wegsportten. Bey dir, zum Beyspiel, würde mein Spott gewiß nichts versangen.

Aleyon. Das danke ich meinem großen Lehrer.

Bion. Nach dessen Anweisung du täglich eifriger strebst, der Gottheit ähnlich zu werden, und aus den Banden des Körpers und der Sinnlichkeit auszutreten. Ich rechne dahin die Eile, womit du in kurzem dein Vermögen los geworden bist —

Aleyon. Elender —

Bion. Die himmlische Liebe, womit du die Seelen einiger schönen Jünglinge umfängst — die Sorgfalt, womit du dem Sohne deines Bruders sein Erbe abzustreiten wußtest, um ihn zeitig vom Irdischen abzu ziehen —

Aleyon. Unverschämter —

Bion. Den Eifer, womit du dich der
Seelen deiner Sklaven annimmst, indeß du
ihre Leiber zu Schanden prügelist —

Alcyon. Hund —

Bion. Du gehst so eilig? Nur noch
ein Wort auf den Weg: Hüte dich künſtzig,
von deinem Glauben mit Menschen zu spre-
chen, die dein Leben kennen!

. . .

Sermones Bionci.

I.

Das Schickſal.

Indeß ein Platon und Pythagoras
Uns ihre Träume wiſſentlich und dreuſt
Für Wahrheit geben, will ich ehrlich ſeyn,
Und Traum, was Traum iſt, nennen. Hört
ret denn,
Was Alles mir in dieſer Nacht geträumt.

Der Geist des Demokrit, so schien es mir,
Geleitete mich lächelnd an der Hand
In den Olympus. Lange Zimmer: Reithn
Durchstrichen wir, von Erz und Gold die
Schwellen
Und Flügelthüren, wie Hephästos sie
Mit Klugheit schmiedet und Homer beschreibt.

Jetzt schallte fern aus einem hintern Saal
Uns froher Lärm und Becherklang entgegen.
Wir gehn ihm nach, und kommen unverhoh
An eine Thüre, fest und wohlverwahrt,
Und am Gesimse stand mit goldner Schrift:
Des Schicksals Wohnung. Wie? be-
gaun ich schnell,
Hier wohnt das Schicksal, dieser ernste Gott,
Der feyerlich und unerbittlich streng
Die ganze Welt, und selbst die Götter, wie
Uns arme Sterbliche mit Einem Wink
Beherrscht? So, sprach lächelnd Demokrit,
So jubelt ein Tyrann beim Lustgelag,
Und trunken sich aus vollen Bechern froh,
Indeß sein Volk, von seiner Hand gedrückt,

In tiefem Jammer schmachtet, und gebeugt
Die Hände ringt. — Die Flügel öfnen sich,
Wir treten ein. Wie staunten wir zurück!

Denn höret! Um eine lange Tafel saß
Die ganze Götterschaar, am obern Platz
Der große Zeus, den Becher in der Hand,
Die Wangen glühend, und das Wimpern-
Paar,

Womit er bey'm Homer die ganze Welt
Und den Olymp erschütteret, hlang herab,
Und deckte halb die trunkenen Augen zu.
Und so die Götter alle. Nur Apoll
Vermochte noch zu stehn, und spielte noch
Zum fallenden Gesang des Musenchors.

Genung gespielt! begann der Donnergott,
Man kriegt doch auch das ewge Duddeldum
Am Ende satt. Wir leyert ohnedem
Das Dichtervolk mit seinem Hymnenschwall
Die Ohren täglich voll. Erwinne doch
Merkur, ein ander Spiel: sonst schlaf ich ein.

Glorreichster! Größter! Völkensammler!

sprach

Der Argusddter, welch ein hartes Wort
Ist deinen Lippen jetzt entflohen! Wie?
Du wolltest schlafen, während Juno wacht?
Hast du so schnell vergessen, was Homer
Von deinem Schlaf auf Ida's Höhen erzählt?
Drum höre mich, hört mich Unsterbliche,
Ihr seetige Bewohner des Olymps,
Und merket auf, damit ihrs alle wißt.
Ich schlage vor, damit der große Vater
Der Götter und der Menschen jezo nicht
Vor Langerweil entschlase, wollen wir,
Wie öfters schon, ein Duzend Menschenseelen,
Zum Zeitvertreib erschaffen: stimmt Ihr ein?

Schön! allerliebste! versetzte Kronos Sohn,
Und rieb die Augen sich, fürwahr, Merkur,
Du bist ein kluger Kopf. „Zehr obliegtet,
„Der Apfel fällt ja, wie das Sprichwort sagt,
„Nicht weit vom Stamme.“ Nun, ihr Göt-
ter! frisch,
Holt Euer Werkzeug her, und fanget an!

„Ist nichts für mich: wozu ein solches Heer
„Von Dichtern! Traum, aus all dem Volke
wird

„Doch kein Homer. Ich wenigstens, mein
Eohn,

„Ich lese keinen. Und die Künstler dort
„Wozu? seitdem, ein Phidias gelebt?

„Ey bravo! sprach er zum Merkur, das ist
„Doch Waare für die Welt, so recht gemacht
„Für unser Griechenland. Man sieht es wohl,
„Apollo kennt die trockne Wissenschaft,
„Doch Hermes kennt die Welt.“ — Mit
flüchtigem Blick

Befah er Mars und Dionysos Seelen:

„Sind gut, gehören auch zur besten Welt,
„Die Trinker sonderlich sind überall
„Die besten Unterthanen, still und fromm,
„Und grübeln nicht nach Recht und Politik.

„Sieh da! ein Haufe schöner Weiber. Brav
„Frau Juno! recht, wie aus den Augen dir
„Geschmitten. Schön, Minerva, meisterlich!
„Und hier — (er lehnte sich an Venus Ohr)

„Etwas für mich — und streichelt ihr das Kinn.

„Vortreflich, Iris! — Sieh, auch Mor-
pheus hat

„Das Späßchen mitgemacht. Ha! das wird
wieder

„Manch nagelneu System des Möglichen,

„Und manche neue Demonstration

„Von Unserm Allerhöchsten Daseyn geben!

„Nun gut, ihr Himmlischen, jetzt ruhet aus,

„Wo ist das Schicksal? Komm und thu
dein Amt!

„Nimm diese Seelen hier, und fördre sie

„Hinunter in die Welt und mache draus,

„Was dir beliebt.“ Das ernste Schicksal kam,

Ein Sieb in seiner Hand, und jeder Gott

Warf seine Seelen in das Sieb. Es stand

An jeder Oefnung dieses Siebes groß

Und deutlich angeschrieben Glück und Rang,

Zum Beispiel hier: Regenten, weiter hin

Eroberer, links Vornehme, rechter Hand

Gemeines Volk, hier Reiche, Bettler

Fort.

Gewaltig schüttelte das schwere Sieb
Der stumme Gott, und, wie die Körner, fielen
Die Seelen durch, hinunter in die Welt.

Grausames Schicksal, rief ich wüthend, halt!
Und sprang hinzu, und seht. — da wacht'
ich auf.

II.

Die Augen.

Ich habe jüngst ein seltsam Land gesehn,
Es lag — jedoch das thut zur Sache nichts:
Ich schreibe nicht für Alexanders, die
Kein Ländchen nennen hören, ohne gleich
Ihr Heer zu rüsten zur Eroberung,
Auch nicht für Reisende, wie Herodot,
Am wenigsten für Handelsleute, denen
Von jedem neuen Land ein neuer Plan
Zu Tausch und Absatz vortheilhaft erscheint: —

Und doch, damit ihr seht, ich lüge nichts,
So wisset denn, das Ländchen, das ich sah,
Es lag — vom Ausgang bis zum Niedergang.

Die Menschen dieses Landes hatten alle
Anstatt der Augen — weiß der Himmel, was —
Ich glaube Spiegel. Denn der eine Theil
Sah jedes Ding unglaublich klein und kurz.
Ein Baum, der sich, nach unsrer Art zu sehn,
Bis in die Wolken streckt, hieß ihnen Strauch.
Ich selber, den ein richtig Längenmaaß
Den Männern beigesellt, war ihnen Klud.
Nannt ich Homer, so zuckten sie verächtlich
Die Schultern — Eocrates? „ein armer
Wicht,“

Den Rhodischen Coloss? „ein Fingerhut.“
Sprach ich erstaunt von einer großen That,
So schrien sie: „Wo hat der Herr die
Augen?

„Ist wahrlich nicht der Rede werth.“
Und kurz,

Sie sahn durchaus nichts Großes — als
sich selbst

Ich zog von dannen. In der nächsten Stadt
War alles Volk versammelt auf dem Markte,
Und stand betäubt um einen Rednersstuhl,
Und hörte zu. Ich mischte mich darein.

„Auf! schrie der Redner jetzt, erhebe dich,
„Des Ruhmes Götzin, die das hehre
Haupt

„Bis in die Wolken trägt, und ihren
Fuß

„Der Erde gönnt, auf; stoß mit deiner Stirn

„Die Sterne dort am blauen Himmel aus,

„Daß unsers Fürsten, unsers Jupiters
„Glorreicher Stern am leeren Himmel Platz

„Und Raum gewinne, und allein, allein
„Am Himmel Stern sey, so wie unser Fürst

„Allein hienieden Fürst ist.“ Und er
schwieg,

Und alles Volk rief, wie von Sinnen: Schön!
Vortreflich! Unerreichbar! Göttlichgroß!

Was hab ich denn? sprach ich den einen an,
Wein galt die Rede? „Wie? du weißt

es nicht,

„Entsetzlich! hast es nicht gehört?“

Kein Wort!

„Bei allen Göttern, Freund! du
scherzest nur,

„Du mußt es wissen, daß Agarchis
des —

Der ist? — „Auch diesen Namen kennst
du nicht?

„Ihn, unsern Jupiter, wie dieser
Redner ihn

„Vortreflich nannte, — Fürst Agarchides?

„So wisse denn, du Fremdling, der
vielleicht

„Dort bei der Nacht und hinterm
Ocean

„Zu Hause ist. — Es hat Agarchides
zwei Bürger, die durch unsern letz-

ten Krieg

„Verarmet sind, vollkommlicher Huld-

Etwas geschenkt? dafür ist er reich —

„Nein, das wohl nicht, geschenkt
nichts, das wird

„Vielleicht noch kommen, diesmal
hat er erst

„Den beyden Bürgern den Erlaub-
nißschein

„Umsonst ertheilt — zu betreten, wo
sie wollen.“

Und dafür? — „Dafür stattete Polit
„Der größte Redner unterm Monde,
jetzt

„Im Namen dieser beyden seinen
Dank

„Dem Fürsten ab.“ Und war der Fürst
- dabey?

„Der Fürst? wo denkst du hin? Er
unter uns

„Ein Gott bey Menschen? — Unser
Fürsten Glanz

„Sieht nie ein sterblich Auge.“ Und
wie groß

Ist eures Fürsten Staat? wie groß sein Heer?

„So

„So viel ich wissen darf“ — Hier unterbrach

Ein fürchterlich Geschrey den guten Mann:

„Neigt euch vor ihm! Welch übermenschlich Glück

„Ward uns zu Theil! In unserer Mitte steht

„Phöbus Apoll!“ Ich sah erstaunt mich um;
Und sieh, das Volk lag vor mir auf den Knien:
Was wollt ihr denn? Spricht Leute, seyd ihr toll?

„Wie groß er ist!“ rief einer, und, „wie schön!“

Ein anderer: „fürwahr es ist Apoll.“

Indessen hielt ein junger Mann entzückt

Wie eine Rolle hin: ich schlug sie auf,

Und sieh! es war ein Blättchen Poesie,

Das im Gedräng aus meiner Tasche fiel.

Ich sehe wohl, ihr Bürger dieser Stadt,

Es hält nicht schwer, bey euch Apoll zu sehn.

Kommt nach Athen, fürwahr da findet ihr

Apollo Rudelweis, und mancher muß

Wie Omintheus *) dort, um nicht zu hun-
gern, sich
Nächst Poesie, aufs Rattenfangen legen.

Mit großer Müh entranu ich dem Gedräng,
Und gieng von ohngefähr bey einem Saal,
In welchem laut gelesen ward, vorbey.
Ich trat hinein. Ein junger Dichter las
In jämmerlichem Ton, als wär er bald
Am fünften Act ersücht, ein Trauerspiel.
Es war vorbey. Und, Götter! rufte laut
Ein alter Mann, ihr Götter! welch ein
Kopf!

Ja! was erlebt man nicht! ich schwör-
es euch,
Nie hätt' ich das geglaubt, nie, daß
ein Mensch
Ein Mensch im Stande sey, ein sol-
ches Stück,
Ein solches Meisterwerk zu machen.
Jetzt

*) Omintheus, ein Name des Apollo, von
Ominthos, die Rauk.

Verrat das Pult ein Andrej, kühn und stolz,
Und las ein lang Gedicht, wovon ich kaum
Den zehnten Theil verstand, ein Spottgedicht,
Voll rauher Zeilen, schwer und ungelent.
Er schloß. Und, wie bezaubert, ruste wieder
Der alte Mann: Ich sage nicht zu viel,
Auf diesem Dichter ruht der große
Geist

Des Aristophanes, Cratin und Eu-
pholis
Zehnfältig. Kurz darauf bestieg ein Mann
Von hoher Miene dieses Pult, und sang.
Mehr, als er las, ein großes schönes Lied
So rund und voll, so reich an süßen Tönen,
Es war zum Schmelzen, doch nicht zum —
Verstehn.

Der hat den Preis! so rusten alle laut,
Ja das sind Verse! das ist edel, groß,
Und hoch erhaben, süß, wie Flötenton,
Und sanft, wie Mondenschein. Zwar,
wir gestehn,
Wir fassens nicht, und wir errathens
nur,

Doch eben drum, so sagt uns das Ge-
fühl,
Das still und süß, wie Sphärens
Harmonie
In unsre Herzen schleicht, doch eben
drum
Ist dies Gedicht so unbegreiflich schön.

Voh Narren! rief ich, und entließ geschwind,
Doch unterwegs traf ich auf einen Kreis
Von Menschen, die erstaunt zur Sonne sahn,
Wie schwarz sie scheint! Schwarz? Leu-
te, nimmer war
Ihr Licht so hell. Was willst du, Vö-
sewicht?
Ein Philosoph! ihr Herrn, ein Aethelst?
Er kommt gewiß, um unsern kleinen
Staat
Durch Hochverrath und Aufruhr zu
entzweyn,
Die Jugend unsers Volkes durch
das Gift

Von seiner Lehre zu verderben. Fort!
Die Sonn' ist schwarz, wie deine
Seele. Fort!

Ich aber floh, so schnell es gieng, davon.
Und in dem Vorbeerhain, der vor der Stadt
Am heiligen Strome grünet, setz' ich still
Ans Ufer mich, voll trüber Phantasien.
Sieh! da erschien der Geist des Sokrates,
Und lächelte, und sprach: du kümmerst dich
Um das, was dir geschah: doch sey getrost!
Der Fehler liegt am Menschen nicht, er liegt
An seiner Augen Bau. Drum sieht der eine
Die Dinge groß, ein andrer klein, und schwarz
Ein dritter, und ein vierter gelb und grün,
Nur Gott allein sieht alles, wie es ist.

III.

Die Wasseruhr.

Wer durch das Städtlein Gilgal reiset, der
Vergesse nicht, den hohen Rath allda
Mit zu besuchen, denn er wird fürwahr
Im hohen Rath zu Gilgal Ideale
Von weisen Rätthen finden. Als ich jüngst
In der Versammlung war, begann zuerst
Ein alter ernster Mann: Ihr Herrn und Väter
Des Staates, laßt uns heut mit weisem Ernst
Das wichtigste Geschäft des ganzen Reichs
Einmal besorgen, und, wo möglich, enden!

Versteht sich! rief die ganze große Schaar,
Das wichtigste Geschäft! — Und dieses ist?

Ist? lieben Freunde, was denn anders wohl,
Als unser Krieg, der Land und Leute drückt,
Der Krieg mit den Gakiken, die uns jetzt
Von selbst den Frieden biethen. Jahr und Tag
Dauert dieser Zank, und ist noch nicht beendet.
Wohlan denn! laßt uns heute — Heute? rief

Ein junger Mann dazwischen, nein, Kleant,
 Das kann nicht seyn. Hat jene Sache schon
 So lang gewährt, so wird ein Tag dazu
 Nicht viel betragen. Immer ist ein Staat
 Vermögend, sich von aussen zu beschützen,
 Sobald er innerlich befestigt steht,
 Und dieses Innerlich, ihr Väter! sey
 Für dießmal unsre Sorge. Denket selbst
 Bis diesen Tag liegt unsre Wasseruhr
 Unausgerichtet. Und warum? warum?
 Ach! daß ich sagen muß — bloß weil ihr euch
 Nicht einigt, welche Form das Fußgestell
 Bekommen soll, viereckigt oder rund.
 Weh über Gifgak, wenn die Sache nicht
 Noch heut entschieden wird. Kein Redner weiß
 Wie lang er sprechen darf, kein Richter, wenn
 Er den Prozeß entscheiden soll, niemand,
 Wenns Zeit zum Essen ist. Und das, ihr Herrn,
 Das wird uns stürzen. Ach wie oft verweilt
 Von uns nicht mancher über die Gebühr
 Hier auf der Kurie, indeß dahelme
 Sein Mittagmahl verdiebt, und er sodann
 In Zank und Streit mit seiner Gattin kommt,

Aus vielem Jank entsteht dann Zorn und Haß,
Ein elend Leben, kälter wird die Eh,
Die Kinder leiden bey der Eltern Zorn, *
Man scheidet sich, die Ehen nehmen ab,
Und Gifgak sinkt. — Ach, weil es Zeit ist, laßt
Uns heute noch den großen Punkt verhandeln,
Und unsern Staat erhalten. Stimmet dann!
Ich meines Orts bin für ein Fußgestell
Von runder Form. „Entsetzlich! rief mit Hast
Ein anderer drein, wer hätte je gedacht,
Daß Gifgaks hoher Rath in seinem Schooß
Verräther nähre. Rund? Ihr Götter hört,
Und rächt den Frevel! Rund? So lange schon
Der Staat von Gifgak steht, ist alles, was
Ihm angehört, viereckigt: unsre Tempel
Und Käse, Hüt und Schuhe, Brod und Kuchen,
Selbst unser Vieh, die Ross' und Ochsen sind
Quadraten ähnlicher, als Kugeln. Das,
Ihr Herren, das allein erhielt den Staat,
Denn es erhielt bey jedem Unterthan
Aecht patriotschen Geist, und bitterm Groll,
Groll gegen Gakgik, unsern Erbfeind, wo
Die Käse und Tempel, Hüt und Schuh und Brod

Und alles rund ist. Denket, edle Herrn,
Und nun ein rundes Fußgestell zur Uhr?
So geh denn Galkak, werde Galkak gleich,
Mach alles rund, was bis zu dieser Frist
Viereckigt war, und stürze so dich selbst
Von deiner Hüh zu Galkaks Füßen hin.
Leb wohl, mein Vaterland! Ich weine dir
Noch eine Thräne.“ Und der ganze Rath
Ward tief gerührt: und einer trat hervor,
Und sprach voll Ernst: Wir danken euch,
Ihr Herrn,

Für euren edlen Eifer um das Wohl
Von Gifgak; hätten wir der Männer viel,
Wie ihr, es wäre Gifgak ganz gewiß
Der erste Staat der Welt. Damit jedoch
Euch beyden Recht, und keinem Leid gescheh,
So stimm' ich, soll das Fußgestell der Uhr
Auf unserm Markt' ein rundes Biered seyn."

Und ich verließ erbaunt den hohen Rath.

IV.

Die neuen Musen.

Beruhigt euch, die ihr den Lauf der Welt
Nicht loben wollt, und alles anders seht,
Und schlimmer, wie es war. Dort im Olymp
Gehets eben so. Einst herrschte Uranus,
Dann Kronos, dann der große Vater Zeus,
Und jeder änderte, was ihm gefiel.

Erinnert euch, was unser Dichter Chor
Vom Musenberge singt, und seinen Höhn
Und Thälern, und den Musen selbst, die ihn
Bewohnen. Ach! wie anders ist das heut!

Als ich ihn jüngst voll Neßbegier erstieg,
Und lange Zeit durch jeden Hayn und Strauch
Gefrochen war, aufhorchend, ob ich wo
Den süßen Ton von einer Melodie
Der Musen hörte: ob kein Dichter sich,
Verauscht vom Wundergöttel, vernehmen ließ:
Da schmält' ich bitter auf die Phantasien,
Womit das Dichtervolk uns andre täuscht.

Ha! dacht ich mir, das wird ein Anblick seyn,
Wenn du die Musen all im heiligen Kreis
Versammelt siehst, und mitten drum Apoll,
Und rings herum die großen Sänger all
Vom Mäoniden an — dann stimmen sie
Um dich zu ehren, einen Hymnus an
Von Orpheus oder Pindar, oder gar
Ein Lied von dir, und Phoëbus setzt voll Huld
Die einen Lorbeer auf, und alles grüßt
Und küßt den neuen Liebling des Apoll.

Indeß ich so noch träumte, traten mir
Drey Weiber in den Weg, verzehrt und alt,
Und häßlich, wie Megäre. „Sei gegrüßt,
So kreischte mir die eine zu, mein Sohn;
Was suchst du hier auf diesen Götterhöhn?“
Was sonst, als Götter, sprach ich mit Verdruß,
Die Musen selbst, und Phoëbus ihren Freund.

Die sind nicht hier, versetzte jenes Weib,
Seitdem wir herrschen. Schüchtern flohen sie
Zur Unterwelt, und kehrten da und dort
Vey ihren Freunden ein. Und wer, begann ich,

Und wer seyd ihr? Bekannte Wesen, sprach
 Die Alte grinsend, siehest du mich nie?
 Ich bin der Hunger, dieß die Eitelkeit,
 Und jene da die Habsucht, alle drey
 Von gleicher Kraft, die Dichter zu begeistern:
 Versuch es selbst. Verbunden, schöne Frau,
 Recht sehr verbunden, sprach ich, aber sagt,
 Der Musen waren neun, ist diese Zahl
 Nicht ausgefüllt? Doch sieh, da kommt ja schon
 Ein neues Chor: drey Mädchen, schöner noch,
 Als Ihr. Laß sehn, ob ich Allegorie
 Genung versteh, um zu errathen, wer
 Die Holden sind. Nicht wahr, die plumpe dort
 Heißt Grobheit? diese da, zur rechten Hand
 Rechthaberey? und unverkennbar ist
 Des Neides Göttin. Wie? seyd ihr vielleicht
 Die Musen der Kritik? — Koax! Koax!
 Erscholl's im nächsten Sumpf, daß man sein Wort
 Nicht mehr verstand? Wer sind denn diese Herrn?
 „Eind Dichter.“ Beym Apoll! ihr scherzet nur,
 Ich höre Froschgequack. „Respekt, du Schuft, --
 Schrie mir die Grobheit zu, und faste mich
 Beym Arm, — Respekt vor dieser Poesie

Der neuesten Zeit, sonst will ich dich Geschmack
Und Mores lehren. Auf, ihr Schwestern, greift
Den Unverschämten fest! — Mit großer Müh
Entkam ich dem Gescheiß, und mochte nicht
Die letzten drey der neuen Musen sehn.

Im Hørsaal.

Ich will euch diesmal von mir unterhalten:
ich will euch offenherzig und treu beschreiben,
wie ich bin; seht selbst zu, ob etwas
von mir zu lernen und an mir nachzuahmen
ist.

Ich bin, wie die meisten Menschen, anders
in der Welt und anders für mich allein.
Ich bin äußerst schüchtern, in hohem Grade
gutmüthig, überaus weich gestimmt, und fern
von allen Ansprüchen; und die Menschen
halten mich für dreust, satyrisch, unempfindlich
und stolz. Daß ich ihnen so erscheine,
daven liegt der Grund in meinem Bestreben,

das Fehlerhafte, woran meine natürlichen Eigenschaften gränzen, zu verbergen. Ich zwingte mich muthig auszufehn, um nicht als furchtsam verlacht zu werden: Ich spottete zuweilen, um nicht andre anzulocken, daß sie mein Wohlmeinen mißbrauchten: Ich erzwingte in mir den Anstrich von Festigkeit und Kraft, um nicht so leicht von meiner Weichheit übertrübt zu werden, ich schweige aus Schüchternheit, wo ich reden sollte, und ziehe mich, soviel ich es kann, ins Unbemerkte zurück: das sieht aus, wie Stolz. Ich gebe mich oft Jedem hin, aus Gutmüthigkeit, oft bleibe ich aus Schüchternheit vor Jedem verschlossen.

Herzlich liebe ich die Menschen: aber weniger aus Grundsätzen, als vielmehr aus Weichheit und aus Furcht vor Unbequemlichkeiten und Verlegenheiten. Dennoch hatte ich selten die Freude, für einen Menschenfreund gehalten zu werden. Wenn andern die größten Beleidigungen, die sie an ihren Mitbürgern verübten, ungestraft hingingen: so zog mir oft das gelindeste Wort, in einer

vorübergehenden Mißstimmung ausgestossen, den schrecklichsten Verdruss zu. Meine natürliche Welchheit macht mich peinlich gewissenhaft, ich erblicke daher überall Menschen, die etwas gegen mich haben, die sich von mir beleidigt glauben, und die mir gefährlich werden können.

Fast immer habe ich durch das Bestreben, es allen recht zu machen und alle zu erfreuen, und aus Mangel an Stärke beladigt. Ich stimme in die schlesen Urtheile, die Jemand von meinem Freunde fällt, ohne Bedenken ein, weil ich jenem dadurch gefalle und ihm nicht zu widersprechen Herz und Unfreundlichkeit genug habe. Schlaue Köpfe haben diese meine Schwäche oft zu meinem größten Nachtheil gemißbraucht.

Häufig hat mich meine Gutmüthigkeit in Verlegenheiten verwickelt. Ich habe nicht Verschlagenheit genug, um mich auf eine leichte und geschickte Art daraus los zu waschen, und gab daher oft alles hin, was ich

geben konnte, um nur frey zu werden, mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück.

Was ich von jeher am ärgsten gefürchtet habe, ist Haß und Verächtung. Um beydem zu entgehen, mied ich die Menschen, aber ich erreichte meinen Zweck nicht. Man haßte mich als einen eingebildeten Sonderling, und die Vernachlässigung, die mir widerfuhr, schien in meinen Augen nicht viel besser, als Verächtung. Ach! ich hatte noch keinen Fortschritt in der Tugend gemacht, denn ich verstand noch nicht, den Hohn und die Beleidigungen andrer so ruhig anzuhören, als ob es Lobsprüche wären.

Ich warf mich von neuem unter die Menschen, aber die Unruhe und Bangsamkeit, womit ich sprach und handelte, schenkte sie von mir weg. Meine Unzufriedenheit mit mir selbst suchte sich Lust zu machen, und brach in Unzufriedenheit mit andern aus. Oft sprach ich auch von mir selbst so klein und verächtlich, oft tadelte ich mich so bitter, daß andre in meinen Aeußerungen unmöglich Ernst finden

finden konnten, sondern nichts, als versteckte Vorwürfe für sie. So sah ich in kurzem alle, die mich umgaben, durch meine eigene Schuld immer verschloßner und argwöhnlicher gegen mich werden.

Ich spotte bisweilen über Dinge, die mir sehr wichtig sind, nicht aus Bosheit, sondern um für etwas anders gehalten zu werden, als ich bin. Und dieses wünsche ich darum, weil ich bemerkt habe, daß das, was ich bin, nicht ganz in diese Welt paßt. So lache ich, zum Beispiel, laut über die Urtheile des großen Haufens, und doch können sie mich leicht aus aller Fassung bringen.

Aus diesem Kampfe zwischen mir und den äußern Verhältnissen ist ganz natürlich ein gewisser Zwang entstanden, der mir nicht selten lästig ist und andre verwirrt.

Ihr könnt denken, daß es mir bey diesen Eigenheiten nicht an trüben Stunden fehlt, vernehm' denn auch, worinn ich meinen Trost und meine Veruhigung finde.

Zuerst in den Wissenschaften, über denen ich vieles vergessen kann, was mich sonst grämt. Aber doch ist dieser Trost nicht rein. Das Gefühl meiner Schwäche gegen andre große Denker, die Neckereyen und ärgerlichen Ausstritte unter den Gelehrten, selbst die Menge des Wissenswürdigen stört gar oft meine Ruhe und macht mich mühslos.

Dann in der Eitelkeit, wovon ich, den Göttern sey Dank! auch meinen Theil habe. Aber sie ist von eigner Art, ich möchte sie die schüchterne nennen. Nie sehe ich mich, die erste Rolle zu spielen, aber ich wünsche wenigstens die zweyte. Ich verlange nicht, ins Gesicht gelobt zu werden, ich wünsche zu glänzen und zu gefallen, wo ichs am wenigsten darauf anzulegen scheue. Ich mag mich nicht gern ohne Noth bemerklich machen, aber ich sehe es gern, wenn ich bemerkt werde, besonders, wenn man etwas Ungewöhnliches und Sonderbares an mir findet. Selbst meine Höflichkeit hat davon ihren Anstrich: sie ist nicht zuvorkommend, aber erwidernnd. Was

mir nun hler etwan in der Wirklichkeit abgeht, das ersetzt mir die dritte Trostquelle, meine Einbildungskraft. Mir selbst überlassen, kann ich mir Verhältnisse und ganze Scenen so lebhaft vormahlen, daß sie meine ganze Seele beschäftigen. Natürlich, daß ich sie gerade so erfinde, wie sie dem Bedürfnisse meiner Eitelkeit angemessen sind. Ich unterhalte solche Träumereien mit vieler Theilnahme und Lebhaftigkeit, und gebe sie ohne Unwillen auf, um sie ein andermal desto genauer anzumahlen.

Endlich und am sichersten beruhigt mich der Gedanke an das große Nichts aller Dinge. Ich trete dann auf Augenblicke in einen großen Gesichtskreis, und sehe da, wie doch alles, was wir Sterbliche reden, thun, wünschen und fürchten, im Grunde genommen — Nichts ist, wie schnell das alles entweder anders werden, oder ganz aufhören kann, und wie sehr es alsdann einerlei ist, ob wir dieses oder jenes Glück wirklich genossen oder bloß gewünscht haben, ob wir in den Augen

der Welt groß oder klein waren. Diesen Gesdanken habe ich seit langer Zeit, ich möchte sagen, so abgerichtet, daß er mich ohne Bitterkeit und Schrecken überschleicht, daß er mir sogleich jede unangenehme Empfindung, jeden Aerger und Groll, niederdrückt, und dem gepreßten Herzen auf eine süßte Weise Luft macht. Und in so fern kann ich allen denen Recht geben, welche die wahre Philosophie in das Nachdenken über den Tod setzen. Man wird ruhig und zufrieden, nachgebend und standhaft, wenn man an die Hinfälligkeit der Dinge denkt.

Hier habt ihr alles was ihr zu wissen braucht, um mich in vorkommenden Fällen richtig zu beurtheilen. Man wird euch viel Schlimmes oder doch Zweydeutiges von mir sagen, ihr werdet oft ganz widersprechende Urtheile über mich hören: denkt alsdann immer an das, was ich euch so eben bekannt habe, und was weder Persäus noch Philonides zu wissen scheint.

Astra. Man nennt dich einen Conlker, lieber Bion; deswegen fasse ich Muth, mich mit einigen Fragen an dich zu wenden, die ich andern Philosophen nicht vortragen darf. Ich betrachte dich wie einen Arzt, gegen welchen auch das züchtigste Mädchen Muth genug hat, offenherzig zu seyn.

Bion. Dein Eingang macht mir bange. Wie, wenn nun der Arzt den Arzt vergäße?

Astra. Dann würde das Mädchen nicht das Mädchen vergessen, und zu rechter Zeit einlenken.

Bion. Nun, so mache die Probe.

Astra. Sage mir, Bion, was sind wir Weiber eigentlich? Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich eine Antwort finden. Ich las gestern die Sentenzensammlung des Machon, die von Anekdoten aus dem Leben der berühmtesten Dichterinnen winzelt, und wurde darüber sehr traurig.

Bion. Warum das?

Astra. Weil ich fand, daß alle diese

Mädchen so ausgezeichneten Geist und Witz besaßen, und ihn doch zu nichts anderm anwenden konnten und durften, als zu einer Lockspeise oder Zuthat der groben Sinnlichkeit. Als aufferste gar, wie Nachon erzählt, sie möge Niemandes Gattin oder Mutter seyn, dazu wären die dummen Weiber gut genug.

Vion. Und was folgerst du daraus?

Astra. Daß die Natur oder die Männer uns eine sehr niedrige Bestimmung angewiesen haben, geistreiches Laster, oder dumme Tugend.

Vion. Du hast nicht Unrecht, schöne Astra —

Astra. Schöne Astra — Wenn du mich belehren willst, Vion, so schmeichle mir nicht.

Vion. Das thue ich nicht. Jemanden schön nennen, ist keine Schmeicheley: denn Schönheit ist kein Gut für uns, sondern für andre. Der Schöne genießt es nicht, sondern die, welche ihn lieben. Wenn ich dich also schön nenne, so schmeichle ich eigentlich mir.

Akra. Ich verstehe deine Trugschlüsse nicht: laß uns also davon abbrechen.

Bion. Du sollst sehen, daß ich zu rechter Zeit den Cyniker zu verleugnen weiß. Um aber deine Frage einigermaßen beantworten zu können; so denke dich mit mir eine Zeitlang ganz aus Griechenland weg.

Akra. Und wohin?

Bion. In eine Platonische Republik. — Gesetze mir dann, daß die Neigungen der Liebe natürlich und nothwendig sind.

Akra. Ohne Bedenken.

Bion. Daß unter allen Trieben keiner so ängstlos und verderblich werden kann, als dieser.

Akra. Das kann man allenfalls von Machon lernen.

Bion. Ein wohleingerichteter Staat wird also ganz vorzüglich dafür zu sorgen haben, daß er gemäßiget und zum Erlasse der Verstorbnen, so wie zur frohen Erhaltung der Lebenden benutzt werde. Das Mittel dazu

ist die Ehe. Es fragt sich nur noch, wer soll diesem Mittel Kraft und Dauer geben?

Astra. Du willst sagen, das Weib.

Bion. Und ich denke, Recht zu haben.

Astra. Aber ist es nicht gerade das Weib, welches diesen Trieb zuerst, am stärksten und am längsten fühlt? Sollte es nicht eben darum zu schwach seyn?

Bion. Die Natur hat ihm eine Stärke verliehen, die der Mann in diesem Maasse nicht hat — eine warnende und schützende Begleiterin jenes Triebes — die Schamhaftigkeit. Wie nun das Weib durch Schönheit und Liebreiz die Wünsche des Mannes erweckt: so soll sie durch Schamhaftigkeit sie mäßigen und erhalten und auf einen Gegenstand hinleiten. Auch hierbey kommt ihr die Natur zu Hülfe, die dem Manne eine solche Einrichtung gegeben hat, daß er — im Fall ihn nicht Verfeinerung und Luxus verdorben haben — mit einer Ehe zufrieden ist. Versteht also das Weib Geist genug, um das gehörige Maass in der Mischung des Reizes

und der Scham zu treffen: so ist sie für den Staat und die Menschheit eine überaus wichtige Person.

Astra. Du hast ihre Mutterpflicht vergessen. Bey dieser könnte vielleicht Laïs Recht haben.

Bion. Gewiß nicht. Auch in den gemeinsten Lebensverhältnissen ist das, was ich Geiſt nenne, wohlthätig. Ein geistreiches Weib wird als Mutter manches heilsame Mittel zur Erhaltung ihres Kindes, manche bessere und bequemere Sitte ausfinden, um die natürliche Mutterliebe zur verständigen Neigung zu erheben. — Bist du mit meiner Antwort zufrieden?

Astra. Wenn sie nur auf unsre Verfassung und auf unsre Männer paßte. Wenn aber alles so bleibt, wie es jetzt ist, wenn uns die Männer blos zu Gegenständen vorübergehender Begierden, oder zu slavischen Müttern und Ammen brauchen: so ist es wahrlich nicht der Mühe werth, etwas anders, als schön oder dumm zu seyn.

Dion. Wohl: aber sollte nicht hier ein Anfang zum Bessern eben von Seiten des Weibes gemacht werden?

Astra. Kaum. Denn, wie die Sachen jetzt stehen, wird jedes geistreiche Weib lieber genießen, als dienen wollen, lieber herrschen, als gehorchen. Der Staat muß auf jenes Gewerbe Schande legen, und die eigentliche Hausfrau zu Ehren bringen: er muß sie an dem allgemeinen Recht und Tone Theil nehmen lassen, damit dieser allmählig etwas von weiblicher Sittsamkeit annehme und nicht blos vom Manne gestimmt werde. Die Schamhaftigkeit, von der du sprachst, ist durch unsre Verfassung völlig vernichtet. Bey einer Laus fällt sie von selbst weg, und bey der Gattin muß sie dem Willen und den Launen des gebiethenden Herrn weichen. "Sie kann also nur dadurch geltend werden, daß das Weib Gelegenheit hat, sie in größtem und mehr öffentlichen Verhältnissen des Lebens bemerklich zu machen, und es so einzurichten, daß sie durch den allgemeinen bessern Ton in

Schutz genommen wird. — Du hast einst einem Freunde, der dich fragte: ob er sich vermählen solle, die Antwort gegeben: an einer Häßlichen werde er eine Furie, an einer Schönen ein Gemeingut haben *). Ich stimme dir bey, aber ich frage dich auch: ob eine Versassung und ein Ton, wo dieß wahr ist, gut sey?

Bion. Meine Antwort auf deine Frage galt nur für eine Platonische Republik.

Astra. Da wir nun aber in einer solchen nicht leben; so rathe mir, was ich thun soll?

Bion. Einen Versuch machen, ob du ein besseres Beispiel geben kannst.

Astra. Und wenn dieser nicht gelingt?

Bion. Dich zurückziehen, und der Welt zusehen.

Astra. Da traust du mir mehr zu, als ich selbst. Nein, Bion: ich werde deinem

*) Im Deutschen ist das Buchstabenspiel des griechischen *Ποιων* und *Κοιων* nicht nachzubilden.

Nathe gemäß, einen solchen Versuch wagen, und gelingt er nicht, dann mag es mein Vaterland verantworten, wenn ich werde, was hundert andere von meinem Temperamente geworden sind. Und dann, Bion, sollst du der erste seyn, den ich zu meiner Tafel lade.

Bion. Schalkhafte! Und Bion wird thun, was Sokrates that.

. . .

Bion. Du kannst es nicht leugnen, daß bey unsrer Art des Studirens viel Vorurtheil und Zwecklosigkeit mit unterläuft.

Diagoras. Kommt darauf an, was du Studieren nennst.

Bion. Die Fertigkeit sich erwerben, durch den freyen Gebrauch unsrer Geisteskräfte die Hindernisse zu erkennen und ihnen abzuheben, welche der Mißgebrauch oder Mißbrauch dieser Kräfte der menschlichen Glückseligkeit in den Weg gelegt hat.

Diagoras. Ich will das annehmen, aber welches sind die Mittel, wodurch man zu dieser Fertigkeit gelangt?

Bion. Du meynst vielleicht die emsige und angestrengte Untersuchung: ob die vier und zwanzigste Rhapsodie der Iliade acht sey? ob die Form Pelton oder Peleide ein höheres Alterthum habe? ob Hesiod mit oder ohne Aeolischen Hauch gesungen habe?

Diagoras. Und warum hebst du nun grade diese feinem Probleme der Grammatik heraus?

Bion. Du wählst deine Worte gut. Ich würde statt feindre wenigstens kleinere gesagt haben. Aber gestehe mir doch, daß ihr über diesen Dingen ganze Tage und Nächte brütet. Gestern hörte ich von weltem zwey große Gelehrte heftig darüber hanken: ob Ulysses von Malea nach Epithera verschlagen worden? Emsig suchten sie die Verirrungen des Ulysses, aber an ihre eignen dachten sie nicht. — Philletas will entdeckt haben, daß einige Rhapsodien der Iliade unächt sind, der Gramma-

Aber Demetrius will etwas Aehnliches schon früher bemerkt haben: und nun entsteht ein Krieg, der dem Trojanischen ähnlich ist. Nicht genug, daß Philotas sein älteres Recht geltend macht, er sucht auch des Demetrius Leben und Charakter der ganzen Welt verdächtig zu machen, zieht bey allen Gelegenheiten gegen ihn los, nennt ihn einen Unruhm sendenden, Hämischen, Voshafsten, und die ganze Sache? —

Diagoras. Wer kann für einzelnen Mißbrauch!

Bion. Sage das nicht. Diese Art der Gelehrten ist Gebrauch, nicht Mißbrauch. Geseht aber auch, durch jene Streitigkeit würde endlich mehr Licht über Homer verbreitet, was gewinnt die menschliche Glückseligkeit dabey?

Diagoras. Die bessere Erkenntniß des Einzelnen hat Einfluß in das Ganze.

Bion. Es giebt Leute, die sich darin üben, Senfskörner durch ein Schlüßelloch zu werfen. Wie groß mag wohl der Einfluß

seyn, den diese einzelne Fertigkeit in das Ganze hat? Nicht wahr, sie werden im Falle eines Krieges desto geschickter mit Steinen nach dem Feinde werfen? Aber warum üben sie sich denn nicht gleich darum, mit Steinen zu werfen?

Diagoras. Ich könnte dir vieles sagen, was bey dieser Übung in Anschlag kommt, zum Beyspiel, daß sie den Personen selbst ein großes Vergnügen gewährt, daß die fleißige Genauigkeit, welche dazu erfordert wird, in das ganze Wesen solcher Menschen übergeht. — Auf jeden Fall bleibt es gewiß, daß man von hier nach Athen nicht auf gradem Wege kommt.

Bion. Aber wäre es denn nicht besser, wenn die Straße dahin gerade wäre? wenn also diejenigen, denen solche Geschäfte obliegen, auf eine Besserung dächten? Oder willst du lieber, daß sie dieselbe noch mehr krümmen und herumziehen? — Du giebst doch zu, daß es Kenntnisse giebt, welche mit dem Wohle des Einzelnen, wie des Ganzen, in

weit näherer Verbindung stehn? daß der größte Theil eurer Gelehrsamkeit zu weiter nichts dient, als ihn zu lehren und zu lernen, und endlich zu vergessen?

Diagoras. Der Fechter lehrt und lernt viele Wendungen und Stöße, die er vielleicht in seinem Leben nicht einmal anbringen kann, aber sie gehören zum Ganzen.

Blon. Gehören zum Ganzen. Ich bin diese Redensart schon gewohnt: sie ist einer von den gewöhnlichen Schlupswinkeln derer, die eine Kleinigkeit wichtig machen wollen. Sage mir nun das noch, ist dein gepriesenes Ganze nicht in jedem Betrachte ein menschliches Werk, etwas, was wir selbst erfunden und bestimmt haben? Kommt es also nicht auf uns an, wie groß oder klein dieses Ganze seyn und was alles dazu gehören soll? Habe ich denn nicht Recht, wenn ich behaupte, das Ganze solle in der unmittelbaren Beförderung des allgemeinen Wohls bestehen, und mithin alles ausgeschlossen bleiben, was diesen Zweck nur entfernterweise oder gar nicht erreichen hilft?

Diagor

Diagoras. Wenn ein dichter Regen das Feld fruchtbar macht, kannst du mir sagen, welcher Tropfen besonders zu dieser Fruchtbarkeit beiträgt?

Bion. Der gewiß am wenigsten, der nicht auf den rechten Fleck fällt. Darum siehst du auch, daß manche Flecke eines Aekers minder fruchtbar sind, und auf manchen sogar Unkraut aufschießt. Warum es die Natur so macht, wissen wir nicht, denn sie hat mehr zu besorgen, als unsre Aecker: wir aber, wissen genau, was wir aus den Menschen eigentlich bilden sollen, und können also unsre Pläne ganz bestimmt darnach einrichten. — Aus euren Schulen gehen die Jünglinge ab, wie manche Große von ihren Vätern: statt berühmter geworden zu seyn, sind sie nur reicher geworden. So die Jünglinge. Sie sollen besser und brauchbarer geworden seyn, und sind nur gelehrter geworden.

Diagoras. Ist denn die Gelehrsamkeit nicht brauchbar?

Bion. Nicht jede. Oder was soll der künftige Richter und Feldherr mit der Untersuchung über Ulysses Irrfahrt ausrichten? Muß er sie nicht vergessen?

Diagoras. Und wenn ihm die Erinnerung davon oder die Wiederholung der Odyssee auch nur Vergnügen macht, ist sie dann nicht brauchbar?

Bion. Aber kann man ihm denn nicht leichter zu einem noch zweckmäßigeren Vergnügen helfen? Bedenke doch nur, wie kurz das menschliche Leben ist, und wie sehr wir also mit jedem Augenblicke zu sparen haben.

Diagoras. Hältst du unsre Wissenschaften für unbedeutend, so ist es ja eben recht gut, daß der Mensch in einem so kurzen Leben nichts Wichtigers unternimmt, denn damit würde er noch weniger zu Stande kommen.

Bion. Deine Philosophie schmeckt nach Grammatik. Du müßtest also lieber darauf dringen, daß der Mensch durchaus nichts triebe

und lernte, denn mit nichts würde er am besten fertig werden.

Diagoras. Man muß Leute deinet Art mit Gründen aus der Sache selbst versehen.

Dion. Da lirst du sehr. Ich wünschte, du brächtest mir recht viele Gründe aus der Sache selbst: wenn du anders weißt, was zur Sache selbst eigentlich gehört. Ich beurtheile alles, was der Mensch zu lernen hat, aus der allgemeinen oder besondern Bestimmung desselben: er soll nichts lernen, bloß um es zu wissen, sondern alles, um es anwenden zu können. Allenfalls kann der Staat die Einrichtung treffen, daß es einige seiner Bürger giebt, welche sich bloß damit beschäftigen, solche Dinge zu lernen, die man bloß wissen, aber nicht brauchen kann. — Ich möchte noch hinzufügen, daß eure Gelehrsamkeit auch der Tugend gefährlich ist. Eine Menge kleiner Dinge wissen, deren Erkenntniß aber unsägliche Mühe kostete, macht aufgeblasen. Wir müssen uns alsdann durch das Wissen

selbst belohnt machen: wir müssen es in unsern Augen höher anschlagen, damit uns die Mühe nicht gereue, und die Achtung vor anderer Kenntniß und Einsicht nicht muthlos mache. Das ist der Weg zu Einbildungen der edelsten Art, und Einbildungen sind die Hindernisse alles Fortschrittes.

Plerippos. Nun kann ich desto ruhiger philosophiren. Mein letztes Landgut ist vollends hin.

Bion. Ich wünsche dir Glück dazu. Wenigstens hast du es klüger gemacht, als Amphiaraus: ihn verschlang die Erde, und du hast sie verschlungen.

Plerippos. Was mich freut, Bion, ist, daß ich nie geizig war.

Bion. Du hast Recht; der Geizige ist ein lächerlicher Thor. Da bewacht und besorgt er sein Vermögen, als wäre es sein, genießt es aber so wenig, als gehörte es einem

Fremden. Man könnte ihn freilich in so fern auch einen großmüthigen Menschen nennen. Er sammelt für andre, die ihm den Tod wünschen. Uebrigens kann sich die Philosophie freuen, eine so wichtige Eroberung gemacht zu haben: sie wird nie Mangel an Zuspriech haben, so lange es noch Menschen giebt, die das Ihrige durchzubringen verstehen. Erst Berschwender, dann Philosophen. Wir hätten wahrlich nicht so viel wunderbare Lehren über die Verachtung des Reichthums, wenn nicht die meisten Schüler der Weisheit vorher so munter gelebt hätten, wie du. — Was wirst du nun mit den Dingen anfangen, da du den Nerven derselben, den Reichthum, verlohren hast?

Plexippos. Ich werde sie verachten.

Mion. Das heißt, du wirst überall davon sprechen, daß Geld und Gut nichts besser als Noth sey, daß der Weise das alles entbehren könne, daß jeder, der es besitzt, ein ausgemachter Thor sey? nicht also?

Plexippos. Etwas Aehnliches.

Bion. Und es wird nie an Leuten fehlen, die dir das aufs Wort glauben. Ich gehöre freilich darunter nicht.

Plerippos. Du nicht?

Bion. Mein, denn ich bin fest überzeugt, daß eben dieser Roth das Feld der Weisheit am besten düngt. Auf magerm Boden gedeiht keine gute Pflanze. Haben die Götter einmal zugelassen, daß Reichthum vorhanden sey: wer soll ihn denn mit mehr Recht bekommen, als der Weise, der ihn am besten zu brauchen versteht?

Plerippos. Und doch sind die Weisen aller Zeit —

Bion. Ich weiß, was du sagen willst: aber es ist nicht von Bedeutung. War es Weisheit, wenn sich Jemand aus dem kühlen Schatten in die Sonnenhitze setzte, und nun auf die Gluth der Sonne schmähte und doch alle die Thoren nannte, die im Schatten blieben? Das ist der Fall mit allen, die ihrem Reichthum entsagten, um zur Weisheit überzugehen. Sie machen es, wie Achill.

Der Schmerz über seinen Patroklus lag im Herzen, und er — raufte sich die Haare aus, als hätte dieser Schmerz in den Haarwurzeln gefressen. Die Versuchung zur Thorheit liegt nicht im Gelde, sie liegt in uns — hier müssen wir raufen, wenn wir sie los seyn wollen.

Plerippos. Aber der Weise kann nie die Wahrheit dreist sagen, wenn er begütert ist.

Dion. Grade das Gegentheil. Armuth und Niedrigkeit sind schlimme Nachbarinnen der Freymüthigkeit. Die Verachtung des Geldes klingt nirgends verdächtiger, als in dem Munde eines Bettlers. Die Wahrheit, die ein König sagt, scheint hundertmal mehr Wahrheit zu seyn. Bey dem allen behaupte ich aber gar nicht, daß Reichthum das höchste Gut sey: ist er doch nicht einmal geschenkt, sondern blos geliehen. Geliehen, sag ich, und der Weise allein entrichtet Zinsen dafür. Ein Mensch wie du, läßt sie so lang zum Kapital summen, bis der Gläubiger unwillig

wird, und das ganze Darlehn zurücknimmt. Ich gestehe dir, Plexippos, die Habsucht ist in meinen Augen sehr lächerlich: ich nenne sie oft die Hauptstadt im Lande der Narrheit; aber die Verschwendung — ist's wahrlich nicht minder. Beyde Personen durften, der Geldsüchtige, weil er sich scheut, zu trinken, der Verschwender, weil er das Getränke darneben glebt.

Plexippos. Bey dir fände ich also schlechten Trost.

Sion. Man kommt zu spät zum Arzte, wenn das Uebel nicht mehr zu heben ist. Der erste Beweis deiner Philosophie sey, daß du die Folgen deiner Thorheit ruhig erträgst.

. . .

Es ist ein großes Glück, oft mit Menschen zusammenzutreffen, denen man wilde, trostlose und verzweifelte Ideen benehmen muß. Durch das Bestreben, sie bey andern zu verdrängen, unterdrückt man sie in sich selbst.

Ein Zweifelmüthiger kann sich nicht besser heilen, als wenn er oft mit Zweiflern umgeht: die Sucht zu widersprechen wird ihn unvermerkt aufs Gegentheil bringen.

Um wie vieles bin ich ruhiger und wahrer, wenn ich mit unruhigen Köpfen und boshaften Sophisten zu thun habe!

Mir selbst überlassen, wie unruhig, wie schielend! Wie vieles verwerfe ich, verlästere ich, wenn ich allein denke!

Es wird mir leicht, dem Bekümmerten zu beweisen, es gebe kein wahres Uebel, es sey Thorheit, über den Kummer der Welt zu weinen. Und wie tief fühle ich diesen Kummer, wie bitter dieses Uebel, wenn ich allein bin!

Aber es soll wohl auch Hienieden nicht anders seyn: es soll keine reine Stunde herrschen.

Ach! Prometheus hat den Thon, woraus er die Menschen formte, mit Thränen angefeuchtet.

Nysias. Sage mir, warum hast du nicht den jungen Kliton an dich gezogen?

Bion. Weil es nicht möglich ist, welchen Käse mit einem Hamen aufzuziehn und zu fangen,

Nysias. Du hättest an ihm einen Alcibades gehabt.

Bion. Die Frage ist, ob ich einen brauche. In der That, lieber Nysias, ich weiß nicht, warum ihr so viel auf den Alcibiades haltet. Das Gewöhnliche an ihm ist sehr gewöhnlich, und das Ungewöhnliche eben nicht musterhaft. Solche Mitteldinge zwischen Tugend und Laster sind weit gefährlicher, als das gemeine Laster.

Nysias. Auf allen Fall muß er sehr einnehmend gewesen seyn.

Bion. Das hat er bewiesen: als Knabe verlockte er die Männer von ihren Frauen, und als Jüngling die Frauen von ihren Männern. Und sein ganzes Verdienst dabey war Schönheit.

Myſſas. Sollte Sokrates bloß ſeiner Schönheit nachgegangen ſeyn?

Bion. Es ſcheint: wenigſtens aus der ſchwärmeriſchen Idee, daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohnen müſſe. Vielleicht auch noch aus einem andern Grunde.

Myſſas. Der wäre?

Bion. Erlaubte Eitelkeit. Je mehr Aufſehen Alcibla des erregte, deſto mehr Ruhm hoſte Sokrates für ſeine Bemühungen zu erwerben, wenn er dieſen Jüngling leiten und bilden könnte. Er betrachtete ihn als die Lockſpeiſe zu ſeiner Philoſophie.

Myſſas. Es iſt mir lieb, daß du ihm nichts Schlimmeres zutraueſt.

Bion. Würdeſt du es gerhan haben, wenn ich mit Aliton genauern Umgang geſucht hätte? Du lächelſt: Antwort genug. Geſtehe mirs, ihr ſeyd wunderliche Leute.

Myſſas. Ich war zugegen, als der junge Betion dem Menedemus ein Geſtändniß that, welches die von dieſer Seite nicht viel Ehre machte.

Bion. Hat das Dettion gethan, so ist mirs leid. Aber ihr hättet daran denken sollen, daß Dettion ein affenmäßiger Nachahmer des Alcibiades ist, und mir daher die Ehre anthut, mich zu seinem Sokrates zu lägen. — Aber davon abgesehen, du magst mir nun glauben, oder nicht, auf allen Fall kann ich den Sokrates in diesem Stücke nicht loben.

Mysias. Warum nicht?

Bion. Weil er dem Umgange mit diesem Wüßlinge seinen häuslichen Frieden aufopferte. Denn wahrlich, Xantippe würde weit sanfter und besser gewesen seyn, wenn Sokrates sie nicht so auffallend vernachlässigt hätte. Den ganzen Tag brachte er, entfernt von ihr, mit Alcibiades hin, und wenn dieser ihn einmal nach Hause begleitete, erfuhr sie von ihm nichts, als schändde Begegnung. Sie mußte es gelassen mit anhören, wenn ihr die Athesnenser allerley schöne Geschichten von dem Umgange ihres Vatten mit dem Alcibiades zutrug: nicht einmal ihre weibliche Eitelkeit hielt: Sokrates schadlos, und zum Danke für

das alles machte er sie in Gesellschaften als ein böses Roß lächerlich, dessen Behandlung ihn zum guten Reuter machen helfe. War Sokrates einmal dazu berufen, ein Muster der Tugend zu seyn, so durfte die häusliche Tugend nicht leer ausgehen.

Nysias. Aber du kennst doch den Geist unsrer Weiber, ihre wenige Bildung —

Bion. Seltsam, warum helfen wir denn nicht dazu, sie zu bilden? Warum ließ nicht Sokrates die Windseele des Alcibiades fahren, und versuchte in seinem Hause, an seiner Gattin eine Aspasia zu erziehen?

Nysias. Das hält schwer.

Bion. Ist nichts gesagt. Hat es etwa noch nie Weiber gegeben, aus denen sich etwas machen ließe? In der That, ein Mann, wie Sokrates, hätte zum Beispiel aus Homers Helena, Andromache und Penelope Ideale bilden können. Glaube mir, Nysias, die Griechen würden ein weit sanfteres, festes und feineres Volk seyn, wenn sie ihre Weiber weniger vernachlässigten. Aber die

Eache ist schon im Zuschnitte verdorben, das sieht man an unsern Götinnen.

Myklas. Wie meynst du das?

Blon. Was sind unste Götinnen? die eine schön und verbuht, die andre in Arbeiten geschickt und listig, die dritte stolz und herrschsüchtig: sanft, gefällig, treu und artig ist keine. Die alte Welt, welche den Olympus mit diesen Atheniensischen Fischweibern bereicherte, hatte an den Weibern nichts bemerkt, als Einnlichkeit, künstliche Arbeitsamkeit, List und Uebermuth: bessere Eigenschaften kannte und forderte sie nicht. — Der Staat sollte das Recht haben oder sich nehmen, nach Verlauf wichtiger Zeitperioden die alten Götter abzusetzen, und neue an ihre Stelle zu erwählen, als Ideale der Tugenden, die in jeder solchen Periode für den Staat Bedürfnis wären.

Myklas. Das klingt ächt Theodorisch.

Blon. Du verstehst dich, wie ich merke, schlecht auf den Klang. Theodorus, sagt ihr, sey ein Gottesleugner: ich aber leugne

die Götter ja nicht, ich will sie nur besser machen. Denn wahrlich, Mysias, ein Philosoph muß sich schämen, von den Volksgöttern auch nur zu sprechen: so rohe, ungeschlachte und grobmenschliche Wesen sind sie, einer, wie der andere.

Mysias. Aber bedenke doch das Volk.

Bion. Eben das bedenke ich, eben das bedaure ich. Es ist vergebens, durch Philosophie auf das Volk wirken zu wollen, so lange die Religion nicht besser ist. Aus dieser Religion kann man das Böse, wie das Gute, beweisen und empfehlen.

Mysias. Das erste sollte dir schwer werden.

Bion. Nichts ist leichter. Ihr erklärt zum Beispiel den Tempelraub für ein Verbrechen. Wer etwas, was den Göttern gehört, wegnimmt, ist ein Verbrecher. Aber, wenn nun den Göttern alles gehört, so kann ich entweder nichts wegnehmen, denn ich bringe es immer wieder an einen Ort, wels-

cher den Göttern gehört, oder wir sind alle, ohne Ausnahme, Tempelräuber.

Myklas. Wenn gleich alles den Göttern gehört, so ist ihnen doch nicht alles geweiht.

Bion. Lächerlich! Die Götter sollen sich von den Menschen erst etwas weihen lassen, was ihnen ohnedem schon gehört. Dieser Arm soll dann erst mein Arm sein, wenn es einem Priester einfällt, ihn mir zu weihen. — Von der Art sind die meisten eurer Religionsbegriffe. So sagt und glaubt ihr, das Verbrechen, welches der Vater begangen hat, werde oft erst an seinen Enkeln gestraft.

Myklas. Das bezeugen alle tragischen Geschichten der Vorwelt.

Bion. Und es ist doch wahrlich eben so, als wenn der Vater sich den Magen verdorben hätte, und der Arzt gäbe nicht ihm, sondern seinem Enkelkinde zum Purgiren ein.

Myklas. Aber doch kannst du nicht leugnen, daß die Enkel oft genug an ihres Großvaters Ausschweifungen erkranken.

Bion.

Bion. Wohl, aber das ist natürliche Folge, und nicht Strafe der Götter.

Nysias. Was du natürliche Folge nennst, nennt das Volk Strafe. Der ganze Unterschied liegt im Namen.

Bion. Als wenn der nicht wichtig genug wäre. Die Namen sind es ja eben, die das Gute und das Böse unterscheiden. Durch die Worte kommen uns die Begriffe, sind jene falsch, so sind es auch diese.

Bion. Du klagst über Augenschmerzen? Laß es gut seyn, Agelox, vielleicht findet sich eine treue Hand, die dich, wenn du blind wirst, noch die wenigen Schritte durch das Leben leitet, und den Weg in die Unterwelt findet man ja mit zugemachten Augen.

Agelox. Ich fürchte nur ein elendes Leben, den Tod habe ich nie gefürchtet.

Bion. Sage das nicht. Wir fürchten, genau genommen, den Tod alle, der Weise, wie der Thor, der Gesunde, wie der Kranke. Auch ist es ja recht eigentlich darauf angelegt: unser inneres Sehnen nach Leben, der grausenvolle Anblick alles Verwelkten und Gestorbenen, die kalte Ruhe, womit sich alles Lebendige von dem Todten gleichsam los sagt — nimm hinzu, daß das Aergste, womit man uns in der Kindheit schreckt, der Tod ist, das höchste Verdienst um sein Vaterland — Sterben. Wir holen den Arzt, nicht, daß er uns von der Krankheit befreie, sondern daß er uns gegen den Tod schütze. Und weißt du gewiß, daß wir im Tode nicht alles, nicht uns selbst verlihren?

Agelox. Ich habe mich bemüht, in der Philosophie Beruhigung über diesen Kummer zu finden.

Blon. Glückselig, wenn es dir gelungen ist. Es giebt Augenblicke, wo die Gründe der Philosophie wirklich Kraft haben, so lange wir uns nämlich stark und sicher fühlen. Auch kommt es oft, daß wir uns so ruhig in den Tod hineindenken, daß wir ihn sogar wünschen. Aber lasse ihn näher kommen, der Mann in der Aesopischen Fabel —

Agelot. Das mag vielleicht an den Vorbereitungen zum Tode, in Schmerzen und Krankheiten, liegen.

Blon. Gleichviel, woran es liegt. Am besten, wir gestehen unsre Schwachheit ehrlich, und täuschen uns nicht selbst mit stolzer Einbildung.

Agelot. Auch Täuschung wäre hier Wohlthat. Oder solltest du nie erfahren haben, daß der scheulbare Muth, womit ein weiser und großer Mann vom Tode redet, auch seltenen Zuhörern Muth einflößt? So könnte

man von Sokrates sagen, er habe durch die Ruhe und Entsagung, mit welcher er starb, dem Tode sein Schreckliches benommen.

Bion. Das gilt von den Gedanken an den Tod, aber nicht von dem Augenblicke des Sterbens. Nur diejenigen könnten nach meiner Meinung, wenn der Körper sie nicht allzusehr stöhrt, mit einiger Fassung sterben, welche ganz sichere Hoffnungen hätten.

Agelox. Wie Sokrates?

Bion. Reichen nicht hin. Sokrates starb aus freyem Entschluß, und in Gegenwart vieler Zeugen. Sterben wollen, scheint leichter zu seyn, als sterben müssen, und das Schwerste, dünkt mir, allein zu sterben. Wer weiß, hätten ihn unter andern Umständen seine Betrachtungen eben so kräftig gestärkt.

Agelox. Was nennst du also sichere Hoffnungen?

Plon. Die entweder auf Nachsichten oder auf Gefühlen beruhen. Von der ersten Art haben wir keine, von der letztern sind die, welche Plato gewährt. Speculative Beweise halten hier nicht aus. Beweise du dem, der eine angebohrne Furcht vor dem Donnerwetter hat, dessen Entstehung und Nützlichkeit, so lange du willst: seine Furcht könnte nur dann schwinden, wenn du ihn außer aller Gefahr setzest, oder ihm sonst ein lebendiges Sicherheitsgefühl beybrächtest.

Agelox. Und die Platonischen Gründe?

Bion. Wer so innige und heisse Sehnsucht empfinden könnte, der Gottheit näher zu kommen, wer sich so lebhaft von dem allgemeinen Weltgeiste gleichsam angezogen fühlte, dem müßte der Augenblick des Sterbens höchst willkommen seyn, dem müßte jeder Miß in der Maschine, jeder Krampf, der sein Herz zusammenpreßt, ein Vorgefühl des nahen Entzückens geben. Alle andre sind weder durch

tröstendes Bewußtseyn, noch durch Gründe des Nachdenkens hinlänglich gewasnet.

Agelox. Aber es fehlt doch nicht an Beyspielen —

Blon. Das will und kann ich nicht leugnen. Oft ist selbst die Krankheit so auflösend und ermattend, daß sie dem Sterbenden eine Art von Ruhe und Entsagung giebt, die sich durch keine Speculation erzwingen liesse. Es fehlt aber auch nicht an Beyspielen, daß die weisesten und entschlossensten Männer sich von seliger thörichter Furcht überraschen ließen, und zum albernsten Aberglauben ihre Zuflucht nahmen.

Agelox. Das würde ihre Weisheit sehr verdächtig machen.

Blon. Im geringsten nicht. In einem Augenblicke, wie dieser, sind alle Bilder und Gefühle in fürchterlichem Ansrubr, und keine

Vorstellung ist mächtig genug, sie in Ordnung zu halten. Was Wunder, wenn sich vielleicht gerade die Bilder hervordrängen, die uns etwan in unsrer Kindheit die richtigsten und trostsreichsten schienen! Spricht doch auch der Welsche im hitzigen Fiebet Dinge, die kaum der ärgste Narr so närrisch denken würde. Es ist also falsch und lieblos, von eines Mannes Sterben auf sein Leben zu schliessen, und die edelste Tugend wird oft vor dem Ausruhe in unsrer sinnlichen Natur zu Schanden.

Blon selbst gab einen traurigen Beweis dieser Wahrheit. Er ward in Chaleis krank, Mangel und schlechte Pflege brachten ihn dem elendesten Tode nahe. Noch einige Erleichterung verschafte ihm die milde Sorge des Antigonus.

Ehe er starb, bekannte und bereute er wehmüthig alles, wodurch er sich an den

Göttern versündigt habe, ließ emsig auf ihren Altären opfern, und unterzog sich gern allen abergläubischen Gebräuchen, womit ihn ein altes Weib zum Tode einweihte.

Er ist deshalb von schwachen Köpfen verspottet, und von strengen Richtern verdammt worden. Wir wollen ihn entschuldigen, und das Urtheil einer höhern Einsicht überlassen,

Schlesische Mährchen.



of course I will be



Die Geister des Zobtenberges.

Wer von der Abendseite her an den Fuß des Zobtenberges kommt, und sich dann gegen Mitternacht zu wendet: trifft auf ein dichtes verschlungenes Gesträuch, das sich einen großen Fleck am Berge hinanlehnt. So weit man hinein blicken kann, sieht man häßliche Molche und Nattern herumschleichen, und ein Modergeruch, wie aus lang verschlossnen Gräbern, scheucht den Vorwältigen zurück, daß er schauernd vorüber geht. Neun Schritte umher wächst kein Gras, und kein Vogel mag in

dem Gesträuch nisten. — Drohend — hängt ein bemooster Felsklumpen drüber her. Um Mitternacht möchte ich da nicht weilen, auch am Walpurgisabend nicht, wenn die Unholde sich Welche suchen, um das Ding ohne Namen zu fochen.

Wollt ihr mir eine Weile zuhören: so will ich euch von diesem Fleck eine wunderbare Geschichte aus alten Zeiten erzählen. Gern möchte ich meine Mähr in schöne Reime fassen, aber ich bin des Gesanges nicht wohl kundig, und ich fürchte, die Meister möchten mich hart strafen, wenn ich mich versungen hätte.

Vor mehr denn zwey Jahrhunderten lebte im Dörflein Schönburg ein gar frommer und erleuchteter Mann, Johannes Verr, gebürtig aus Schweidnitz. Derselbe schien zwar eifrig vor der Welt, denn er verachtete ihren Hochmuth und gelehrten Kram, und hatte Geld und Ehre im Stiche gelassen, um in stiller beschaulicher Einsamkeit der unbekannten Weisheit nachzuforschen. Aber hier war ihm große Einsicht und Gewalt zu Theil ge-

worden, also, daß es ihm verstattet war, in die Gräfte der Verge einzugehen, des verschloßnen Gutes sich zu bemächtigen, und den Geistern zu predigen. Jedoch ihm genügte mit dieser Wissenschaft nicht, und er sehnste sich, immer tiefer in die Geheimnisse einzudringen. Deshalb gedachte er, in einer dunklen Höle des nachbarlichen Zobtenberges, der zu den Zeiten der abgöttischen Heiden der Berg des Schwelgens genannt war, seinen Wohnplatz zu nehmen, und dort nach der Weise der Einsamen des Morgenlandes seinen Forschungen ungestört nachzuhängen. Wie er nun eines Tages an dem Fuße desselben herum schlich, gelangte er unversehens in eine große Höle, die unabsehtig tief in den Berg hineinglang. Kaum war er aber etliche Schritte darinn, als ihm ein heftiger Wind entgegen kam, und ein gewaltiges Brausen in der Tiefe sich hören ließ, daß ihn Schauder und Entsetzen ergriff. Er merkte hieran, seiner geheimen Kenntniß nach, daß eine wunderbare Macht diese Höle bewache, und gieng

heraus, um sich noch eine Zeitlang durch Beschauung und Gebeth zu seinem Vorhaben zu rüsten.

Nach Verlauf dieser Zeit trat er seinen Weg von neuem an, und gelangte abermals an den Eingang der Höle. Zwischen steinernen Wänden, wo die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald weit, bald eng ward, zog sich ein langer Gang kreuzweis herum, der zuletzt in einen ebenen und graden Gang endigte. Alles war still und öde, selbst seinen Fußtritt hörte der fromme Mann nicht. Kein Wind blies ihm entgegen. Aber von ferne schimmerte ein seltsames Licht, wie wenn man einen ganz schwarzen Ort durch ein blaues Eplritusflämmchen erleuchtete. Immer weiter gieng der fromme Mann, und immer grauenvoller brach sich der Schlimmer an den schwarzen Steinwänden. Jetzt wendete sich der Gang, und auf einmal stand der Wanderer an einer hohen Thüre, aus der durch eine runde Glasscheibe das schaurige Licht schimmerte. Muthig klopfte der Wundermann

zweymal an die Thüre, und als er das dritte mal anschlug, da rasselten die Flügel aus einander.

Und siehe, da saßen an einem runden Tische drey lange magre Männer, in schwarzen Gewändern, auf den Köpfen Hüte, wie sie vor uralten Zeiten im Brauch waren. Mit ihren hohlen Augen starrten sie einer dem andern unverwandt an und zitterten: aber des Fremdlings schienen sie nicht zu achten. Vor ihnen lag auf dem Tische ein großes Buch, in schwarzem Sammet mit goldnen Buckeln beschlagen. Ein mattes Glämmchen schwebte in der Mitte der Grube, das Dunkel noch sichtbarer zu machen. Hu! hu! wie würde euch da zu Rathe gewesen seyn?

Aber unser Gotteemann schreitet mit unerschrocknem Einn über die Schwelle, steht still und spricht: Friede sey mit euch! und die Männer antworteten mit hohlen Stimmen: Hier ist kein Friede. Zum andernmal sprach er: Friede sey mit euch im Namen des Herrn! Sie zitterten und sprachen mit schwächerer

Stimme: Hier ist kein Friede. Und als er näher an den Tisch tratt, und zum dritten mal den Gruß aussprach, da verstümmten sie.

Lange herrschte ein todtes Schweigen. Da erhob sich einer der Männer, nahm das große Buch und legte es dem Fremdling vor. Dieser sah zum Titel die Worte: das Buch des Gehorsams. Wem gehorchet ihr? fragte der Wundermann. Sie antworteten nicht.

Wer seid ihr?

Wir kennen uns nicht.

Was macht ihr an diesem Orte?

Wir harren des großen Gerichts.

Ist es noch fern?

Wir wissen nicht.

Was habt ihr begangen?

Stehet dort zu!

Damit zeigten sie auf einen Vorhang, der in der Tiefe der Gruft hing. Kühn nahte sich der Fremdling und zog den Vorhang aus einander.

Beh! da lagen Todtenschädel und Gebelne hoch aufgethürmt, und drüber und drun-

ter Waffen und Geschmeide und viele Tonn
nen mit Gold und Schätzen. Und die Män
ner zitterten. Nimm diese Schätze mit dir,
sprach der eine, so sind wir erlöst. Ich neh
me sie nicht, versetzte der Gottesmann. Nimm
die Hälfte mit dir, sprach der andre, so sind
wir des Gehorsams frey. Ich nehme sie nicht,
beharrte jener. Rühre sie an, rufte der dritte,
so sind wir heilig. Aber der Fremdling sprach
mit festem Sinne: Ich rühre sie nicht an.

Ihr Geister! was sagt das Buch? sprach
der eine.

Und ein andrer schlug das schwarze Buch
auf und las also:

Die letzten Geister des Berges sollen er
löst seyn, wenn der Bösewicht ihren Schatz
ganz und unzertheilt hebt, und ein frommer
Mann ihn verschmäht.

Und plötzlich fuhr ein tausender Wind
durch die Höle, und eine gräßliche Schlust
spaltete sich hinter dem Vorhange, durch die
der Sturm die ganzen Schätze davon führte.
Wo er hinaus gefahren war, da stürzte der

Fels zusammen, und finsternes Gesträuch ward zum Wahrzeichen, daß hier der böse Geist ausgefahren war.

Der Gottesmann aber befand sich unter freiem Himmel fern vom Berge, über welchem ein lichter Schein ausgleng, wie wenn die Morgensonne herüber strahlte. Es war Nacht, und die silberne Mondscheibe leuchtete ihm auf seinem Wege in die friedliche Hütte.

Seit geraumer Zeit sind die Geister aus den Bergen gewichen, und die Schätze mit ihnen: aber noch immer ist es jener Geister Geschäft, darüber zu wachen, daß die Schätze in den Kasten der Einzelnen ganz und ungeeilt bleiben, und kein Frommer sie anrühre.



Der Rübenzahl.

Erstes Märchen.

Neln, fürwahr! da war es in alten Zeiten doch besser, als noch mächtige Geister mit dem Sterblichen Verkehr hatten, und oft für einen kleinen Dienst, den ihnen jemand untüßend erwies, ihn plötzlich mit Gold und Edelgesteinen übersüllten und zu einem großen Herrn machten. Heut zu Tage ist's ein jämmerlich Ding: durch Schwelß und Mühe erwirbt man sich kaum das Nothdürftige: die reichen Vettern in Indien sind rein ausgestorben: die Wänschelruthen schlagen nicht mehr an, und aus dem Geisterreiche ist alles still.

Sucht jezt in Bergen, Seen und Hainen,
Macht Kreuz und Zeichen, wie ihr wollt,
Verschwunden ist der Zwerge Gold,
Und keine Fee will mehr erscheinen,

Weg ist Herr Blaubart, weg sein Pfefferluchens-Haus,
Kein Drache kommt euch mehr in goldnen Bogen
Durch Schornstein und Kamin gezogen:
Kein Rirchen winkt aus blauen Bogen,
Und mit den Gnomen ist es aus.

Das macht in diesen bösen Zeiten
Die selbige Philosophie:
Jetzt will das kleinste Kind die Zaubertwelt bestreiten,
Und keine Nimmie glaubt an sie.

O lieben Leute, stellt das alte Bächerwesen
Und euer Demonstrieren ein,
Denn wißet, solche Zaubertwesen
Aus Geisterlust und Mondenschein,
Die wolken nur geglaubt, und nicht bewiesen seyn.

Laßt euch abermal eine Geschichte aus
jenen Wunderzeiten erzählen, und wenn ihr
nicht mit mir zum Schlusse auf alles, was
Aufklärung und Philosophie heißt, einmü-
thig schimpft: so will ich — mein Märchen
umsonst erzählt haben.

Auf dem Himmelhohen Berge,
Der, ein Riese gegen Zwerge,
Immer unter Wolken lebt,
Der hoch über alle Höhen
Von Okeanos Niphen
Kajestätisch sich erhebt:
Haukt, wie die Märchen sagen,

In der Vorwelt Hunderttugen
 Ein geheimer guter Geist.
 Nur dem Spötter, der ihn druck
 Des verhassten Namen nannte,
 Thät er jüenen, und entbrannte
 Fürchterlich in Rach' und Wuth.
 Allen Frommen war er gut,
 Thät die Reisenden begleiten,
 Gab den Hungrigen ein Mahl,
 Linderte des Armen Qual —
 Ach wo ist in unsern Zeiten
 Dieser brave Rübenzahl?

Von Rübenzahl also will ich euch eine
 kleine Geschichte erzählen. Gefällt sie euch,
 so bringe ich künftig noch etliche zu Markte.
 Aber wißt ihr auch, warum dieser Verggeißt
 Rübenzahl genannt wird? Die Gelehrten
 streikten sich selbst darüber.

Der eine will, aus hochgelehrten Gründen,
 Den Namen Noncevall in diesen Zeiten finden.
 Ein anderer schwört darauf, es sey Roi de vall
 Der Stamm des Namens Rübenzahl.

Ein dritter hat in Chroniken gelesen
 Der Gottseghedung! sey in Schmiedeberg gewesen,
 Und habe da, gebannt, den Priestern Lund gethan,
 Er heiße August Herr von Zahn.

Ein vierter glaubt, im Namen der Alphäen
Der ersten Sylbe Stamm mit Sicherheit zu sehen,
Zahl aber heißt ein Schweiß; nun spricht es auf
einmal,

So habt ihr deutlich Alphens Zahl.

Alein, ihr seht, dieß sind gelehrte Grillen,
Drum laß ich gut und gern den Grüblern ihren Willen:
Die beste Deutung habt ihr alle wohl gehört,
Ich meyne, die Aufsatz sehet *).

Joseph, ein braver Sohn armer Eltern
in Schmiedeberg, war viele Jahre lang auf
der Wanderschaft gewesen. Er hatte bey
seiner Auswanderung gehofft, sich in fremden
Ländern ein Erkleckliches zu sammeln, um nach
seiner Heimkehr seine geliebte Marie, als
Meister, zu ehlichen, und seine Eltern im Al-
ter pflegen zu können. Aber seine Hoffnung
war nicht erfüllt: er hatte nichts verdient,
und die Hälfte seiner Haabe war noch oben-
drein aufgegangen. Betrübt schlich er jetzt
mit seinem leichten Bündel über die Gebirge
auf seine Heimath zu. Ach, dachte er bey

*) E. Aufsatz Volksmärchen der Deutschen.

sich, wie würden meine Eltern sich freuen, wie würde Marie springen, wenn ich so mit vollem Känzel in die Stube einträte, und mein Pack aufschnallte, und hier ein Beutelschen mit harten Thalern, hier ein Papier mit drey Ränder, Ducaten hervorlangte, und ein schönes Tuchkleid mit silbernen Knöpfen, und Seidenzeug für Marien, und, und — Aber da komm ich nun, und habe nichts, und meine Eltern haben auch nichts: wovon will ich nun Meister werden, und meine Marie — hier fielen dem guten Joseph die heißen Thränen aus den Augen: er konnte nicht weiter. Still und weinend setzte er sich auf einem Stehn, der am Wege lag, nieder.

Während er so mit untergestemmtem Arm da saß, und seinem Kummer nachheng, kam des Weges ein alter Mönch, den grauen Kopf in eine Kappe gehüllt, sonst freundlich von Ansehen. Mit sanftem Tone grüßte er den betrübten Jüngling, und fragte nach der Ursache seiner Thränen. Munter, junger Gesell, rufte er ihm zu, wer wird verzagen!

Du bist gesund und stark, sollt' es dir an Arbeit und Verdienst gebrechen?

Ach, ehrwürdiger Herr, versetzte Joseph, für mich allein würde wohl Arbeit und Verdienst genung seyn, aber ich möchte gern für mehrere sorgen. Und so erzählte er ihm denn, was er vor habe, und schüttete dem alten Mönch sein ganzes Herz aus. Freylich wohl, sagte dieser, als ihm Joseph alles erzählt hatte, dein Kummer ist schwer: ich kenne deine Eltern, sie sind in tiefem Elende, und wenn du nicht eilst, sie zu pflegen, müssen sie vor Alter und Dürftigkeit umkommen. Jedoch

Bezwinge nicht; denn Gram und Sorgen
Verbessern unsern Zustand nicht.
Arbeite mit dem frühen Morgen,
Und thu mit Freuden deine Pflicht.
Wie manchen fand ich früh noch weinen,
Den ich am Abend lachend sah!
Den Frommen ist, eh' sie es merken,
Die wundervollste Hülfe nah.

Unter solchen Gesprächen waren beyde eine gute Strecke fortgegangen, als der Mönch

plötzlich stehen blieb, und einen Stein aufhob. Du wunderst dich wohl, sprach er zu Joseph, was ich mit diesem Stein machen will? Willst du mir einen Gefallen erwelsen? Joseph war bereit. So wisse, fuhr der Eremit fort, daß ich ein Gelübde gethan habe, so oft ich auf diese Stelle komme, einen Stein aufzuheben, und ihn in jenen Teich, der hundert Schritte von hier liegt, hineinzurwerfen. Heute bin ich zu müde, diesen Umweg zu machen: du aber gehst grade auf den Teich zu. Willst du an meiner Stelle diesen Stein in das Wasser werfen? Gern, rufte Joseph, und langte nach dem Stein. Behutsam, junger Mann, sagte der Mönch, die Sache ist schwerer, als du denkst: dein Versprechen könnte dir leid werden. Das schien Josephen wunderbarlich, und er erklärte dem heiligen Manne, wenn nicht eine Heimtücke des bösen Feindes dahinter stecke, so würde ihn sein Wort nimmermehr reuen. Du hast nichts von dem Bösen zu fürchten, erwiderte der Mönch, aber wenn du diesen Stein nicht in

den Teich wirfst, dir soll es nicht schaden,
aber ich bin unglücklich: der Stein mag sich
übrigens verwandelt haben, in was er will.
Willst du noch? Joseph versprach alles, und
nun schied der Mönch links abwärts in das
Gebirge. Vorher aber gab er ihm seinen
Segen, und sprach ihm in ernstem Tone zu:

Sohn, hüte dich, zu wanken,
Ebenuch lüsterne Gedanken
Aus deiner Seele fort!
Sollt' ich dich wieder sehen,
Es wird dich glücklich gehen,
Jetzt geh, und halte Wort!

Nachdenkend wandert: Joseph auf den
Teich zu, den Stein in der Hand tragend.
Oft überfiel ihn ein banger Schauer, wenn
er dachte, daß der Mönch vielleicht der Arge
gewesen sey, der ihn durch diesen Auftrag
einen Schabernack anthun und seiner Seele
beykommen wolle. Aber bald gab er diesen
Gedanken auf, wenn ihm die frommen Ge-
spräche des Mönchs einfielen, und der Seg-
gen, den er ausgetheilt hatte, ohne zu zittern.
Jetzt erblickte er den Teich, und das Herz

stieß ihm Angstlich in der Brust. Er kam an das Ufer; jenseits sah er einen reichgekleideten Mann sitzen, der unverwandt in einem Buche las, aber er wagte es nicht, ihn anzurufen. Immer bänger ward ihm um das Herz, jetzt wollte er die Hand mit dem Steine aufheben, um diesen recht weit in den Teich zu schleudern, als er, o Wunder, statt des Steines einen Klumpen pur eiteln Goldes in seiner Hand erblickte.

Schrecken und Freuden kämpften gewaltig in ihm. Da ist ja mehr, als ich wünschte, schrie er auf, genug und übergenug für mich und meine Eltern! Der Wund hat ein Wunder gethan, um mir zu helfen. Aber ich soll ja den Stein ins Wasser werfen, wenn er sich gleich verwandelt. Nein das geht nicht an, einen solchen Klumpen Gold ins Wasser? Wem kann er da nützen? Nein ich habe den Wund nicht recht verstanden. Ich will das Gold anwenden, ich will meinen Eltern Gutes thun, ich will mir ein Haus kaufen, ich will Maria glücklich machen. Freudig hüllte

Joseph an dem Ufer herum, und öfnete jezt sein Bündel, um den Klumpen hineinzustecken. Aber, fiel ihm ein; sagte nicht der Mönch, er würde unglücklich, wenn ich den Stein nicht in den Teich wüfse? Unglücklich? wie mag er das gemeynt haben? Mir soll es nichts schaden, aber er werde unglücklich. Nein, das soll er nicht, es ist nicht gut, unglücklich zu seyn. Und mit diesem Gedanken faßte er ein Herz, und schleuderte den Klumpen, ohne ihn noch einmal anzusehen, mitten in den Teich, daß der reichgekleidete Mann an jenem Ufer vom Geplätscher auffuhr. Voll Erwartung sah Joseph dem Klumpen nach, der anstatt unterzusinken, an das andre Ufer schwamm. Hastig grif der reichgekleidete Mann nach diesem Funde, und langte ihn aus dem Wasser. Er besah ihn um und um, steckte ihn dann begierig in die Tasche, und lies, wie wahnsinnig vor Freuden, auf und davon.

Joseph wußte nicht, wie ihm geschah. Als er sich nach einer Weile besonnen hatte, brach er wehmüthig in Klagen aus:

Ich bin zum Elend nur geboren.
Da lauft er hin, der reiche Mann,
Und trägt den Schatz, den ich verlohren,
In Kassen, voll bis oben an.
Was soll das Gold den reichen Thoren! —

Es ungerecht geht's auf der Erde zu,
Hier find' ich weder Glück noch Ruh.
Doch wollt' ich gern inummer leben,
Nur nur mein grauer Vater satt —
Ach, wer da hat, Dem wird gegeben,
Und dem genommen, der nicht hat.

In solchen Rhapsodien ergossen sich die Gefühle der Reue, des Unwillens und der Begehren, die jetzt in seiner Seele stürmten. Und er wäre nicht von dieser Stelle gewichen, wo er sein schnell gesundnes Glück so schnell wieder weg geworfen hatte, wenn ihm nicht die Abschiedsworte des Mönchs zu rechter Zeit eingefallen wären. Lüsterner Gedanken? Wiedersehen? Wort halten? brummte er für sich, nun wohl, ich habe Wort gehalten, und will nicht mehr murren. Aber ach, wenn werde ich den frommen Mönch wiedersehen?

Unterdesseu rückte der Abend heran, und die Koppe begann schon, sich in blaue Nebel

zu hüllen. Aber der gute Joseph hatte noch gar weit bis zu einem Obdach, und seine Füße wurden ihm allmählich sehr schwer. Nach Verlauf einer Stunde erschien ihm von fern eine Hütte, und er steuerte voll Freuden darauf los, ohne doch zu wissen, wo sie sich befand. Ein Angstliches Stöhnen in der Nähe machte ihn aufmerksam, er gleng der Stimme nach, und fand da einen Esel liegen, der unter der Last einer schweren Holzbürde niedergesunken war. So sehr Joseph zu eilen hatte, so vermochte ers doch nicht, bey diesem leidenden Thiere vorbeizugehen. Mitleidig schnitt er Gurt und Stricke entzwey, nahm die Bürde ab, und rüttelte das Thier, bis es sich erholte und langsam aufstand. Wer war froher, als unser Wandrer. Eine Zeitlang führte er den Esel neben sich her, und als er merkte, daß derselbe stark und rüstig einherschreiten konnte: setzte er sich selbst darauf, in der Meynung, das Thier werde den rechten Weg finden, und ihn in ein nachbarliches Dorf tragen. Langohr, der seinen Reiter

kaum zu fühlen schlen, suchte sich einen bequemen Fußsteig, und trollte noch immer, nachdem schon die Sonne längst untergegangen war. Auf einmal stolperte das Thier, fiel nieder, und weder Schläge noch Liebkosungen vermochten es wieder aufzurichten. Ein Glück für unsern Wandrer, daß er in Geschichten und Romanen nicht belesen war, und die Wunderkraft der Esel nicht kannte.

Denn Esel hatten ehedem

Gar viel von Zauberer und von Prophetengabe.

Ein Esel war, worauf so munter und bequem

Al : Muhamed in einem Trabe

Durch alle Aeden Himmel flog,

Ein Esel war, durch den, nach Lucians Berichte,

Freund Lucius das schöne Weib betrog.

Wie mancher Esel sah erhabene Gesichte!

Wer, als ein Esel, hat das große Licht gesucht,
Und Iſid *) Heiligthum verrathen!

Ein Esel schlug, haunt über diese Thaten!

Durch einen Schrey die Scythien **) in die Flucht,

Ohne daran zu denken, daß sein Esel vielleicht bezaubert seyn könnte, sagte Joseph

*) Iſid s. Apulejus.

**) Scythien s. Herodot.

endlich den Entschluß, sich neben ihn hinzusetzen, und so einen erquickenden Schlaf oder sein Ende zu erwarten, zufrieden, in dieser Wildniß wenigstens ein lebendiges Geschöpf um sich zu haben. Er schloß in Kurzem ein; aber, als er gegen Morgen erwachte, da war sein Esel weg. Mag er fort seyn, dachte Joseph, es ist Tag, und ich bin gestärkt, meinen Weg zu Fuße fortzusetzen. Er langte nach seinen Bündel, um das letzte Brod herauszunehmen; allein, o Jammer! das Bündel war rein ausgeleert und seine letzten Habseeligkeiten verschwunden. Das war zu viel. Schreyend warf sich Joseph zur Erde, und wollte Verzweiflungsvoll sich auf diesem Plage zu Tode hungern. Horch, da schallte in der Ferne ein wiederholtes Hahngeschrey. Joseph sprang auf, und in der Hoffnung, unter Menschen zu kommen, schritt er rüstig weiter.

Nicht lange, so gewann er einen Blick in das Thal, und es dünkte ihm, er sähe von weiten die Dächer seiner Vaterstadt in der Morgensonne schimmern. Neues Leben ergoß sich

sich mit einemmal in seine Adern, und ehn
wie gefühltes Entzücken besüßelte seinen
Schritt.

Der Ort, wo wie jureit des Daseyns Freude süßten,
Der Nasenplatz, wo wie als Knaben spielten,
Bleibt ewig unserm Herzen werth;
Der schwache Greis verlaßt zu klagen,
So oft der holde Traum von seinen Kindertagen
In seine Seele wiederkehrt.

Aber, dachte er, meine Eltern und Marie
würden doch zu sehr erschrecken, wenn sie
gleich bey meinem Eintritt das leere Känzel
sähen: ich will sie lieber noch eine Weile mit
gutem Troste hinhalten. Er raste also in der
Eile eine Menge Nester und Gesträuch zusam-
men, und füllte sein Känzel damit voll.

Hunger und Sehnsucht trieben ihn so mäch-
tig, daß er bald die ersten Häuser seiner Va-
terstadt erreichte. Ach! wer mag beschreiben,
wie ihm da zu Muth ward. Jetzt erblickte
er die Wohnung seiner Eltern: er sah die
Hausthüre aufgehen — Wenn das mein Va-
ter wäre! Es war — der reichgekleidete
Mann, der gestern den Goldklumpen aufge-

sicht hatte. Joseph rufte ihm zu, aber der Mann war hinter einem Hause weggegangen. Gewiß, dachte er, hat dieser reiche Mann, der mir das meiste wegnahm, auch meinen Eltern ihr Häuschen abgedrungen. Ach! wo mögen sie nun schmachten! Doch machte er einen Versuch. Zitternd ergriff er die Thürklinge, trat in das Haus, öffnete die Stube, und fand — o der Freude! seine Eltern zwar arm, aber doch gesund, und bey ihnen seine Marie, die beyden das Essen bereitet hatte. Da war des Trennens und Fragens und Liebes kein Ende. Klink hob Marie dem Wanderer seine Last von der Schulter, und die Mutter trüppelte herzu, um das Mitgebrachte heraus zu nehmen.

Ach der Mönch! der Mönch! schrie Joseph auf einmal, als er zum Fenster hinaus sah, da geht er! da geht er! und in einem Nu flog er zum Hause hinaus, um dem Mönch nachzulaufen. — — Aber der war nirgends zu sehen.

Wie erstaunte Joseph, als er in die Stube zurück kam, und seine Mutter beschäftigt fand, schöne Wäsche und Kleidungsstücke aus dem Känzel hervorzuziehen, unter diesen gerade ein solches Kleid, wie der reichgekleidete Mann angehabt hatte. Er griff voll Staunen zu, in dem Bündel war kein Ast, kein Gefräuch mehr, tief unten lag noch ein schwerer Beutel mit Gelde. Joseph hob ihn heraus, und fand zu seinem Erstaunen einen Zettel angeheftet, mit diesen Worten:

Dies soll dem Jüngling, der so brav
Die Prüfungen bestand,
Und die Versuchung, die ihn traf,
Voll Glauben überwand.

Denn wer des Redlichen Geboth
Und treu sein Wort erfüllt,
Wer selbst des armen Viehes Noth
Mit Lieb' und Mitleid stillt:
Dem bin ich hold, und Hof und Haus
Soll ihm gesegnet seyn!
Reich und beglückt gehst du heraus,
Und arm gelangst du hier ein.

halt an der frommen Lehre fest
Die dir der Mönch empfahl,

Und wenn dein Kummer dich verläßt,
So denk' an Rübenzahl!

Rübenzahl! rufte alles, und dankte und
jauchzte. Nun mußte Joseph alle seine Abens-
theuer der Reihe nach erzählen, und immer
schrie Marie zwischen drein: der gute Rüben-
zahl!

Joseph legte sein Geld gut an, ehlichte
seine Marie, und lebte mit ihr und seinen
Eltern im besten Wohlstande eine lange, lange
Reihe von Jahren. Oft sprach er in den
langen Winterabenden von dem guten Rüben-
zahl, der ihn als Mönch getröstet, als reicher
Mann getränkt, als Esel getragen und be-
stohlen, und als Hahn aus der Verzweiflung
aufgeschrien hatte.

Der Rübenzahl.

Zweites Märchen.

Wie man denken kann, hatte sich das Gerücht von Josephs glücklichen Abentheuern geschwind ansgebreitet. Man sprach davon bey allen Melagen und Gevatterbesuchen, und ob ihm gleich jeder dieses Glück von ganzem Herzen zu gönnen versicherte, so konnte sich doch keiner erwehren, es ihm von ganzem Herzen zu beneiden.

Zu manchen boshaften Gesprächen mußte jezt der gute Joseph herhalten. Ging es doch seinem mächtigen Gönner selbst nicht besser: denn alle Welt hatte den Rübenzahl für ein böses Gespenst gehalten, und ließ sich diese Meynung jezt nicht ausreden.

Der beste Geist muß es ertragen,
Daß kleine Lastergeister sagen:
Er sey ein Thor, ein Bösewicht.
Denn gegen das Gaaken und Schnattern
Der Ruhmen und frommen Gevattern
Schützt auch der Geistes Hoheit nicht.

Indessen fanden sich doch einige, die wegen dieser Begebenheit, zum Rübenzahl, wenigstens im Stillen, ein gutes Zutrauen faßten, und nicht übel Lust hatten, seine Wildthätigkeit für sich auf die Probe zu setzen. Unter andern kamen drey junge Gelfschnäbel, denen unglücklicher Weise das Sparen eben so schwer fiel, wie das Arbeiten, auf den gescheuten Einsall, sich bey dem reichen Rübenzahl einzuschmeicheln, und seine Schattelle ein wenig leichter zu machen. Sie vertrauten einander ihren Plan, und verabredeten sich, im Fall der eine oder der andre glücklich wäre, die Beute gewissenhaft unter sich zu theilen, dafür aber alle Gefahren und Abenteuer gemeinschaftlich zu bestehen.

Mit Kost auf einige Tage versehen, wanderten sie auf das Gebürge, ohne ihr Vorhas-

ten jemandem zu verrathen. Schon von weitem glaubten sie, den Rübenzahl nach seiner Gewohnheit, oben auf der Spitze sitzen zu sehen, mit herunterhängenden Beinen, und beyde Arme untergestemmt. Peter, der begierigste unter ihnen, wollte sogar bemerken, daß der Geist ihnen ganz deutlich winke. Der Abend ward schön, und das Wetter heiter: ein Anzeichen, daß Rübenzahl bey guter Laune sey.

Sobald sie weiter ins Gebürg hinein waren, machten sie halt; beredeten sich noch einmal über alles, was sie thun wollten, und glaubten nun, vor allen Dingen dem Geiste ihr Kompliment machen zu müssen. Wiederholentlich rufen sie aus vollem Halse:

Huf uns von unsrer Noth und Qual
Gnädiger Herr Rübenzahl!

Auf einen solchen Zuruf pflegte Rübenzahl sonst mit Sturm und Donner zu antworten; denn er hatte unter allerhand andern Grillen großer Geister auch die, daß er sich selbst ohne Bedenken critisirte, aber fremde Critiken

nicht wohl vertragen konnte: der Name Räbenzahl aber enthielt für ihn eine unangenehme Erinnerung. Diesemal war er jedoch wirklich bey zu guter Laune, als daß er unter diese drey Laffen hätte mit Ungewitter drainschlagen, und damit allen friedlichen Umwohnern den Abend verderben sollen.

Bald fiengen sie an, sich nach einem Plage umzusehen, wo sie die Nacht über sich lagern und die Offenbarungen des Berggeistes erwarten konnten. Sie legten sich, zwar abgetrennt von einander, aber doch nahe genug, um sich im Nothfall errufen zu können. Kaum waren sie eingeschlafen, als ihnen Räbenzahl in Gestalt eines vornehmen Mannes im Traum erschien, und einem jeden befahl aufzustehen, sich an seinen Zopf anzuhalten, und so hinter ihn drein so schnell als möglich bis an die Koppe hinanzuspringen, wo ein großer Schatz bereit liege: zur Erleichterung der Reise sollten sie auf ihren Stöcken reiten. Jeder von ihnen glaubte, die Offenbarung sey ihm allein geschehen. Behutsam stand also jeder auf,

faßte den Zopf eines Wesens, das vor ihm stand, und nun gieng die Reise fort, über Stock und Stein, daß dem Springer Hören und Sehen vergleng.

So huschte dort nicht um die Spindel
Das lustige Geistergesindel,
Lenoren *) zum Schrecken und Graus;
So sagte nicht stürmend der Ritter
Mit Liebchen aus Kirchhofegitter,
Zu halten den bräutlichen Schmaus.
So flog nicht der drausende Schimmel
Mit Puff **) durchs dichte Gestrümmel
Zum andern Thore hinaus.

Erleidend vor Schweiß und schier Athemlos waren sie, wie ihnen dünkte, Vergan, Vergab auf ihren Stöcken galoppirt, als der Tag allmählig anbrach. Und wie erstaunten sie, als sie nun sehen konnten, und fanden, daß der erste von ihnen einen gewaltigen Rater hielt, und so einer den andern beim Zopfe gefaßt hatte, und jeder auf einem bürren

*) Lenoren. S. Bürger's Gedicht.

**) Puff. S. Sophiens Reise.

Besen ritt. Aber wie durch Zauber gefesselt, konnten sie noch nicht loslassen, jagten noch eine gute Weile herum, und waren, wie sie jetzt sahen, bey ihrer nächtlichen Gallopade immer nur um den Platz herumgesprungen, wo sie sich niedergelegt hatten. Ein schmerzterndes Gelächter aus der Ferne ließ sie deutlich merken, daß Rübenzahl sie geäfft hatte.

So verdrüsslich ihnen indessen dieses Abentheuer war: so verlohren sie doch nicht den Muth. Große Herren, sagte Kaspar, haben ihre Launen: vielleicht beschenkt uns Rübenzahl desto reichlicher, weil wir ihm so viel Spaß gemacht haben. Bedenkt doch:

Ließ nicht einst Aristipp, der Weise,
Von Ihro Majestät dem Fürst zu Syrakus
Sich uns Gesichte sperrn? Dafür bekam er Speise
Und manchen fürstlichen Genuß.
So sind die großen Herrn. Wenn sie mit armen
Bischen
Sich einen Spaß gemacht, dann geben sie zuletzt,
Warum man bath. Ein wenig durchgehzt
Sind wir nun auch. Doch denkt an die Geschichten
Der ardsten Parvenns, und wartet noch die Nacht,
Wer weiß, was Rübenzahl zum Dank uns zugebracht!

Wir werden nicht vergebens harren,
Wie? gaben nicht aus Dankbarkeit
Die Könige der alten Zeit
Die besten Aemter — ihren Narren?

Die Bemerkung machte Eindruck, und es ward beschlossen, noch diesen Tag und diese Nacht abzuwarten. Den Tag über wiederfuhr ihnen nicht Merkwürdiges, außer daß sie durch allerley Stimmen und Schreye bald da, bald dorthin verlockt wurden, und einmal über das andre, wo sie festen Boden vermutheten, in Sümpfe geriethen, oder auf ebnem Wege stolperten, und, ohne sich halten zu können, hinfielen. Für die Nacht wählten sie eine andre Stätte, zwar näher am Rübenzahlgarten, aber desto gefährlicher.

Der Geist zeigte sich ihnen abermals im Traume. Jeden allein hieß er bis zu einem gewissen Steine auf allen Vieren kriechen, unter welchem ein Kleinod verborgen sey, das von zwey starken Geistern bewacht werde. Wer es erheben wolle, müsse einen Kampf mit diesen Geistern bestehn: aber die Geister

würden unterliegen, wenn sie in dem Augenblicke des hitzigsten Streites den Namen Gilgal hörten. Heimlich machte sich jeder, nach dieser Anzeige, auf den Weg, und Mübenezahl, der, nach Art aller großen Geister, auch im Dunkeln sah, freute sich inniglich, als die drei Gecken hinter einander drein krochen. Ohne einander zu sehen, kamen sie zu gleicher Zeit an, und jeder fand also, dem Traume gemäß, außer sich noch zwey Wesen bey dem Steine, und jeder schickte sich also zum Kampfe an. Wüthend fielen sie also über einander her: es regnete Schlag auf Schlag, und als keiner die Möglichkeit sah, seine beyden Freunde zu überwinden, rufte jeder zu gleicher Zeit das Wort Gilgal, und mit diesem Ruf stürzte jeder vor Schrecken und Ermattung zu Boden.

Hier erquickte sie von neuem ein fester Schlaf und eine dritte Erscheinung des Verzagtes. Er versicherte einem jeden allein, die Wächter des Kleinods seyn überwunden, und es käme nur noch darauf an, daß der, welcher

es heben wolle, sich nackt ausziehe, und in einem nachbarlichen Teiche zuvor untertauche. Was er unter dem Steine finden würde, sollte er in der flachen Hand davon tragen und nicht fallen lassen. So viel schon gethan, dachte jeder, warum nicht auch das noch?

Sie zogen sich willfährig aus, giengen, ohne einander zu erblicken, auf verschiedenen Wegen an den Teich. Aber hu! hu! wie ward ihnen, als sie da in einen modrigen Sumpf voll Unken und anderm Ungeziefer bis an den Hals einsanken. Um Hülfe zu rufen, scheute sich jeder, und so mußten sie, halb erstickt von Schlamm und üblen Dufte, so lange fortrutschen, bis sie ans Ufer kamen. Und nun ohne Verweilen zum Steine. Da jeder an seinem Theile hob, war der Stein leicht weggeworfen: hastig griffen sie zu, und ergriffen jeder einen großen glatten Klumpen, der, nach der Schwere zu schließen, lauterer Gold seyn mußte. Damit war alles Ungesamach vergessen.

Aber bald fand sich ein neuer Kummer. Wie sollten sie sich, jeder allein, seine Kleider anziehen, ohne den Goldklumpen fallen zu lassen, und wie sollten sie, so durchnäßt, die ganze Nacht ohne Bedeckung zubringen! Keiner wollte seine Gefährten an seinem Glückes Theil nehmen lassen. Was sollten sie nun missen, ihre Bequemlichkeit, oder ihren reichen Fund? So hat der Reiche auch seinen Theil Kummer.

Nun war ich reich, sprach Baw, und sah sich seinen Lasten

Mit den ererbten Thälern an.
Gott gebe, daß ichs bleiben kann,
Das heißt, er gebe mir die schwere Kunst, zu fasten,
Wenn ich in jener Zeit mit Freuden trank und aß,
Zu wachen, wenn ich schlief, zu feiern,
Wenn ich vordem am warmen Ofen saß.
Traun! reich zu bleiben, ist kein Spaß,
Es ist zu leicht, das Seine zu verlieren,
Und darum dünkt' ich, lieber gleich
Ihr alten Thaler, fort in alle Welt mit euch!

Unsre Abenteuerer dachten so nicht, und sie entschlossen sich, lieber ihren Fund in der Hand, die ganze Nacht, bloß und von Schlamm

erleidend, zu durchwachen. Ein harter Entschluß! Denn als die zweyte Stunde der Mitternacht vorüber war, erhob sich ein kalter Sturm im Gebürge, der sie grimmig zusammenschüttelte: einzelne Hageltropfen peitschten mitunter auf die nackten Capitalisten los, daß sie vor Schmerz hätten schreyen mögen. Auch vermochten sie nicht, ihren Vorsatz auszuführen. Kälte und Strapazen übermannen ihre Natur, und sie fielen alle drey in einen betäubenden Schlaf.

Schon wieder Schlaf? hör' ich die Leser sagen,
Das ganze lange Märchen dreht
Sich nur um Weid und Schlaf und Traum und
eitle Plagen.

Wohl wahr! doch könnt ich euch, ihr lieben Leser
fragen:

Obs in der Wirklichkeit nicht eben also geht?
Was ist das Resultat von unsern Lebentragen?
Weid, Schlaf und Traum und eitle Plagen.

Da habt ihr nebenben auch etwas Hausmoral;
Und ist das Märchen euch zu schaal:
So könnt ihr ja, den Dichter zu bestrafen,
Noch eh' das Ende kommt, vor langer Weile
schlafen.

Und als sie erwachten, ach! wie erstaunten sie, als sie um sich her einen großen Haufen Volks stehen sahn, das vor Lachen zerspringen wollte. Bestürzt rieben sie sich die Augen, und siehe da, sie saßen so nackt und besudelt, wie sie aus dem Sumpfe gestiegen waren, und auf der rechten flachen Hand hielten sie — statt des Goldklumpens — etwas

Was mißverständne Artigkeit

Auf deutsch zu nennen uns verbietet,

Und was, so weit es sonst die deutsche Vertheilung treibt,

Blumauer *) selbst nur lächtiglich umschreibt.

Wie die Betrognen aufsprangen, und vom Böbel verfolgt, ein jeder in seine Wohnung eilten, darf ich nicht erzählen. Sie konnten am Orte nicht ausdauern, sondern machten sich bey Nacht und Nebel davon. Wir zweifeln billig, daß sie ihr Abenteuer mit Mühenzahl so oft und gern werden erzählt haben, wie Joseph das seinige.

*) S. Gedicht an den Leibkuch.

Der Rübenzähl.

D r i t t e s M ä ß c h e n .

Herzlich fadel! soll ein Leser oder eine Leserin am ~~Schlusse~~ des letzten Märchens angerufen haben, ohne sich jedoch bestimmt zu erklären, ob dieses Prädikat dem guten Geiste oder dem Erzähler gelte. Wer kann mir's verdenken, wenn ich mir diese Unbestimmtheit zu Ruhe mache; und jenen Ausruf von mir weg auf den Heiden meiner Märchen schiebe, der solche Ehrentitel besser gewohnt ist und heroischer ertragen kann, als ich. Vielleicht er doch auch in der That gar wenig dabei, da wohl die größten Geister dem Schicksale unterworfen sind, daß sie ihre faden Stunden haben. Indessen möchte ich ihn nicht gern mit diesem verächtlichen Nachhall

abscheiden lassen, und blättere daher aus den Quart- und Octav-Chroniken seines Thatensreichen Lebens noch eine Begebenheit heraus, die vielleicht besser gefällt.

Kommt, tretet näher, ich will singen
Von Zauberei und unerhörten Dingen.
Die Leset schwört: welch ein Gedicht!
Mein Auge glüht, mein Leib wird Rührung geküßt.
O Muse — ja verstand' ich nicht
Die Dichter: Etiquette besser —
Ich ruhte dich dort von der Iime Gründen,
Von deinem Ruhmbekrönten Greis,
Ein kleines, kleines Lorbeerreis
Um meine Schläfe mir zu winden.

Sehet, lieben Leser! so würd ich nun in
einem fort singen, wenn — es keine Kritiker
gäbe, die einem falschen oder harten Reim
nachjagen, wie Ritter Christoph, von dem ich
jetzt in Prosa weiter erzählen werde, den
Ebern und Hirschen.

Es war ein wilder ungestümer Mann, dies
er Ritter Christoph. Oft hatte ihn Rüben-
zahl in seinem Revier hallohn und hurra'n
gehört, und wenn dann sein welches Herz
den Anblick der jämmerlich gehesten Thiere

und der zerstampften Saatsfelder nicht mehr ertragen konnte, dann sprengte er in der Gestalt des wilden Jägers unter den Jagdtroß des Ritters, oder trieb ihn durch plötzliche Stürme und Wetter von dannen. Kamen vollends von den Unterthanen des Ritters Klagen über seine Härte und Grausamkeit eingelaufen: so durfte er sich ganze Wochen lang nicht in des Geistes Bezirk blicken lassen, ohne von grausen Wetterern bewillkommt zu werden.

Doch wist ihr wohl von Uldolf obeg Welt *)
Wie rauh und ungestüm in jener bieder'n Welt
Ein Ritter war. Ihn freute nur das Klaffen,
Raub und Hulloh, der Humpen und der Speiß:
Und wer solch Leben ihm mit weisem Ernst vermiß,
Den nannt' er Pinsel oder Pfaffen.

So häufte Christoph Schuld auf Schuld
Mit Wärbchen, Hehen und Verschwenden.
Was kümmert ihn der Geist? Ein Piesch mit sechs
zehn Enden
War wichtiger für ihn, als eines Geistes Huld.

*) Uldolf und Welt Vornamen von Ritter v. Ros
manschreibern.

Rübenzahl beschloß also, der armen geplagten Unterthanen des Ritters und der Thiere, die dieser Nimrod so grausam zu Tode hegte, sich im Ernst anzunehmen, und beyden Ruhe zu verschaffen, denn

Nichts halb zu thun, ist edler Geistes Art.

Ungestört ließ er ihn also ein Paar Tage in seinen Gehölzen herumjagen, und trieb ihm sogar das Wild zu, um ihn immer lusterner zu machen. Ein leichtes wäre es hier dem Geiste gewesen, unbemerkt dem Ritter auf gut Satanisch den Hals umzudrehn, und so auf einmal Thiere und Menschen von ihrem Peiniger zu befreien: zumal da die weise Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, schon damals bekannt war. Aber Rübenzahl war weiser, als diese Lehre.

An einem Morgen gewahrte der Ritter einen hohen, trefflichen Hirsch, der blitzig auf die Höhen zules. Christoph wollte die Ehre ihn zu erlegen, allein haben, und befahl seinem Trosse zurück zu bleiben,

Und Hufsa! gieng es hinter her,
Der Hirsch verlor ihn kreuz und quer,
Tief in den Wald, auf unbekannte Bahn:
Jetzt wird er schußgerecht: jetzt legt der Ritter an:
Jetzt fällt das Thier. Fort Hunde, warara!
Voran! und packt es bey der Wamme —
Ich komme gleich. Doch eh' er sich versah,
Lag Pferd und Reuter tief im Schlammne.

Er schrie immer lauter, je tiefer er einsank,
aber sein Troß war zu weit entfernt,
und sonst in der ganzen Gegend kein Mensch.
Schon steckte das Roß bis an den Hals im Moraste:
schon sah der Ritter sein Ende vor sich:

Ach, ruft er laut, wer rettet meine Seele!
Auf einmal schaute links aus einer Hölle
Etwas hervor; ob menschlich Angesicht,
Ob Tiger oder Bär, erkannte Christoph nicht.
Ach, schrie er, du da mit dem Kopfe,
Erbarme dich, und hilf mir armen Tropfe
Und meinem Thier. Das etwas nahte sich:
Es war ein Mensch, von Ansehn fürchterlich,
Bedeckt mit Moos und rauhem Schmutz:
Ein Schurz von dichtgeflochtenem Rohr
Umgab den Leib: aus einer Fests-Kapuze
Ergrinste schauerlich ein frühern Antlitz vor.

Hu! schrie der Rittersmann, ihr sehd, mein Herr!
Ein Teufel oder Heiliger.
Doch wer ihr sehd, kommt, rettet mir das Leben,
Dann fordert, was ihr wollt, ich will euch alles geben.

Der Waldmann brach vom nächsten Gebüsch einen Ast ab, und suchte den armen Schwimmer daran heraus zu ziehn. Bald hatte dieser seine Rüsse aus dem Schlamm gehoben, schon begann das Kopf, sich unter ihm zu bewegen: knack, da brach der Ast, und Christoph sank bis unter die Schultern ein. Zweimal noch wiederholte der Waldmann diesen Versuch, aber jedesmal mißlang er, und Christoph steckte nun bis dicht an die Lippen im Sumpf.

Du stehst, begann mit rauher Stimme
Der fremde Mann — mein edliches Bemühen,
Aus dem Moraste dich zu ziehn,
Ist ohne Frucht. Gewiß hat dich im Grimme
Ein höh'rer Geist, um nimmer zu entfliehn,
Hierher gehannt. Die Rache kann wohl schlafen,
Doch endlich wacht sie auf, den Sünd'er zu bestrafen.
Wie mancher ist verweicht von dir geheht
In Sumpf und Moor gekürzt! Wie manches
Menschenleben

Hast du vielleicht an einen Hirsch gedacht!
Wer kann nunmehr der Rache widerstreben?

Ach! inniglich fühlte der Ritter sein Gewissen aufwachen, und bekannte dem schmutzigen Beichtiger, daß er diesen schmähhchen Tod hundertfach verdient habe. Nur noch einmal hat er diesen, etwas für seine Rettung zu thun. Der Waldmann besann sich lange: doch als der Ritter schon bis an die Augen einsank, da ergriff er ihn mit schnell verlängerem Arm beym Schopf und warf ihn wie einen Federball, ans trockne Ufer. Nun helfe mir euer Roß heranziehen, rufte er dem Geretteten zu: es geschah, und Christoph fiel dem Waldmanne zu Füßen, ihm für diese Hülfe zu danken.

Dort ist eure Beute, sprach der wundersame Retter, und zeigte auf das erlegte Thier. Schnell vergaß Christoph beim Anblick desselben alles erlittene Ungemach, und die ganze Jagdlust erwachte in ihm von neuem. Abwechselnd sah er die sechszehn Enden und seinen ernsthaften Retter an. Wollt ihr, sprach

er endlich mit vieler Ueberwindung, wußt ihr zum Danke für eure That dieses edle Thier behalten? Zwar hätte ich es selbst gern bey einem morgenden Gelag verschuntaugt: aber der Dienst, den ihr mir geleistet, ist wohl eines solchen Preises werth.

Ein schöner Preis! versetzte der mit Lachen,
Ich kann, so oft ich will, mir solche Braten machen,
Denn dieß Gebürge, dieser Hain,
Mit allen Thieren, groß und klein,
Herr Wilddieb! wisset, der ist mein:
Ich sprech ein einzig Wörtchen leise,
Vorreich kommt ohne Auf und Weis,
Aus allen Ecken Adelweisse
Daß Wild von aller Art herben:
Dann wähl ich was es immer sey,
Nach Wohlgefallen mir zur Speise.

Mit großen Augen kloßte der Ritter den seltsamen Mann an, und innerlich regte sich bey ihm ein ritterlicher Unwillen über den Ehrentitel, den er so eben erhalten hatte. Sein Ehrgefühl erwachte, und so sprach er denn mit abwechselndem Groll und Schauder den rauhen Fremdling zum letztenmal an:

Verzeihet, Fremdling, daß ich frage
Als Ritter: wer ihr seyd, daß ihr
Mich einen Wüddieb schmäht? Nach alter Sage
Hat dieses ganze Berg-Revier
Noch keinen Herrn. Und solch ein Wesen,
Wie ihr, bedeckt mit Schmutz und Graus
Sicht wahrlich nicht nach einem Graven aus.
Wo kann man euren Namen lesen?

Doch ja — ihr — ich besinne mich —
(Hier kreuzt und segnete der Ritter sich)
Ihr seyd gewiß — hu! hu! ihr heiße —
Auf! hebe dich von mir, unreiner Geist —
Ich bin ein Ritter und ein Christ —
Entfleuch, wo du zur Heimath bist —
Fort in den Ort der ewigen Qual!
Von hinnen, Satan — Räubenzahl!

Und o Wunder! im Nu stürzt er, die
letzte Sylbe noch im Munde, todt zur Erde:
seine Seele aber fuhr in den Leichnam des
Hirshes, und Räubenzahl, denn er war der
Wundermann, nahm von des Ritters Körper
Besitz. In vollem Jagen setzte nun Ritter
Christoph in seinem Hirschgewande davon,
indefß sein Körper mit einem fremden Inha-
ber zum Jagdtroß zurücktritt.

Welch eine glückliche Veränderung für Christophs Unterthanen! Mild und sanft herrschte an seiner Stelle der gute Verggeist, niemand konnte sich diese schnelle Umwandlung des wilden Ritters erklären. Alle wilde Gelage wurden abgestellt, die Saatsfelder blieben ungetreten, und jeder Bedürftige fand bei diesem Pseudo-Christoph Hülfe und guten Rath.

Gegen alle Regeln des Märchens — denn auch so ein winzig Ding, wie ein Märchen ist, hat seine Regeln — will ich jetzt in der Mitte stehn bleiben, und fragen: wie's euch gefällt? Denn ich merke schon, es ist nicht Verwicklung, nicht Schauder und Entsetzen genug in diesem Abenteuer, und ihr seid durch Blut, und schwarze Brüder, durch Behm, und Gruft-Richter, durch wankende Gespenster, schaurige Berg-Ruinen, und all das modrig-graue Personale der Ritterbühner jämmerlich verwöhnt. Die ihr das seid, auch verzeih ich eine ärgerliche Antwort auf meine Frage nicht: euch aber desto williger,

die ihr euer Seelen-Auge an Hesperus
Sisylus stark gesehen habe, und gern in dies-
sen Hesperiden-Gärten weilt, goldne Früchte
zwischen Silberblüthen abzubrechen *).

Und nun weiter! Der verwandelte Chris-
toph trieb sich scheu und bang in fremden
Wäldern herum, mit dem Bewußtseyn seiner
vorigen Thaten und seines jetzigen Zustandes.
Schrecklich tönte in seine Seele jedes Hunder-
gebell, jeder Ton eines Jagdhorns: kaum ge-
traute er sich, hier oder dort ein Viertel-
stündchen zu grasen, oder das Laub von einem
Bäumchen abzustreifen. Und als nun erst die
Jagdzeit herankam, wie älterte und jagte der
arme Altherbisch! Vergebens; denn mehr
als zehnmal ward er von Hunden und Jä-
gern halbe Tage lang herumgehetzt, und wenn
er dann von Schweiß triefend, mit lechzender
Zunge niederstürzte, rettete ihn jedesmal nur
ein Ohngefähr, um ihn von neuem die Quas

*) Auch, was Jean Paul geschrieben hat.

len eines gehegten Thieres empfinden zu lassen. Fürwahr, dacht' er dann oft, nie hätte ich das grausame Heßen so glerig getrieben, hätte ich gewußt, wie solch einem Thiere zu Muth ist.

Ein ganzes schreckliches Jahr war er so herumgetrezt, unstät und flüchtig: da schlich sich allmählig ein Heimweh nach seinen Bergen bey ihm ein. Heimlich und schüchtern suchte er sich den Rückweg, und in Kurzem erreichte er den Fuß der Eubeten. Oft schlich er von hier zur Nachtzeit an sein heimisches Dörfchen, blickte mit nagender Sehnsucht an die Burg hinaus, in der er sonst gehaust hatte, und stand manchemal Stundenlang in wehmüthigen Reverien verlohren, bis ihn das Klaffen des Hoshundes aus den Träumen aufschreckte, und in sein Lager zurücktrieb.

Lange Zeit hatten die wilden Jagden in diesem Bezirk geruht: endlich kam es auch dem sanften Pseudo-Christoph ein, eine große Gabe anzustellen. O wie erquickend war unserm Menschthierche der Ton der nahen Jagd:

hörner, denn er hatte aus Ueberdruß fest-
geschlossen, sich den Verfolgern Preiß zu geben,
um wenigstens auf seinem heimischen Boden
auszuhauchen. Die Hunde spürten ihn aus,
aber ein besondrer Unstern erschwerte ihm
diesen Wunsch: erst, nachdem er einen Tag
grausam gehecht war, ward er getroffen.

Und siehe da! ein neues Wunder — Aber
mein Himmel, hör ich schon wieder jemanden
ausrufen, wie kann man sich doch mit Wun-
dern unterhalten! Ich dachte, gar wohl.

Wir Menschen — fürchtet nicht, ihr lieben Herrn!
Daß euch ein Heer von Tenthionen
Bereitet sey, um euch den Kern
Der Thiere, die dieß Eden's bewohnen,
Zu schündern, oder euch zum größten Leide
Zu zeigen, wie dieß Thiergeschlecht
Sich von Jachos und Durangs unterscheide.
Dazu bedarfs beim Deutschen und Franzosen
Nur eines Blicks vom Scheitel bis zur Sohle.
Wir Menschen also sind, sehr unterbrocht und nicht,
Reflexion und Wundern sehr erodet.
Wenn auch ein Gott zu uns durch seine Werke spricht,
So wünschen wir für immer Leben
Doch gern noch eine Schaar von Göttergeist daneben
Wenn auch das Korn von Himmels-Engen fällt,

Der Zutritt der Natur von Fette trinke,
Der Weinstock blüht, und was zur vierten Bitte
Noch sonst gehört, zu unrer Hütte
Von selbst sich nahe: doch sähen wir es gern,
Wenn uns zu Zeiten Veridome
Und Oberon und sonst ein mächtger Gnome
Ein bißchen kräftige Magie
Nur auf ein Viertelstündchen lieh.
Verdenkt's uns nicht: denn, glaubt es mir, die Welt
Mit ihrem Einerley noch ewigen Gesezen
Ist Schuld daran. Wir alle schätzen
Das Thätliche gering: das Geizne nur gefällt.
Die Sonnen auf und untergehen,
Die Kugeln sich ums Centrum drehen,
Die Menschen auf den Füßen stehen:
Wir wollen 'nmal was Neues sehen.

Und so ein bißchen Menschlichkeit
Kauft wohl mit durch. Doch nennt ihr alles Plunder,
Was selten ist, so thut es ungeschent.
Ihr andern hört mein neues Wunder.

Kaum war das erlegte Thier bis in den
Saal der Burg gebracht worden, als plöz-
lich der bisherige Ritter Christoph zu Boden
sank. In dem Augenblicke verließ Rüben-
zahl seine Interims-Wohnung, und machte
dem alten Besitzer Platz.

Ach wie ganz anders lebte und webte nun der sonst so wilde Christoph! Treulich gieng er auf dem Wege seines menschenfreundlichen Vorfahren fort: und damit ihn nie sein vorübergehender böser Geist wieder ergreife, hieng er zum steten Erinnerungszeichen die Haut des Hirsches, in der er so lange gebüßt hatte, in seinem Wohnzimmer auf.

Der Drachenberg, genannt der Klang.

Eine Volkslegende.

Kinder, kennt ihr den Berg im Reichensfeiner
Gebirge, den die Leute den Klang nenn-
en? und wißt ihr, woher dieser Name kommt?
Nun, so will ichs euch erzählen: aber ihr
seyd doch nicht furchtsam? denn

Ihr sollt vom bösen Geiste hören,
Der, schwache Menschen zu betören,
An seine Taufendkünste vereint.
Er glänzt, wie der Erde Götter,
Dann gräßlich schwarz im grauen Wetter,
Dohn! mit Hörnern und Krallen erscheint.

Durch Glanz und Freuden weiß der Böse zu betören;
Doch guckt der Pferdehuf — Ihr lacht und treibt
Scherz?

D laßt euch nicht in seine Rufe locken:

Denn

Denn seht ihr gleich den Feind nicht sichtbar um
euch fliegen —

Der schlimmste Feind ist — euer eigenes Herz.

Gebt keinem bösen Gedanken Raum, wenn
er auch Anfangs nicht so böse aussehen sollte.
Sagt nicht, daß ihr nichts davor könnt!
Vater Luther sagt gar recht: Man kann nicht
wehren, daß einem die Vögel nicht über den
Kopf fliegen, aber wohl, daß sie einem nicht
auf den Kopf nistens: also kann man wohl
einkommenden bösen Gedanken nicht wehren,
aber wohl, daß sie nicht in uns einwurzeln.

Es lebte vor langen Jahren in der Ge-
gend des genannten Gebirges ein erfahrener
Richter, ein redlicher Mann, aber arm: so,
daß ihm der Unterhalt von sieben Kindern
oft bittere Sorge machte. Wenn seine Nach-
barn in Freuden und Ueberschuß lebten, wenn
der und jener bald durch Erbschaft, bald durch
einen andern Glücksfall Geld und Gut ge-
wann: so gleng unserm armen Hausvater
immer ein Stich durchs Herz. Man konnte
nicht sagen, daß er andern ihr Glück mis-

gabunte: es war nur Unmuth über seine eigene Dürftigkeit: besonders kummerte ihn die Unterstützung seiner Kinder fürs Künftige. Sein Verdienst langte dazu nicht hin, und auf Glücksfälle konnte er nicht Rechnung machen.

Eines Tages saß er auch auf seinem Sorgenstuhl, und hienge diesen bekümmerten Gedanken nach. Er hatte eben vor, zwey seiner Ebbne unter Menschen auszuschieken, und überlegte, wie er ihnen eine mäßige Ausstattung verschaffen könnte. Allerley Pläne giengen ihm durch den Kopf: bald wollte er unterdessen etwas von den ihm anvertrauten Mündelgeldern nehmen, bis er es wieder erstatten könnte, bald etwas anders. Als ihm nichts gut dünkte, ward er fast unzufrieden mit seinem Schicksale, und brach in Klagen aus. Vergebens traten ihm alle die geistreichen Kernsprüche vom Vertrauen auf Gottes Wege vor die Seele: sein Kummer und Unwillen drängte sie auf die Seite: und es fehlte nicht viel, so hätte er sein Leben und Geschick lästernd verwünscht.

Eleh, da ward unvermuthet ein vornehmer Herr gemeldet, der unsern klagenden Hausvater zu sprechen verlangte. Er kam. Ich habe gutes Zutrauen zu euch, Herr Richter, sagte der Fremde, eure Ehrlichkeit ist in der ganzen Gegend bekannt. Nun habe ich dahelm viel baares Geld liegen, was mir und und andern nichts nützt. Wie wäre es, wenn ihr einen Theil davon übernähmt, und in eurer Gegend, wenn jemand dessen bedürfte, gegen mäßigen Zins ausstühet? Was ihr über diesen bekommt, ist auf ehrlche Art euer: allen Schaden aber will ich tragen. Dieser Antrag kam unserm Richter Anfangs sonderbar genug vor, aber der Fremde mußte ihm bald alle Bedenklichkeiten auszureden, und schlug ihm vor, unterdessen allenfalls nur einen kleinen Versuch zu machen. Siengae der Handel nicht von statten, so könne man ihn wieder aufgeben.

Nun wohl, dachte der Richter, es ist doch in der Sache nichts Unrechtes, und mäßigen Zins nehmen, ist kein Bucher. Also ward

der Vertrag vorläufig geschlossen, und um den Abend wurden große Säcke Geldes in des Richters Haus gebracht. Ach wie ward ihm da auf einmal zu Muth, als er diesen Mammon unter seinem Dache hatte! Freude und Angst rangen ihm im Herzen. Begierig schüttete er einen Beutel aus, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß all der Haufen baares Geld sey. Wie die lieblichste Musik klangen die harten Gulden auf dem Tische, also daß er einmal ums andre seiner Frau zurufte: wie klinget es!

Du magisches Metall, des Glanz die Augen blendet,
Indeß dein Klang das Ohr entzückt,
Und jeden Miston unterdrückt;
Das Ruhm und Hoheit um sich spendet,
Wohin es dir, du Eigensinn, gefällt,
Du wahres Lebensmark der Welt!

Denn sagt, was kann das Gold nicht alles thun
und geben!

Dem Schwachen Kraft, dem Schutten Ehelichkeit,
Dem Häßlichen Gestalt, dem Kranken neues Leben,
Kur; alles, was die Welt erfreut.

Nur eines ist dir nicht beschieden,
Nur eines, was für aller Erden Pracht

Nicht feil ist — Heiterkeit und innerer Eessensfrieden.
Und darum, liebes Gold, verlacht
Der Weise dich, so wie der muntre Zecher,
Dem feutiger sein Auge rollt,
Und darum nennen dich, in ihrer Hand den Zecher,
Die frohen Dichter — Kaufgold!

Nicht lange, so zeigte sich eine gute Gelegenheit zu einem sichern Darlehn. Unser Richter nahm den vorgeschlagenen mäßigen Zins, und eine Kleinigkeit für seine Mühe. Bald fand sich ein andres Geschäft, und der gute Mann nahm etwas mehr. Allmählig stieg die Mühe, und mit ihr der Zins. Aber der Richter ward überzeugt, daß er nichts Böses thue. Er stattete seine Eöhne aus, konnte sich und den Seinigen etwas zu Gute thun, durfte nicht seine Nächte schlaflos durchkümern, und that doch keine Lünde. Nach Verlauf eines Jahres sprach der fremde Herr wieder bey ihm ein, ließ sich die Zinsen auszahlen, und beschenkte seinen Unterhändler reichlich. Auch vertraute er ihm noch ein größeres Capital.

Ach! die Schlange der Verführung ist glatt. Wo sie ein Schlüpfloch findet, um den Kopf hineinzustecken, fährt sie bald mit dem ganzen Leibe nach. Jeder Blick, den unser guter Mann in den Geldkasten that, vermehrte in ihm die Liebe zum Gelde, und die Klugheit es zu vergrößern, nahm mit jedem Geschäfte zu. Hatte er irgendwo etwas Unrechtes gethan, so vergingen alle Gewissensbisse, wenn er die Gulden zählte, und es war, als ob ihm dabey irgend eine Stimme zurufte: Höre, wie klinget es!

So verstrich das zweyte Jahr, und er hatte schon ein schönes Capital auf die Seite gelegt. Der Fremde kam wieder, um einen neuen Kontrakt zu machen. Noch größer war die Summe, die der Richter jetzt erhielt, und an den Zinsen wurde ihm selber die Hälfte geschenkt. Dafür bedung sich der reiche Mann nur den einen Punkt aus, daß der Richter über ein Jahr um dieselbe Zeit ihn in seiner Burq im Reichensteinschen besuchen und bey ihm verweilen wolle, um seine liegenden Gel-

der durchzuzählen und zu berechnen. Der Mann willigte mit Freuden ein. Jetzt langte der Reiche den schon aufgesetzten Kontrakt aus der Tasche. Er war roth geschrieben. Was soll das? sagte der Richter. Herr, antwortete der Fremde, ich habe euch so viel getraut, thut mir dagegen auch, was ich vers lange. Unterschreibt euch mit eurem Blute: ich habe nun einmal den Eigensinn, daß ich keiner andern Unterschrift traue. Der Richter besann sich lange, aber des Fremden Zusprechen half: er rißte sich in den Finger, und schrieb mit seinem Blute den Namen hin.

Wie? spricht ihr, wußte nicht der Mann,
Die Unterschrift mit eignem Blute
Verpfände Seel' und Leib', daß hätt' ich nicht
gethan.

Ach Kinder! sagt, wie war denn euch zu Muth,
Wenn ihr so oft in der Gefahr
In sündigen, der Sünde nachgegeben?

O saßt der Böse nur ein Haar,
Es seyd ihr gänzlich fein: es hilft kein Wider-
streben.

Nun hört denn: dieses ganze Jahr
War in des guten Mannes Leben

Das Schrecklichste. Viel arge Böseren
 Viel schändlichen Betrug begieng er ohne Scheu.
 Der Wittwen Schreyn, der Waisen Angklag
 Wimmer

Umstünten jezt umsonst sein Ohr,
 Hob sein Gewissen ja zu Zeiten sich empor,
 Es machs' ihn bald des Goldes Klang und Schimmer
 So süßlos wieder, wie zuvor.

Eines Tages hatte er eben das Haus einer
 Wittwe ausgepfändet, deren verstorbner Ehe-
 mann durch unchristlichen Wucher ihm ver-
 schuldet war. Freudig berechnete er Abends
 den Vortheil, den er bey diesem Handel hatte;
 seine Hausfrau und Familie hatten sich schon
 zur Ruhe begeben. Horch! da rasselte eine
 Kutsche vor die Thüre; man klopfte. Er-
 schrocken eröfnete der Richter das Haus.
 Siehe da standen zwey strotzliche Bediente,
 in feuerfarbner Livrey gekleidet, mit Gold
 und Silber reich verbrämt. Sie entschuldig-
 ten ihre späte Ankunft mit einem Unfall, der
 sie am Tage aufgehalten, und verlangten, der
 Richter solle sogleich einsteigen, um mit ihnen,
 wie er versprochen, zu dem reichen Herrn in

seine Burg zu fahren. Nur um einen kleinen Aufschub bat der Richter, daß er sein Geld verschließen und bey seiner Familie Abschied nehmen könnte. Aber vergebens. Die beyden Diener rufen ihm mit fürchterlichem Tone zu: Unserm Herrn muß man Wort halten: und so setzten sie ihn, wie er war, mit Gewalt in die Kutsche, die jetzt über Stock und Stein davon fuhr.

Erst schien ihm die Sache ein Traum: aber allmählig überzeugte er sich, daß er wirklich wache. Desto seltsamer kam ihm nun das Betragen der fremden Bedienten vor, und bald fiel ihm manche ängstliche Besorgniß ein. Besonders fürchtete er, daß diese Leute zu einer Diebsbande gehören möchten, die unter dessen seine Kasten anräumen würde. Durch die Fenster in der Kutsche konnte er nichts erblicken, als einen düstern Nachthimmel: kein Weg, kein Strauch war zu unterscheiden.

Schier eine Stunde war der Wagen, wie im Fluge, fortgerollt, da dröhnte von weitem ein fürchterliches Ungewitter heran. Der Wa-

gen gieng langsamer. Ein grauser Orkan führte das Ungewitter näher. Schlossen schmetterten um den Wagen herum, wie Steine, und fürchterliche Blitze erleuchteten die rabenschwarze Nacht. Weder Fuhrmann, noch Bedienten ließen sich merken. Der bedrängte Mann versuchte heraus zu blicken. Aber ganze Ströme von Schlossen schlugen ihm in die Augen. Immer bänger und bänger ward ihm ums Herz: auch ans Gebeth konnte er nicht mehr denken.

Jetzt ward es still, und der gepeinigte Mann wollte abermals zum Schlage heraussehen. Orr! da stand ein fürchterliches weißes Gesicht vor dem Fenster, und blöckte mit einer feuerrothen Zunge, die Ellenlang herausbleng. Der Mann fuhr erschrocken auf das andre Fenster zu, aber hier gähnte ihm ein schwefelblauer Rachen entgegen: also, daß er schier ohnmächtig auf seinen Sitz zurückfiel.

Du, Kleiner, rückst so nah an mich,
Ich glaube, Kind, du fürchtest dich?
Ja fürchte dich: doch nicht vor Schwefel-Rachen.

Und solcher Phantasse

Nein! vor dem Kaiser selbst: denn mühet, so erwachen

Die bösen Menschen ein, so quälet sie

Die Sünde, die sie jetzt als Kleinigkeit verachten.

Die Töchter! Spät oder früh

Wird das Gewissen sie noch fürchterlicher schrecken,

Nis wenn zehn tausend Dürstbi

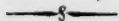
Die rothen Zungen lang aus ihrem Halse strecken.

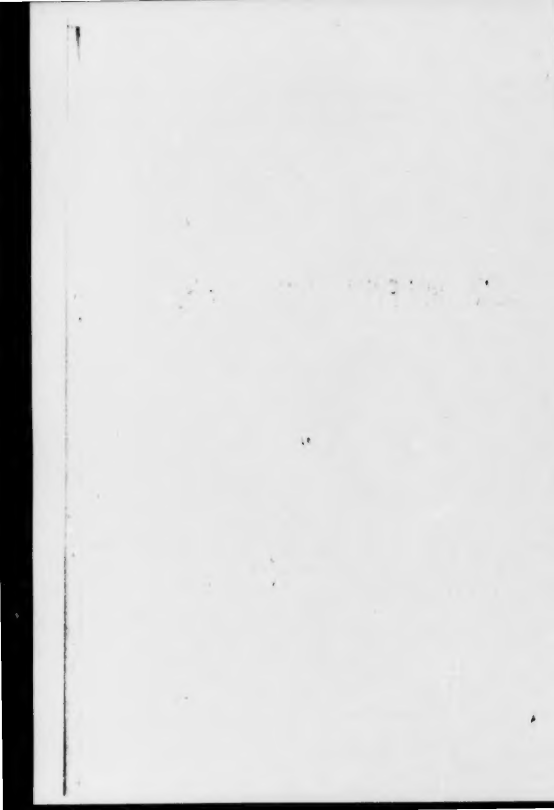
Der Wagen hielt, und der Schlag ward
geöffnet. Einer der Diener holte unsern halb-
todten Reisenden heraus. Neues Schrecken.
Vor einer schwarzen Höle, an deren Eingang
ein Klosterlanges Feuer brannte, stand der
fremde Herr, und empfing den Richter mit
harten Worten. Kennst du diese Schrift?
ruste er ihm zu, und hielt den blutigen Kon-
trakt hin. Kennst du mich? Jetzt fielen des
Richters Blicke niederwärts, hu hu! da sah
er unten an dem reichen Manne einen großen
Pferdefuß hervorgucken. Komm in meine
Burg, und zähle mein Geld, brüllte ihm
dieser entgegen, griff ihn beim Schopf, und
rasselte mit ihm in den Drachenberg hin-
unter.

Hier steht nun der Mann mitten unter bösen Geistern, und zählt zur Strafe seines Unrechts einen großen Haufen Geld nach dem andern, und wenn er müde ist, schreyt ihm ein böser Geist in die Ohren: Höre, wie klinget es!

Und wenn man heute noch einen Stein in den Schacht dieses Berges wirft, tönet es von unten herauf: Höre, wie klinget es! Darum haben die Umwohner diesen Berg den Klang genennet.

Vermischte Sachen.





Ueber Lustigkeit, Lebensart, Ton und verwandte Begriffe.

Wenn wir unsere Väter über die vorigen Tage sprechen hören: so rühmen sie ehmüthig, daß damals weit mehr frohe Geselligkeit geherrscht habe, als heute *). Ich hörte einst einen verständigen Alten folgendermaßen urtheilen.

Wir waren damals, sagte er, in Rücksicht der Hauptklassen der Erände weit schärfer

*) Auch Fißgel in seiner Gesch. der römischen Literatur Th. 1, S. 125. macht die Bemerkung, daß er (namentlich) die Schiesser nicht mehr so lustig finde, als ehemals.

abgeschnitten, als es die Menschen jetzt sind: aber es gab nun in diesen Klassen nicht wieder so viel Eins und Abtheilungen, wie heute. Alle, welche zu einer Haupt-Klasse gehörten, hielten treulich zusammen, ohne durch Rücksichten gezwängt zu seyn, ohne befürchten zu dürfen, daß sie sich von ihrer Würde etwas vergeben möchten. Wir waren gleichsam Freymaurer, deren Gebräuche unter ihnen selbst gelten, und die von keinem Fremden bespödet werden, weil ihnen kein Fremder zusieht. Eure jetzige Universalität zwingt euch beständig, an den und jenen, dieß und das zu denken, woran man im frohen Umgange eigentlich gar nicht denken sollte. Man sah oft einen von uns den Lustigmacher der Gesellschaft vorstellen, nicht etwa durch seinen Witz, sondern allenfalls durch die derbsten Pöckelheringsstreiche. Deshalb durfte er sich nicht die Nacht über kümmern, ob man ihn etwan austrage, ob der und jener Böses von ihm sprechen würde: deshalb durfte er sich am andern Tage nicht scheuen, den Leuten ins Auge

Auge zu sehen: deshalb durfte er nicht durch falsche Würde wieder einzubringen suchen, was er durch Lustigkeit verloren zu haben glaubte.

Wir nahmen aber, fuhr der Mann fort, damals unsre Kinder nicht mit in jede Gesellschaft, am wenigsten in unsre frohen Zirkel. Wir überließen sie den Müttern, oder, wenn diese bey uns waren, dem Gesinde, welches zu meiner Zeit bey weitem so schlimm nicht war, als es durch die jetzige Halb-Kultur geworden ist. Auch hielten wir ihnen Gesellschaft ihres gleichen, und legten es durchaus nicht darauf an, aus ihnen solche Gesellschaftspuppen zu machen, wie man sie jetzt sieht, kokette Mädchen von 6 Jahren, und geleckte, naseweise Jungen von acht. Die meisten Verleumdungen und Nachreden, die euch jetzt schüchtern machen, schreiben sich von den Mißverständnissen und Mißdeutungen eurer Kinder her: ich kenne sogar Mütter, die ihre Kinder dazu abrichten, unter dem Sicherheitsbriefe eins

blicher Unachtsamkeit und Einfalt die Gäste zu behorchen, und Nachrichten einzutragen.

Auch ständen wir damals mit der Gelehrsamkeit auf einem ganz andern Fuße. Gelehrte Kenntnisse waren weder so allgemein verbreitet, noch in so nahe Verhältnisse mit dem wirklichen Leben gerückt, wie gegenwärtig. Ich weiß, daß man jetzt ordentlich für die Gesellschaft studirt, und daß man in der Gesellschaft ein Verdienst darin sucht, über gelehrte Gegenstände zu sprechen: die das am besten können, nennt man gebildete Menschen. Denn mit dem litterarischen Tone hat sich auch das eingeschlichen, was seit einiger Zeit unter dem Namen Geschmack über Wissenschaften, Sitten, Menschen und Staaten, Kunst und Natur despotisirt. Wer sich Lust hat, zu wälzen, der wälze sich, sagte ein alter freundlicher Mann. Aber unsre Leute von Ton würden jedem, der sich wälzte, Geschmack absprechen. Im Ganzen genommen, sind es grade die Gelehrten und Geschmackvollen, die

sich am meisten in Gesellschaften langweilen und Langeweile austheilen.

Ich darfs auch wohl nicht leugnen, sagte der gute Mann ferner, daß wir damals in manchen Stücken derber und unmäßiger waren. Wir tranken viel und schweiften oft in der Lustigkeit aus. Das war freylich nicht gut. Aber unser Körper war gesünder, und unser Wein besser. Heutzutage ist ein Uebel an diese Stelle getreten, welches weniger in die Augen fällt, aber im Stillen vergiftet, die Wollust. Mit erschlastem Körper, und verpesteter Phantasie schleichen viele unserer Gesellschaften zusammen, und können dann keine Kraft ausblethen, sich unter einander zu vergnügen. Kränklichkeit macht empfindlich, und niemand ist im Grunde trübsinniger und verschlossener, als der Wollüstling.

Die wissenschaftliche Bildung, das Raffinement und der Geschmack hat allerdings dem Ausbruch der ungeselligen Leidenschaften Schranken gezogen, aber sie dafür desto tiefer ins innere Mark eingeätzt. Jähzorn oder

Hochmuth treten nicht mehr so viel und trotzig auf, aber dafür nagt inwendig am Herzen bitterer Groll und Kabalengeist, Eigendunkel und Empfindlichkeit. Jene Leidenschaften schlugen die geselligen Zirkel plötzlich auseinander: bey diesen dauern sie matt und schwächern fort; eine Blume, die den Warm in sich trägt. In der That, schloß der Mann, wenn ich mir die vielen Besorgnisse und Rücksichten denke, die jetzt zwischen die Herzen der Menschen eingerückt sind, als Scheidewände: die vermehrten Sorgen und Kummerstände, welche das Herz pressen, und, wenn es sich zur geselligen Mittheilung ausdehnen will, es schnell wieder krampfhaft zusammenziehen; so muß ich mich wundern, nicht, daß es so wenig, sondern, daß es noch so viel gesellige Freude unter euch giebt.

So weit der Alte. Die Leser werden es dem Standpunkte, aus welchem er die Dinge ansieht, zu gute halten, wenn er hier und da zu viel sagt, und manches zu einseitig nimmt.

Was wir ihm nachgeben können, beruht, dünkt mich, auf folgenden:

Es ist wohl gewiß, daß wir an Lustigkeit, wenigstens an der, die wir hatten, verlohren haben. Ich will hier nicht an andre Verhältnisse denken, welche dazu wirkten; ich bleibe bey der Geschichte der Geselligkeit stehen.

1. Wir haben uns von Zeiten des geselligen Lebens nicht nach und durch uns selbst gebildet, wie etwa die Griechen: wir stimmten uns durch Nachahmungen um, wie die Römer, aber weniger vorbereitet und unter ungünstigen Umständen. Der Römer bildete sich nach einem unterdrückten und besiegten Volke, wir nach einem in vielen Stücken uns überlegenen ^{*)}. Erreichte selbst der Römer

*) Warum wir den Franzosen besonders nachahmten, davon wird der Kenner der Geschichte genung Gründe angeben können. In den Ursachen, warum wir insbesondere ihre Geselligkeitsform uns zu eigen zu machen suchten, gehört, dünkt mich, auch die Ähnlichkeit des Verhältnisses, in welchem bey ihnen und uns das weibliche Geschlecht stand.

sein Muster nicht: so könnten wir es noch weniger. Als wir anfingen französische Formen auf unsern Boden zu verpflanzen, waren wir deren noch nicht ganz empfänglich. Kein Wunder, wenn nun zwischen dem, was uns eigen war, und dem, was wir entlehnten, eine besondere Gährung entstand, deren Niederschlag ein gewisses Etwas war, was uns nicht gut stand. Die französische Form konnte, wenn man nicht das Temperament und den Charakter der Nation zugleich mit entlehnte, auf deutschem Boden natürlich nichts anders, als Steifigkeit und Zwang werden. Wir nahmen ihre Fesseln an, aber ohne die Fertigkeit, welche ihnen eigenthümlich ist, sich in diesen Fesseln leicht und mit Anmuth zu bewegen.

2. Die Römer konnten alle zugleich von ihren Mustern lernen. Bey uns blieb die Nachahmung, aus natürlichen Ursachen, Anfangs nur in den höhern Ständen eingeschränkt. Diese fanden sich bald genöthigt, die Uebrigen alle, als roh und grob, von sich

entfernt zu halten, und konnten dieses um so leichter, da ihr Zwang und ihre Steifigkeit Niemandem viel Lust machte, sich ihnen zu nähern. Die mittlern Stände blieben also noch lustig, als jene schon lange steif geworden waren. Sie lernten aber auch wegen der Absonderung das Gute der Form nicht kennen: ja es war sogar eine Zeit, wo eben diese Form nicht etwa bloß lästig, sondern selbst unmoralisch erschien, als einige unwürdige Nachahmer anfiengen, Ungezogenheiten und Ausschweifungen in dieselbe einzupassen und mit derselben zu bemänteln. Gleichwohl kam mit der Zeit auch die Reife an die mittleren Stände. Aber — sie lernten von schlechten Kopien, und da es ihnen an der Dreuzigkeit und trohigen Sicherheit fehlte, welche

*) Der schlechteste Grieche war für den Römer immer noch ein besseres Muster, immer noch origineller, als der deutsche französirte Groffe es damals für die übrigen Stände seyn konnte. Jung erkannte Scipio, später noch Germanicus.

Stand, Rang und Ansehen einfließen: so wurde ihre Nachahmung durch Echüchternheit und Peinlichkeit noch verzerrter. Satyren und Lustspiele aus jener Zeit, und einige übriggebliebene Spuren bezugen es. Solche Karikaturen aber rangten nicht mehr für die engsten vertrauten Zirkel der Lustigkeit, und noch nicht für die Versammlungen der großen Welt. Daher entstand im geselligen Leben ein neuer Mittelstand, der Anfangs von beyden Partheyen verlacht wurde, aber nach und nach auf die, von denen er sich ausgeschieden hatte, sehr zurückwirkte. Allmählig wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse ausgedrehteter und mehr nach Regeln gestimmt, deren Beobachtung der Lustigkeit hinderlich war. Wer weiß es nicht, daß man damals die Lustigkeit sogar für das Zeichen von schlechter Gesellschaft nahm, und den Lustigen alle gute Lebensart absprach. Es giebt noch Gesellschaften, deren Mitglieder so ernst und steif da sitzen, als dächten sie über des Reiches Wohlfahrt nach, die zur Tafel hinwals

ten, als giengen sie zum 6. Abendmahl, und die jeden mit grossen Augen ansehen, der etz was mehr wage, als zu lächeln.

3. Eine sehr grosse Veränderung bewirkte die Revolution in den Wissenschaften. Wor- auf schon zu Anfange dieses Jahrhunderts Thomasius so ernstlich gedrungen hatte, daß man mehr für das wirkliche Leben studiren solle: das kam immer mehr und mehr in Aus- übung. Die Wissenschaften fiengen an — durch welche Veranlassungen und Beför- derungsmittel, gehört nicht hiehet — ihren Schulten abzulegen, und giengen in die Welt ein. Der Gelehrte suchte sich mehr und mehr von Pedanterey loszumachen, und gab in vie- len Zirkeln den Ton an. Die allgemeinere und leichtere Verbreitung gelehrter Kenntnisse beförderte die Bemühung des Ungelehrten, in diesen Ton einzustimmen, und man fand täglich mehr, daß in der wissenschaftlichen Bildung ein reicher Stoff zur angenehmen Unterhaltung liege, und daß sich daraus eine ganz andre Theorie des geselligen Umgangs

entwerfen lasse, als diejenige, welche man aus stillschweigender Uebereinkunft bisher angenommen hatte. Selbst die Großen, die noch dazu an dem Größten, an Friedrich, ein ermunterndes Beispiel hatten, ließen sich diesen literarischen Ton gefallen. Natürlich ist auch durch ihn eine gewisse Würde in die Geselligkeit gebracht worden, welche aber vor der eben erwähnten den großen Vorzug hat, daß sie sich auf etwas Besseres gründet, und daß sie durch diejenige Armuth, welche die Wissenschaften und Künste geben, so gemildert, und zu einer solchen Vollkommenheit ausgearbeitet werden kann, daß die Geselligkeit unendlich dabei gewinnen müßte. Wahrmaaz es darum immerhin seyn, daß der Gelehrte und Halbgelehrte in allen den Zirkeln Langeweile findet und verbreitet, wo diese literarische Stimmung nicht herrscht.

4. Lustigkeit im Umgange ist nicht möglich, ohne großen Mangel von Charakteren und Sitten der einzelnen: zumahl bey einer Nation, die so wenig Leichtsin und schnellen

Wiß hat, als die unfrige. Immer muß da einer oder der andre durch seine Zonderbarkeit die Kosten der Gesellschaft machen: man muß sich über Jemanden, der es verträgt, lustig machen können. Nun giebt es aber nichts, was die auffallenden Ecken der Menschen mehr abschleifen und einen dem andern ähnlich machen könnte, nichts, was diejenige Gutmüthigkeit, die sich dem Lustigen Preiß giebt, mehr ausrottete, als wissenschaftliche Bildung. Dem Ungelehrten zum Gegenstande seiner Lustigkeit zu dienen, dazu dünkt sich der Gelehrte zu gut: und wenn ein Gelehrter seine lustige Laune gegen den andern ausläßt, so wird diesem sogleich einfallen, man wolle ihn recensiren.

6. Ohne Zweifel hat auch die in der Zeit erfolgte nähere Vereintigung der verchiedenen Stände vielen Einfluß gehabt. Auch durch das wechselseitige Bemühen, sich nichts zu vergebem, ist in die Gesellschaft eine gewisse Würde eingetreten, die die Lustigkeit verschmachtet hat. Ich habe oft in gemischten

Gesellschaften die Bemerkung gemacht, daß die Vornehmen sich alle Mühe gaben, durch Vorgang und liebtosende Aufmunterung die Geringern in Emsigkeit, gleichsam als in ihr Element, zu versetzen: diese sich aber dagegen immer weiter in ihre zurückhaltende Würde zogen, als wollten sie zu erkennen geben, daß sie auch verständen, etliche Stunden in Gesellschaft anzuhalten, ohne lustig zu werden. Dieser Zwang wird theils dadurch vermehrt, daß die Niedern immer noch nicht den Gunstbezeugungen der Großen genug trauen, woran viele von diesen Schuld sind, welche das rechte Benehmen nicht tief studirt haben, theils dadurch, daß, besonders in den neuesten Zeiten, eine Menge Ideen im Umlauf gekommen sind, welche die Großen in den Augen der übrigen Welt sehr verkleinern. Mit dieser verminderten Achtung hat sich zum Theil auch die sorgsame Aufmerksamkeit verloren, womit man sich ehemals nach ihnen zu bequemen suchte: und dieses will sich wieder mit

der politischen Ehen nicht vertragen, die man nicht ablegen kann.

Manches andre, was mein Alter gesagt hat, mag vielleicht im Allgemeinen nicht treffen, aber es kann im Einzelnen zur guten Lehre dienen.

Man kann sich gar wohl eine Verbindung von Menschen, selbst einen förmlichen Staat denken, wo das Ganze, wie das Einzelne, sich wohl befinden würde, wenn auch das alles nicht bekannt wäre, und ausgeübt würde, was wir Lebensart, guten Ton, Höflichkeit, u. s. w. nennen: im Fall nemlich ein jedes Mitglied alle ihm obliegende Pflichten und Verbindlichkeiten streng und gewissenhaft erfüllte: im Fall also niemand auf Gunst, sondern bloß auf Gerechtigkeit oder Mitleid Anspruch machen dürfte.

Dem wenn ich mir hinwegdenke, die Abhängigkeit des Einen von der Laune des Andern; die Gleichgültigkeit, womit man das gründlichste Verdienst da überseht, wo es sich nicht in einem angenehmen Reizern zeigt

versührt; die mancherley Versehen und Nachlässigkeiten in der Pflichterfüllung, wofür man Schonung und Nachsicht nöthig hat: den Mißstand, welchen der Luxus zwischen unsern Bedürfnissen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung veranlaßt hat: so bleibt mir nichts übrig, worum ich eine Aufforderung fände, an solche Tugenden des Aeuffern zu denken, als das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlecht. Auch dieses würde jedoch in einem Spartanischen Staate eine dergleichen Erfindung nicht nöthig machen, und würde nur da in dieser Art wirksam seyn, wo man sich stillschweigend vereinigt hätte, den Schleier holdseugiger Verschämtheit, den die Natur selbst der Begierde vorhält, nicht zu zerreißen, sondern den wilden Trieb in sanfte Geharnisch zu verwandeln und den Naturtrieb durch Liebreiz zu erhöhen.

Alles, was man in einer solchen Verbindung von Menschen, wie ich sie mir denke, für das Aeussere verlangen und beobachten würde, wäre, läßt mich, nichts weiter, als Wohl-

stand, das heißt, die Vermeidung aller solcher Aeusserlichkeiten, welche auf Bestimmungen schließen lassen, die von der Gesellschaft für laienhaft gehalten werden. So würde der Reiche, wenn er in überall gestickten Kleidern einherginge, gegen den Wohlstand fehlen: er würde nicht eigentlich unmoralisch handeln, sondern er würde nur die Gesellschaft veranlassen, auf unmoralische Bestimmung, (niedrigen Geiz) zu schließen. Eben das wäre der Fall mit dem, welcher in Andrer Besessn sehr viel und sehr eifrig ässe oder tränke, und damit Andre veranlaßte, ihm Unmäßigkeit unterzuschreiben. Auch hier könnte man denken, so wie bei dem, was wir mißbräuchlich zum Wohlstande rechnen, alles auf die Beträge der Gesellschaft an: und da, wo es ausdrücklich gebothen wäre, eine Kleiduna bis auf den letzten Faden abzutragen, oder nur einmal und zwar sehr geschwind zu waschen, würde jenes nicht Zeichen des Geizes, dieses nicht der Unmäßigkeit sein.

Und wie hat sich denn nun alles das eingeföhret, was wir unter so vielfachen Benennungen in den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens antreffen? Nicht dünkt, in diese Erfindungen theilen sich alle Tugenden, Schwächen und Laster, so wie alle menschliche und bürgerliche Verhältnisse der Menschen. Manches erfand die Gutmüthigkeit und Verzeihlichkeit, manches die Frequentulidenschaft, manches die Eitelkeit, der Stolz, die Parteylichkeit, Eigensucht, manches die Aucht, vieles die Schmeicheley, einiges die Langeweile und Zerstreuungssucht, einiges der Kleinigkeitsgeiz Einzelner, vieles gehört auf die Rechnung der Vorsehung und des Schicksals, eben so vieles ist vielleicht aus ganz zufälligen Umständen entstanden. Doch alles macht, daß man nicht leicht oder gar nicht eine Verleumdung dieser Lehren schelten kann. Statt affirmativer Vermuthungen darüber wird es besser sein, einige Augenblicke des eyn hierer schätzigen Vorgesetzten selbst zu betrachten.

Wir

Wir haben noch nicht genug gethan, wenn wir im Verkehr und im weitem oder nähern Umgange mit Andern bloß den allgem. meinen Wohlstand beobachten. Es giebt an jedem Orte und zu jeder Zeit gewisse angenommene Weisen des Wohlstandes, welche sich auf besondere Verhältnisse, der Stände, Pflichten u. s. w. beziehen. Das Allgemeine davon heißt Lebensart, welche in gute und schlechte eingetheilt werden kann. Die Regeln derselben stehen mit der Moralität in keinem deutlichen Zusammenhange.

Zur guten Lebensart gehört die Höflichkeit, oder die Bezeugung unsrer Achtung gegen Andere durch conventiönelle Ausdrücke und Gebehrden, (wir mögen nun eine solche Achtung empfinden oder nicht) in der Absicht, Andre zu ehren. Man kann also nur gegen solche Personen höflich seyn, welche nicht gar zu hoch über uns sind, gegen Niedrigere und Gleiche. Wer auf keine Ehre in der Gesellschaft Anspruch zu machen hat, wird durch Höflichkeit eher

beleidigt, oder weiß sich wenigstens nicht daz-
ein zu finden. Der Landmann legt seinem
Herrn einen freundlichen Gruß, und dergl.
nicht für Höflichkeit, sondern für Güte oder
Gnade aus.

Wenn die Höflichkeit nicht gut läßt, wer
darinn nicht die gehörigen Gränzen hält und
Ort und Zeit beobachtet, dem fehlt es an
Anstand und er verfährt gegen die Schick-
lichkeit. Unküsche und eckigte Verbeugun-
gen mögen immerhin höflich seyn, aber wie
permissen dabey die Manier. Den Damen
die Hände zu lässen, ist höflich: wer es in
der Kirche, an einem sehr in die Augen fal-
lenden Orte thäte, würde unschicklich verfab-
ren. Daß doch der Mann, im priesterlichen
Ornate, diese Sitte nicht mimachen, ohne
einen gleichen Tadel zu erfahren.

Höflichkeit mit dem Gefühl des Schick-
lichen verbunden, gehört zur guten Lebens-
art, im engern Sinne, oder zum guten
Ton. Verbunden mit Anstand macht sie
einen Theil der Nettigkeit aus. Denn An-

ligkeit sagt ausserdem noch etwas Anderes. Man ist z. B. unartig gegen das weibliche Geschlecht, wenn man den Damen Zweydeutigkeiten vorsagt und kleine thätliche Angriffe wagt: man kann dieß mit aller Höflichkeit, d. h. Achtungsbezeugung gegen das Individuum thun, und ist doch unartig (gegen das Geschlecht.) Eine Linie in dieser Unartigkeit weiter, streift gegen das Gebieth des Wohlstandes und der Ehrbarkeit; man wird unsittlich, oder, wo diese Begriffe nicht so streng genommen werden, unbescheiden.

Es giebt eine Schicklichkeit, die man, möchte ich sagen, *a priori* kennen kann: eine andere, die ich erst lernen muß, weil sie hier oder dort durch Konvention eingeführt ist; diese letztre heißt Ton. Daß es unschicklich sey, einer Dame mitten in der Kirche vor aller Augen die Hand zu küssen, kann ich aus der Vergleichung mit dem Orte und Zwecke der Versammlung wissen: daß man aber an manchen Orten vornehmen oder fremden Frauen diese Höflichkeit nicht erweisen darf,

gehört zum Ton dieser Orte, den ich nur lernen kann.

Dieses alles gehört zur Bezeugung unsrer Achtung gegen Andre, um sie unmittelbar zu ehren. Aber wir können dieß auch mittelbar thun. Und beydes zusammen genommen, macht das aus, was man den guten Ton nennt.

Guter Ton setzt nothwendig (wahre oder erkünstelte) Moralität voraus. Es gehört dazu, daß man alles vermeide, was gegen die allgemeinen Begriffe von Sittlichkeit, Wohlstand und Sicherheit verstoßen könnte: daß man also seine Leidenschaften unterdrücke, um Andre nicht durch den Ausbruch derselben in Leidenschaft zu versetzen: daß man sich hüte, lasterhafte Neigungen zu zeigen, damit Andre nicht glauben dürfen, als trauten wir ihnen wenig moralisches Gefühl zu, und verlangten Gleichgültigkeit und Schonung gegen diese Neigungen: daß man nichts thue, was Andre veranlassen könnte, sich vor unsrer Gegenwart zu fürchten, und sich nicht sicher zu glauben:

daß man die Ansprüche derselben auf anständige Bequemlichkeit nicht stöhre: daß man ihnen nicht durch etliche Unbeholfenheit und und Stetigkeit Zwang anthue, oder sie durch Ungebundenheit unwillig und verlegen mache.

Kommt zu diesem guten Tone eine gewisse äussere Form, eine tiefere und schärfere Aufmerksamkeit, gegründet auf langes und vielfältiges Studium des menschlichen Herzens: so entsteht seiner Ton, der entweder unser eigenes Werk, oder von Andern erlernt seyn kann. Es giebt Verhältnisse, wo das lehtre leicht angeht, wo schon Kinder damit bekannt gemacht und daran gewöhnt werden. Diese Verhältnisse und die daraus entstandne Lebenskunst heissen große Welt.

Alles dieß zusammengenommen, läßt sich auf folgende allgemaine Principien bringen:

Beobachte alle die eingeführten Sitten und Gebräuche, wemit man seine Achtung gegen Andre, als Bürger, unmittelbar zu bezeigen pflegt, willig, ungezwungen, zur rechten Zeit und am rechten Orte. Deine Maxime dabey

sen: einen Jeden durch deine Achtungsbezeugung eine Stufe höher zu erheben, als die ist, auf welcher er wirklich steht. Gute Lebensart.

Thue, nächst Beobachtung der allgemeinen Wohlstandsgesetze, alles, was Anderer erlangten Eitelkeit schmeicheln, ihre Bequemlichkeit befördern, und ihre gute Laune erwecken und erhalten kann, mit unmerkbarer Aufopferung deiner eignen, Eitelkeit, Bequemlichkeit und übler Laune. Guter Ton.

Studiere das menschliche Herz, und zeige Andern eine tiefere Aufmerksamkeit auf unmerkliche Kleinigkeiten: suche deinem Benehmen so viel schöne Form zu geben, als mit der Würde deines Standes bestehen kann. Große Welt.

Von allen dem, was bisher berührt ist, unterscheidet sich die Humanität, obgleich einige Schriftsteller sie ebenfalls dahin zu reduciren pflegen.

Humanität ist die innere Achtung für absolute Menschenwürde. Sie kann also über

all fehlen, wo Lebensart, guter Ton und große Welt anzutreffen ist: aber sie ertheilt diesem Allen erst wahren moralischen Werth. Der humane Mann achtet im Andern nicht Stand und Ansehen, sondern den Menschen: er kann sogar von den conventionellen Achtungsbezeugungen abweichen, wenn er nur diese seine Gesinnung äußert.

Gegen diejenigen, welche sich selbst gering zu schätzen oder sich zu wenig zu erheben scheinen, beträgt er sich so, daß er das Gefühl der Menschenwürde in ihnen rege macht, und stärkt: bey denen, welche es haben, hütet er sich sorgfältig, gegen dieses Gefühl anzustoßen.

Hat er abweichende religiöse oder politische Meinungen: er wird sie nie zu einer Zeit oder auf eine Art vortragen, daß er Andre kränken, sie irre oder verlegen machen könnte. Hat er zu tadeln oder Verweise zu geben, er wird es immer so thun, daß er in

fehlenden Menschen doch jederzeit den Menschen schon, daß er ihm noch immer einen Rückzug in sein besseres Ich freyläßt, und ihn nicht bis zur Verzweiflung an eigener Moralität treibt. Hat er mit Menschen zu thun, die sich selbst einmal verlehren, aber bald wieder gesunden hatten: so wird er sich in Acht nehmen, zu verrathen, daß er darum wisse, oder sie auch nur von weitem an ihre Verirrung zu erinnern. Erzeigt er Wohlthaten: so vermeidet er auf alle Art, den, der sie empfängt, die Abhängigkeit fühlen zu lassen, oder ihn um Dankbarkeit zu mahnen.

Der Mann von Lebensart, gutem und seinem Ton, legt es darauf an, daß man ihm solche Gefinnungen vertraue: der humane Mann hat sie wirklich. Der erste kann daher oft nur bloßer Komödiant der Humanität seyn: er beobachtet das Kostume und die Dekorationen, und hat seine Rolle anwendig gelernt.

Ich leugne nicht, daß es auch eine Humanität geben kann, die nicht auf Grundsätzen beruht. Und so wie man bei den Tanten von Lebensart und Ton häufig nur politische Menschenliebe antizipirt: so giebt es bei humanen Personen hin und wieder Nos ästhetische. Sie sind human, weil das Gegentheil nicht so da ist, weil sie dadurch in Geschmackswidrige Verhältnisse kommen könnten, weil es ihren zarten Sinn beleidigt. Humanität giebt der Seele und dem Körper Einsicht und Ruhe, wie der Geschmack: sie befördert einen innern Wohlstand und vermehrt unsern ästhetischen Genuß. Gleichwohl muß man sagen, daß in einer solchen Seele eine gute Grundlage vorhanden sein muß, von Weisheit, Einsicht und feinem Gefühl. Daher dem Menschen dieser Art eine Bedenken mit acht humanen vermischt werden, und sich von diesen nur da noch unterscheiden, daß es ihnen an Energie und Mächtigkeith fehlt: wie sie denn in Fällen, wo ihr Gefühl für das Echte nicht aus-

lanat, oder etwa beleidigt wird, sich entweder gar nicht Rath wissen, oder sogar inhum man werden.

Von der echten Humanität gehen alle die Tugenden des Umgangs aus, durch welche wir Andern unmittelbar gefallen, Gerechtigkeit, Verbindlichkeit, und der Begriff von diesem Allen Humanität, deren Character in Freundlichkeit und Bescheidenheit besteht.

Ein sonderbares Memorialium.

Im * * ischen lernte ich einen Mann kennen, der in allen Stücken das Sonderbare liebte und Vermögen genug besaß, um seine Capricien durchzusetzen. Ich will nur Eine Probe geben.

Wegen die sechste Stunde führte er mich in ein großes Zimmer, bey dessen Eröffnung auf einmal eine ganze Menge Uhren, nach einander und so verschieden zu schlagen anfing, daß das Ganze einen seltsamen Eindruck auf mich machte. Sie wundern sich, sagte er, über diese Musik, ich muß sie Ihnen erklären. Dieses Zimmer ist eigentlich ein Denkmal meiner verstorbenen Freunde und Bekannten, jede dieser Uhren stellt einen derselben vor. Durch einen Druck ließ er sie einzeln schlagen.

Bemerken sie, sagte er, mit welchem Lärm und Geräusch dieses hölzerne Werk ausholt, wie feuerlich langsam es die Stunde schlägt, aber die Glocke klingt hol, und am Ende hat die Uhr doch weiter nichts gethan, als sechs geschlagen. Das war einer von meinen Freunden. Mit großem Geräusch kündigte er gewöhnlich an, daß er sprechen werde, sprach so feuerlich und volltönend, als wenns Offenbarungen wären, und am Ende hatte er etwas sehr Gemeines gesagt.

Diese kleine Uhr schlägt auf die leiseste Berührung, ohne anzuholen, und zwar so schnell und laut, daß man nie mitzählen kann. Der Mann, den sie vorstellt, machte es eben so. Nur ein leiser Anstoß, und er sprach so geschwind und heftig drauf los, daß man nie wußte, was er gesagt hatte.

Die dritte schlägt die ersten zweymal langsam und bedächtig, aber die letzten so häßfend und ungleich, daß man aus ihr ebenfalls nicht klug wird. Mein Freund L. hing gewöhnlich mit Ruhe und Ueberlegung an,

aber bald verwickelte er sich so, daß das Ende seines Gesprächs ganz sinnleer ansah.

Hier ist eine, die auf den Druck, eine halbe Secunde ansholt, als besänne sie sich, und dann mit der gehörigen Helle und Langsamkeit verkündigt, wie viel es an der Zeit ist. Sie können sich den Mann leicht denken, den sie vorstellt. Er besann sich einen Augenblick und sprach dann mit der gehörigen Deutlichkeit und Bestimmtheit, was er dachte.

Jene beyden verwirren sich selbst. Kaum fängt die eine zu schlagen an, so lärmt die andre in sie hinein, daß man keinen Ton mehr unterscheiden kann. Das waren zwey Leute, die einander nie zum Worte kommen ließen, sondern sich bey jeder Gelegenheit widersprachen, ohne selbst zu wissen, warum. Wie ein Zauber wirkte der Ton des Einen auf die Sprach- Organe des Andern.

So erklärte mir der Wana eine Uhr nach der andern. Wenn ich in dieses Zimmer komme, sagte er, so erinnere ich mich

aller meiner Freunde so lebhaft, daß ich bey dem Schlage der einen Uhr nachdenkend werden, bey dem der andern in Gelächter ausbrechen, und sofort in alle die Empfindungen versetzt werden kann, welche ich sonst im Zirkel jener Männer hatte.

Charaktere und Manieren für die Komödie.

Charakter eines Mannes, der sich über alles ärgert, was ihn angeht, über das Gegenwärtige und Künftige, über das Wirkliche und bloß Mögliche.

Wenn mir das begegnet wäre, ich wüßte nicht, was ich thäte!

So schlimm sieht es jetzt schon, wie wird es erst weiterhin werden!

Wenn es nun dabey nicht geblieben wäre! Wenn nun das oder das dazu gekommen wäre!

Dies sind seine Lieblings-Phrasen.

Noch komischer ist dieser Charakter zu finden. Gleichgültig gegen alles, was ihn selbst betrifft, und gegenwärtig und wirklich ist: aber in der äussersten Hitze und Empfindlichkeit über alles fremde, bevorstehende und mögliche Uebel.

* *

Charakter eines Mannes, der durch oft bestrafte Leichtgläubigkeit so weit gebracht ist, nichts so zu glauben, wie es ihm erzählt wird, sondern immer das Gegentheil für wahr zu halten. Daher bildet er sich ein, Alles zu wissen und allein recht zu wissen, was in seinem Kreise vorgeht. Diese Eigenschaft läßt sich sehr gut vereinzeln und aufs Aeusserste treiben. Sie ist ganz dazu gemacht, Verwirrung zu veranlassen.

* *

Charakter eines Mannes, der gern verfolgt seyn möchte, der also überall Neider

und Feinde sieht. Er hat aus Wischern sich ein schlimmes Bild von den Menschen zusammengefaßt, freut sich seiner Menschenkenntniß, und sucht bey jeder Gelegenheit, seine Grundfäße durch Erfahrung zu bekräftigen: er sieht also Gelegenheit, die Menschen gegen sich aufzubringen, aber es gelingt ihm nie so, wie er es wünscht. Er schlägt z. B. einem jungen Manne die Hand seiner Tochter ab, um ihn zu eibittern: aber das Gesuch dieses Mannes war durch andre Umstände zu erzwingen und nicht ernstlich gemeint, er freyt sich der abschläglichen Antwort und haßt den Ciramling — nicht. Dieser Charakter giebt die lächerlichsten Verwickelungen.

. . .

Ein weicher Mann, der überall etwas Klügerendes sucht und findet. Aus der einfachsten Begebenheit, die ihm erzählt wird, macht er sich etwas der Art aus; er übersieht daher leicht und gern das Wichtigere,
und

und verweilt allein bey dem, was ihm rührend scheint. Oft hindert er etwas, um es hernach auf eine rührende Art wieder gut machen zu können.

* . *

Ein Mann, den seine Lebhaftigkeit im Sprechen überleilt, so daß er entweder etwas ganz anders sagt, als er wollte, oder mehr, als er wollte. Seine Ausdrücke sind immer die stärksten und kräftigsten, daher alles in seinem Munde ganz anders wird, als es ist, und als er es sich selbst dachte. Natürlich, daß er seine eignen Aeußerungen hinterher nicht wiedererkennt und mit Heftigkeit verleugnet. Es ist ein Lügner wider seinen Willen.

* . *

Eine der lächerlichsten Manieren ist die Verfinstlichung bey Gesprächen. Es giebt Leute, die keinen Vorfall anders, als dramatisch

erzählen können. So hörte ich einen Mann, seinem vornehmen Gönner eine Schlägerey erzählen. Ich will es ihnen deutlich machen, sagte er zu diesem, stellen sie sich dorthin, sie sind der Schurke, der mich geschimpft hat, nun komm ich hier von der Seite, und gebe ihnen eins in den Rücken u. s. w.

. . .

Viele gerathen bey den gewöhnlichen Antritts-, und Abschieds-, Complimenten in Verlegenheit, weil sie nicht gern die gewöhnlichen Formeln brauchen wollen. Ueber der Bemühung, etwas Anders zu sagen, bringen sie gar nichts oder nur halbe Worte zum Vorschein. Eine Scene zwischen zwey solchen Personen müßte viel Komisches haben. Beyde fangen mit denselben Worten an, beide schämen sich, einerley zu saagen, und so schwatzen sie plötzlich beyde u. s. w.

. . .

Zwey Personen, die eine von besonderm
Zartgefühl in Gedanken und Ausdrucke, die
andre so derb und plump, als es die Bühne
verträgt. Jene sucht an allen Dingen die
feinsten und humansten Ansichten, und drückt
sich darüber eben so fein und human aus:
diese sieht alles grell und derb, und spricht
plump und ungestüm. So wie die erstre
alle Augenblicke durch Pöbeley erschreckt und
beleidigt wird, so befindet sich die letzte in
einer besondern Verwirrung, wie etwan der
ungehobelte Landmann, der in ein sehr präch-
tig geputtes Zimmer kommt, und links und
rechts etwas zu zerbrechen fürchtet. Hat die
erstre Person noch etwas von sanfter Herze-
lichkeit, so wird die Scene am vieles komi-
scher.

Ein Mann, zu dem man in allen Ver-
legenheiten seine Zuflucht nimmt, der allen
Hülfe und Vermittelung verspricht, aber in

der That sül keinen sich verwendet. Der Zufall will es jedoch, daß alle, die sich an ihn wenden, auf andern Wegen ihre Absicht erreichen. Unterdessen schreiben sie dieses Glück auf die Rechnung jenes Mannes. Die Danksagungen, die er bekennt, die ehrenvel-
len Namen, die man ihm giebt, der große Ruhm, der ihm zu Theil wird, ohne das Alles verdient zu haben, macht ihn selbst verwirrt und veranlaßt drolligste Ausstritte.

• • •

Feind aller sogenannten Feinheit und Delikatesse, bemüht sich ein Andern, die deutsche Gradheit in sich wiederherzustellen. Daher sagt er Jedem, wie ers nennt, die Wahrheit, theilt überall kräftige Lehren aus, und schmält auf Alles, was nach seinem Tone aussieht. Meistens aber trifft er den unrechten Mann, verdirbt durch seine vermeynte Gradheit, was er gut machen wollte, und besinnt sich zuletzt eines Bessern.

F r o s.

E i n e D i c h t u n g.

Aber bey allen Grazien! sagte Melida, und nahm ihrem Ottomar das Buch aus der Hand, wie können sie mir zumuthen, ein so dickes Buch gelassen vorlesen zu hören?

Es ist aber Plato, sein Gastmahl, das Gespräch von der Liebe, von —

Und wenn gleich. Ich sage ihnen, es geht unmöglich an. Wollen sie mir Stundenlang erzählen: ich höre mit Vergnügen zu. Der Gedanke, daß sie eben erst erfunden, oder doch bilden, was sie mir erzählten, die Freyheit, womit sie mich dabey ansehen können, die Ungewißheit, wie lang es etwa dauern kann, das alles macht mir die längste freye Erzählung weit erträglicher, als mir die Vorlesung

des unterhaltendsten Buches je seyn kann. Soll ich gelassen vorlesen hören, so muß es etwas sehr Kurzes und sehr Ueberraschendes seyn, und es muß in einem größern Zitel von Zuhörenden geschehen.

Also wollen sie den himmlischen Eros nicht kennen lernen?

Gern, recht gern. Aber aus Ihrer Beschreibung.

Das heißt, ein Meistersstück des Raphael aus einem elenden Holzschnitte.

Wenn mir nun aber der Holzschnitt um seines Verfassers willen gefällt?

Darauf kann ich nichts thun, als gehorchen. Die Schuld ist Ihre, wenn —

Gernung. Es wird nöthig seyn, daß ich nur gleich einen Eingang für Sie mache. Soll ich Ihnen das Chor aus Euripides singen, welches Sie mich einst gelehrt haben?

Wetz der Liebe,
Der du ins Auge
Schmiedest träufelnd,
Der du im Lachen,

lich, sie irren beyde. Wahr ist es, Eros war vom Beginne der Welt, niemand hat ihn entdecken sehen, aber deshalb ist er nicht alt.

Ist nicht der Frühling die erste aller Jahreszeiten? Und doch ist er nicht alt. Noch schmückt ihn die jugendliche Farbe, die er bey seiner Geburt hatte, und keine der Blumen in seinem Kranze ist verwelkt. — Die Sterne, so viel Jahrtausende sie am Himmel vran, gen, sind darum nicht, alt geworden, und die Flecken, die man an ihnen entdeckt, sind keine Runzeln, es sind zarte Schatten, die den allzulichten Glanz ihres Antlitzes mildern, damit ihn unser Auge vertrage. Eben so die Schönheit — war sie nicht schon damals, als Eros wurde, ist sie nicht bis auf unsre Zeiten gekommen, und hat sich eine ihrer Locken gebleicht, ein Zug in ihrem Antlitz verloren? Sind die himmlischen Genien nicht vor dem Beginne dieser Welt gewesen, und sind sie darum alt geworden?

Aber auch ein Kind ist Eros nicht. Warum sollte es seyn? Die Dichter sagen, weil

er schön und sanft und unschuldig ist. Aber dann müßte auch die Tugend, das schönste, sanfteste, unschuldigste Wesen, noch ein Kind seyn. Die Musen selbst, die Lehrerinnen der Männer und Greise, wären Kinder. Auch der Ruhm wäre es, dieser rüstige starke Gott, der mit Riesenkraft den Helden Statuen und der Tugend herrliche Tempel aufführt.

Sie sehen, Melida, Eros ist alt, ohne gealtert zu haben, und jung, ohne ein Kind zu seyn: er hat, wie Sokrates sagt, das Alter eines Gottes, und das Muth eines jugendlichen Menschen. Einer von Platons Gästen nennt den Eros weichlich und verzärtelt. Denn wenn die Göttin der Uebereilung Ate darum bey Homer die welche heißt, weil sie ungerührt über den Häuption der Sterblichen einhergeht: so gebührt dieser Name dem Eros noch mehr, der auf den zarten und sanften Herzen der Menschen wandelt, und in den Seelen, die er betritt, nichts Hartes und Rauhes duldet. Aber, mich dünkt, dieser Schluß gilt wenig, und Eros darf darum

nicht weich seyn, weil es die Herzen der Menschen sind. Die sanften Rosen wachsen auf rauhen stechenden Aesten, mitten unter Dornen. Die zärtlichsten Vögel haben grade die härtesten Nester, und die Bienen, die aus Honig und Thau bestehen, hausten ehemals in harten Eichbäumen, während Raben und Geier auf Lagern von Stroh und Federn nisteten. Und was wäre dann der Zorn, die Ränkheit, der Muth? Herrschen sie nicht auch in den Herzen der Sterblichen? Und doch haben sie nichts Weichliches, Schlaffes; sie sind nervolgt und stark, in ihrer Hand ein Schwerdt, auf dem Haupte den Helm, immer bereit, zu toben und zu zertrümmern. Nein, Ciro ist kein Zärtling. Mit Sokrates, das wissen Sie, gieng er barfuß, lag auf der Erde, brachte die Nächte unter Regen, Sturm und Frost zu. In Sparta schlief er in einem Schilde, und seine Bekleidung waren Waffen, seine Schminke Flußwasser und Staub aus der Rennbahn. Bey den Persern diente er als Sklave, stach sich ohne

Sittern die Augen aus, und gab selbst sein Leben Preis. Zwar weilt er am liebsten da, wo Sanftheit und Anmuth herrschen, aber er scheut das Gegentheil nicht. Scheuen sich denn die Bienen, so sehr sie zarte Blumen lieben, in rauhe Felsen einzukehren und auf Dornen zu sitzen?

Gleichwohl, Melida, hätten sie sich, den Eros für einen rauhen, derben Körper zu halten. Vom verzärteltesten Weichling bis zum ungehobelten Bauer giebt es noch Mittelstufen. Marcil beim Plato giebt ihm die Gestalt des Sokrates: aber sehr unbesonnen: er hätte ihn aus Sokrates Seele und des schönen Phädrus Körper zusammensetzen sollen. Eros ist nicht weiblich, aber auch nicht rauh; nicht schlaff, aber auch nicht wild; er lebt nicht bloß in Zerkall, aber auch nicht in Schmiede-Essen: er ist zart ohne weichlich, rüstig ohne derb zu seyn. So sind Homers Götter zartere Wesen als wir, aber sie vermögen, den Donner zu führen, gehen auf

Sturmwinden, und mischen sich in die Kriege der Sterblichen.

Verehren Sie mit mir Eros, den Erfinder der Wissenschaften und Künste. Die Religion ward erst da, was sie seyn soll, als sie die Menschen Liebe lehrte. Selbstliebe in Maaß und Gränzen ist das Geheimniß der Philosophie: die ganze Physik beruht auf dem Gesetz der liebevollen Anziehung, und die Mathematik lehrt nichts, als harmonische Vereinigung zum vollkommensten Ebenmaße. Sie wissen, daß Dichtkunst ohne Liebe nicht wirken kann: und die Saiten der Leyer tönen nie herrlicher, als wenn Eros sie rührt. Und welch ein Redner ist dieser Gott! Nicht seine Zunge bloß, jede Bewegung der Hand, jeder Wink des Auges, jeder Wurf des Kopfs, eine einzige Thräne, selbst sein Schweigen ist die kräftigste, rührendste Rede. Pygmalion schuf die schöne Gestalt, vom Eros begeistert, und die Venus in Kos wäre nicht entstanden, hatte nicht Eros dem Künstler die Hand geführt.

Noch muß ich mit lautem Preiß seiner hohen Tugenden gedenken. Wie ist er so uneigennützig! Denn wer mag ihn mit Gold und Kleinodien gewinnen und locken, wer sah ihn je nach Gewinn gehen! Er kennt keinen Reichthum, als die Herzen derer, die ihm theuer sind. Er giebt gern, und so verblindlich, wie sonst keiner. Die geringsten Kleinigkeiten werden kostbare Gaben in seiner Hand, Bley zu Golde, ein Steinchen zur Perle. Gäbe das Glück ihm alle Kronen der Erde, er würde nicht eine behalten, seinen Freunden würde er sie aufsetzen, wenn sie dadurch glücklicher werden könnten.

Voll hohen edeln Sinnes ist Eros, ein Feind aller niedrigen Eclaverei. Bindet ihn mit goldnen Ketten, er trägt sie nicht: weder dem Glücke noch der Macht unterthan, ist er in sich stark und glücklich. Nur da dient er gern, wo seine Freunde befehlen. Mag die Tugend ihm die Flügel festbinden, er duldet es; mögen die Grazien und Musen ihn in einen Kerker werfen, er flieht nicht.

Und wer hat nicht seine Treue erkannt!
Je mehr sich Schwierigkeiten finden, desto
fester und muthiger wird sie: keine Gewalt
vermag ihn da zu vertreiben, wo es ihm wohl-
gefällt, selbst die Zeit, die Eisen zermalmt,
kann seine Bande nicht auflösen. Mag das
Unglück seinen Geliebten niederschlagen, mag
ihn das Alter entstellen, Eros verläßt ihn
nicht; und wenn der Tod seinen Freund auf-
reißt, so verweilt er bei dessen Asche. Als
Psyche aus seinen Armen entflattern wollte,
wie leichte Luft, da küßte er sie in sich ein,
um sich nimmer von ihr zu trennen.

O vermöcht' ichs, Melida, die liebliche
Insel zu schildern, wo Eros wohnt, das dreis-
mal gekerkerte Erotien! Wie der Himmel
da mit liebevollem Blicke über der Erde
hauet, wie er sein Auge von ihr verwendet,
wie er sie zur Nacht mit tausend hellen Augen
ansieht! Und wenn Nebel und Wolken den
Anblick ihm rauben, da weint er still und
sanft, oder zetzt durch lautes Gemurmel, wie
schmerzlich er gekränkt wird. Zärtlich und

voll Sehnsucht nelken sich in Erotien die
Gipfel der Lorbeern zusammen, und erz-
ählen sich geheime Geschichten von Liebe:
und die silbernen Ströme, die unter ihren
Schatten fließen, spiegeln dem neugierigen
Wandrer das Bild seiner Geliebten entgegen.
In dunkeln Grotten ruhen liebende Paare:
nur eine ist noch leer, Melida, leer — für
uns: lassen sie uns in ihrem Schatten Ruhe
suchen!



Amor und die Vernunft.

Vern. Endlich tref ich dich hier bey Ogallie, mein schöner Feind, und wo hätte ich dich auch anders treffen können? Jetzt sollst du mir Stand halten, ich habe dir hundert Dinge zu sagen, die mir auf dem Herzen liegen. Antworte mir jetzt nur auf eine Frage, warum hassst du mich so bitter, warum fliehst du immer, wenn ich komme?

Amor. Ich weiß — in der That nicht, — warum du dich beklagst. Ich fliehe niemals vor dir, ich bin nie dein Feind gewesen, und habe, denke mich, beständig mit dir in der schönsten Eintracht gelebt. Warst du nicht Richter bey allen meinen Prozessen, habe ich nicht immer an dich appellirt, wenn
man

man meine Aufführung tadelte, bist du nicht
beständig meine Schülfin bey allem, was ich
thue?

Bern. Ich möchte wissen, wie.

Amor. Der Geliebte beklagt sich bey dir
über die Ungerechtigkeit seiner Eyröden, er
beruft sich auf dich, wenn er sagt, daß es
vernünftig sey, zu lieben, was liebenswür-
dig ist. —

Bern. Zephistereien! nichts weiter.
Meines Namens bedienst du dich bisweilen,
aber meiner selbst nie. Du schleichst dich un-
ter meinem Namen in die Herzen ein, hast
du Besitz genommen, so würgest du alle Ein-
nen gegen mich auf — und ich mag dann
Ehre und Pflicht zu Hülfe rufen, mag deine
Verräthereien aufdecken, wie ich will, alles
vergeblich, ich muß weichen.

Amor. Deines Namens bedient ich mich
nie, deiner selbst nie? Grad umgekehrt,
meine Züße! Denn sich, bisweilen zieh' ich
gegen deinen Namen zu Felde, aber gegen
dich niemals. Oft genug find' ich in den

Herzen falsche Grundsätze, lächerliche Meinungen, thörichte Entwürfe, alle unter deinem Namen — sie machen mir viel zu schaffen, und versperren mir lange Zeit den Eintritt, denn sie nehmen gewöhnlich die falsche Schaam, falsche Ehre und dergleichen zu Hülfe. Dann aber allüre ich mich mit meinen Freunden den Sinnen und Vergnügen, und schlage die Gegner aus dem Felde.

Bern. Wirklich, ich gesteh' es, aber nicht wahr. Wie willst du es wissen, daß diese Gegner nur meinen Namen führen? Du kennst ja mich und mein Gefolge gar nicht. Ich selbst, mein guter Freund, bin an der Spitze der Schaar, die du falsche Grundsätze, lächerliche Meinungen, thörichte Entwürfe nennst.

Amor. Unmöglich! Wie könnte ich dich unter dem Gesichte einer Alten, die ewig mütterlich ist, ewig gegen die Freuden predigt, eine Feindin der Natur und meiner selbst, erkennen? Nein, überrede mich das nicht. Unter einem heitern fröhlichen Blicke, ohne

büßre Launen, der mir Beifall winkte und Hilfe versprach — da da hab' ich dich oft gefunden.

Bern. Ich versiche dich — um mit dir gut zu stehen, sollte ichs nicht mehr mit mir selbst halten, sollte ich aufhören zu seyn, was ich bin. Nimmermehr! Zwischen uns ist kein Vergleich — ein Dreischnittseher wie du, ein helles Auge, wie das meine, ein junger Büßling und eine bedächtige Matrone — kannst du den Unterschied größer finden?

Amor. Gut! Zänkereien werden nie ausgemacht, so lange sie nur im Allgemeinen gesührt werden. Also laß dich einmal aufs Einzelne ein. Ich müßte nicht Amor seyn, wenn ich dich nicht zum Schweigen bringen sollte.

Bern. Es wird gut werden; denn ich sehe, Amor fängt an vernünftig zu rationalisiren. — Nun so sage mir denn also, wenn ich von der Seele einer Schönen Besitz genommen, wenn ich sie beredet hatte, dem Willen ihres Vaters zu gehorchen, der ihr einen Gemahl bestimmte, warum bist du als

Dann so geschäftig, alles zu zerstreuen, was ich gethan habe, den bestimmten Gemahl the als den eibbildlichen Nicht, den Geliebten als den vollkommensten Mann vorzumahlen? Heißt das vernünftig handeln?

Amer. Der Fall ist selten, aber wenn er kommt, so kommt er nie durch meine, sondern durch des Böser Unvernunft. Meine Rechte müssen unangestastet bleiben, du willst eben das für die deingigen. Und ist es denn nicht ebendream vernünftiger, einem Vette ger herden, als einem Menschen?

Vern. Ein andrer Fall: ist das nicht bochast, ist das nicht gegen alle Vernunft, eine Person von mehreren zugleich lieben zu laßen? Welche Kriege, Zwickämpfe und Verwundungen sind nicht dadurch entstanden? Denke nur an den Trojantischen Krieg, an die Pest wegen Chryseis, an den verderbenden Zorn des Peliden Achilles, an den heiligen Krieg —

Amer. Wie? wenn ich nun sage, daß alle diese Liebhaber ihre Gründe haben, Eine

Person zu lieben, daß sie sich alle auf dich berufen? Du kannst freilich nicht dafür, wenn sie dich verleunen, ich eben so wenig.

Bern. Davon zulezt. Ich nehme einen dritten Fall: wenn du einen Alten um sein Theil Vermunsd bringst, wenn du ihn zum Thoren machst, daß er eine junge Schöne liebt, heißt das nicht, mir meine treuesten Unterthanen abwendig machen? Ich habe keinen monarchischen Anblick, als den eines alten Wecken, der die hollers downs mit der Brille auf der Nase liest.

Amer. Und wäre das auch nur Vergeltungswort, so bin ich entschlossen genug. Hier ist rathst du mir nicht meine Unterthanen? Aber ich denke, wenn ein Mensch desto vernünftiger ist, je älter er ist, je mehr die Liebe eines Alten eine vernünftige Liebe sein.

Bern. Vertippte, Epi. Ladigkeiten! Nur noch eins, und dann kein Wort weiter! Du schickst dich oft in Personen von ungleichem Stande — Königinen lieben ihre Sklaven,

Hörten ihre niedrigsten Bedienten. Sage, wo ist Sympathie zwischen so ungleichen Personen? wo ist hier vernünftige Uebersetzung? wie kann sie bey einer ungleichen Liebe seyn?

Amor. Ungleich? ich mache sie alle gleich, ich erniedrige den König zu seiner Bedienten, erhebe den Sklaven zur Königin. Sympathie — du verstoß das Wort nicht — ist keine Gleichheit des Standes, des Vermögens, der Ehre, sie ist eine Gleichheit der Geburt unter einerlei Constellation, einerlei Temperament und einerlei Neigungen. Ich könnte dir klar beweisen, daß diese Sympathie in der ganzen Welt Gleichheit hervorbringen würde. Aber die Sache ist ein Geheimniß meiner Staatskunst und soll es bleiben. Diese Sympathie, diese verborgene Gleichheit, diese geheimen, unsichtbaren Bande die die Seelen verketten, sind die Grundpfeiler meines Throns. Ich herrsche unumschränkt, du mußt beständig Gründe angeben. Und nun noch etwas; der erste Grundsatz in

meiner Staatskunst ist der: je besser jemand vernünftigt, desto schlechter liebt er, und umgekehrt. — — —

Mit diesen Worten flatterte Amor davon.

Die Röthe.

Ein Bilderspiel.

Kreuz dich, Eukrezia, des schönen Jüngers,
welches auf deinem Antlitz die Farbe des
Muths in die Farbe der Tugend schmilzt:
ein keuscher, unschuldiger, ätherischer Glanz,
der schöne Schatten deiner Seele, die edelste
Blüthe deiner Wangen.

Aus den reinsten Gefühlen hat dir die
Scham diesen Schleier gewebt: minder hell
glänzt der, den die Gerechtigkeit trägt: selbst
auf Amors blendender Stirn prangt er so
herrlich nicht.

Wie du, erröthet der Morgen von unschuldiger Scham, wenn er vor dem Angesichte der Sonne aufsteht: die Horen, seine Begleiterinnen, schmücken ihr Haar mit rothen Edelgesteinen, und der Mond schämt sich seines falschen Feuers.

Eröthen's fliehet die Zorne erpor, und der Dolch ihrer Waagen stirbt den jungen Tod. Conspire Nöthe überflutet die Wolken, und das Meer selbst verwandelt sich, o Wunder! aus einem Taphir in einen großen Rubin.

Noch ist die Sonne des Winters, das Feuer, roth das wichtige Metall der Erde, das Gold.

Die ersten Blumen, die der Fenz durchhaucht, und Zerbyr an dem ersten Strahle der Arublinassonne erwärmt, die jungfräulichen Rosen, erröthen bis in ihre Büsen: unter der schattenden Krosse bergen sie sich, wie unter einem kitzsamem Schleier.

Vom Adia Erbe erröthet der junge Nyfel Picturimus, Pemonas Liebling.

Roß sind die zarten Herzen der Sterblichen, in blendenden Purpur gehüllt, von dem die Wangen wiederleuchten.

In einer Grotte von Korallen ruht die Junge, auf einem Throne von Rubin, zwischen elfenbeinernen Säulen.

Der Muth und die Kraft kleiden sich in Roß, indeß die Furcht und Verzoehrung erbleicht.

Die Wangen der Mufen brennen von dem heiligen Feuer, das sie besetzt: und Amer glüht von der Fackel, die er trägt.

Aber herrlicher glänzt die Rösche auf deinem Antlitze, Lukrecia, wenn Egoam und Ehre darauf thronen, mit königlichem Purpur geschmückt. Dann sind deine Wangen der Sitz der Jugend, schöner als der Mergen: in einer Fülle die Seele einer Rose, und in einer Farbe ein Rubin.



Das Seufzen.

Die Hore des Frühlings liebte den sanften Jüngling, Zephyr, Aurorens Sohn. Einst hatte sie ihn um den Abend in einer einsamen Grotte überrascht, und hielt ihn mit liebenden Armen fest. Die Gluth ihres Herzens erwärmte den spärden Jüngling, es ward ihm wohl in ihren Armen. Und so oft sie ihn küßte, zog sie voll Inbrunst sein ganzes Wesen in sich hinüber.

Lange seltsame Stunden hatten sie beisammen geruht, da war die Hore eingeschlummert. Zephyr erhob sich und floh von ihrer Seite, damit seine Mutter ihn nicht hier fände und strafen möchte.

Und als die Hore am Morgen die Augen aufschlug, nach ihren Geliebten nicht fand, da wähnte sie, er stätte als leiser Hauch umgesehen um sie, und mühte sich, ihn in den

Düften der Grotte einzuhauchen. Aber vergebens: sie athmete nichts, als die reine Luft, Zephyr war nicht mehr um sie.

Und immer, wenn die Sehnsucht nach dem helden Jünglinge ihr Herz ergriff, hauchte sie tief und voll in die Luft, ob sie vielleicht den flüchtigen Zephyr in sich einathmen könnte. So lernte die Hore des Frühlings seufzen, und der Fröhling ist noch heute dem sehnsuchtsvollen Seufzen geweiht.

Die Perlen.

Andromeda war schön, aber zu arfällig ließ sie den Lobsprüchen der Schmeichler ihre Ohren, und ward auf ihre Schönheit eitel. Darum erhob sie sich über die Töchter des Mevens; darum sandte Neptun ein Ungeheuer, die beleidigten Nereiden zu rächen und die stolze Tochter des Cepheus zu verschlingen.

Wie sie da angeschmiebet am Felsen dem herannahenden Ungeheuer entgegen sah, flog noch einmal der Gedanke an ihre schöne Vergangenheit durch ihre Seele, noch einmal dachte sie an ihren Phönix und weinte.

Tränen rollten die Thränen herab auf das Gestein, und trockneten unter dem Strahl des Hells zu Perlen ein.

Und noch dienen diese Tropfen der Wehmuth den Töchten zum Schmuck: die Thränen der stolzen Andromeda prangen an den Ohren ihrer eiteln Töchter.

Die Liebe der Dichter.

Apollo, der Gott der Weisheit und des Gesanges, hatte schon manches Herz gegen Amors Macht gewasuet. Darüber ergrimmte der kleine Gott, und beschloß, sich an dem Feinde seines Reiches bitter zu rächen.

Erst schoss er ihn mit einem Pfeile, dessen Pfeifeder aus Penelothoens schönen Locken gemacht war: und Apollo verliebte sich in die Nymphe. Aber Eifersucht stürzte sie ins Grab, und aus dem Hügel wuchs die duftende Weihrauchstaude emper.

Dann verwundete er ihn mit der Liebe zur prächtigen Daphne. Aber diese entfloß seinen Armen und ward zum Lorbeer. Apollo war vergebens schön und jung, er konnte um Amors willen nicht glücklich in der Liebe seyn: er konnte von der Liebe nur singen.

Zeitem war es das Loos der Dichter,
daß sie bloß in Geirängen liebten, und in der
wirklichen Welt keinen oder doch so kleinen
Lohn für ihre Zehnſucht fanden. Ihr Ge-
nuß iſt Geirbrauch, und der Preis, den ſie
erſingen, ein Lorbeer um die Schläfe.





kleine
S c h r i f t e n
i u r
U n t e r h a l t u n g

von
Georg Gustav Fülleborn.

.....
Zweite Sammlung.

— 5 —

Dresden und Leipzig,
bey Wilhelm Gottlieb Korn,
1 7 9 8.



Inhalt.

- - cupiens varia fastidia coena
Vincere tangentis male singula dente
superbo.
Hor. Serm. II. 6. 86.

I. Allerley aus Griechenland.

Nachgemachte Bruchstücke aus Chrysippus verlorener Schrift Vom Verflechten, nebst zweyerley Lebensbeschreibungen desselben nach einerley Nachrichten	• •	Seite 3.
Einfälle griechischer Weisen	•	35.
Xanthippe. An die Leserinnen.	•	39.

I n h a l t.

II. Poetische Reliquien und Fragmente.	Seite 53.
--	-----------

III. Vermischte Sachen.

Der Roman meiner Autorschaft von Benj. Tratschqualm.	99.
Gefichte und Allegorien	146.
Ueber zehn Gemählde	163.
ABC-Büchlein für Kinder der Weis- heit	167
Literarische Curiosa	193.
Der Lord Horion. Kommentar über eine Stelle in Jean Pauls Hesperus.	224.
Abdankungsrede.	241.

I.

Ullerley aus Griechenland.

—s—



Nachgemachte Bruchstücke aus
Chrysippus verlohrener Schrift:
Vom Versteckten.

Einleitung.

Wenn kein junger Sperling ohne Gott auf die Erde fällt; so ist kein Denkmahl alter Zeiten für uns verlohren gegangen, das wir zu beklaagen hätten. Sollte seine Vorsorge nicht über Schriften sich erstrecken, da Er selbst ein Schriftsteller geworden, und der Geist Gottes so genau gewesen ist, den Werth der ersten verbotenen Bücher anzudeuten, die ein frommer Eifer unserer Religion dem Feuer geopfert? (Apostelgesch. 19, 19. brachten die Bücher zusammen, und verbrannten sie öffentlich, und

überrechneten sie, was sie werth waren, und fanden des Geldes fünfzig tausend Sireschen.) Wir bewundern es am Pompeius als eine kluge und edle Handlung, daß er die Schriften seines Feindes Sertorius aus dem Wege räumte *); warum nicht an unserm Herrn, daß er die Schriften eines Celsus untergehen lassen? Ich meine also nicht ohne Grund, daß Gott für alle Bücher, woran uns etwas gelegen, wenigstens so viel Aufmerksamkeit getragen, als Cäsar für die beschriebene Rolle, mit der er in die See sprang **), oder Paulus für sein Pergament zu Troada. (2 Tim. 3, 13.)

Hatte der Künstler, welcher mit einer Linse durch ein Nadelöhr traf, nicht an Einem Schefel Linsen genug zur Uebung seiner erworbenen Geschicklichkeit? Diese Frage möchte man an alle Gelehrten thun, welche die Werke der Alten nicht klüger, als jener die Linsen, zu brauchen wissen. Wenn wir mehr hätten, als uns die Zeit hat schenken wollen; so würden wir selbst genöthiget werden, unsere Ladungen über

*) (Plutarch im Leben des Sert. S. 28.

**) (Sueton in dessen Leben. Cap. 64.

Vord zu werfen, unsere Bibliotheken in Brand zu stecken, oder es wie die Holländer mit dem Gewürze zu machen.

Und wenn ich mich getraue zu behaupten, daß ich diesen und noch zehn folgende Bogen mit schönen und heilsamen Denksprüchen, mit unterhaltenden Geschichten, und launigten Bemerkungen vollfüllen könnte, ohne daß zwey Drittheile meiner Leser und vielleicht noch darüber merken würden, daß ich das Alles aus wirklich vorhandenen Schriften der Alten ausgeschrieben hätte; so ist es Sonnenklar, daß dasjenige, was wir von den Alten haben, lange noch nicht so ab- und aufgebraucht ist, daß wir grosse Ursache hätten, uns nach dem Verlorenen zu sehnen.

Zumahl wir, ich meyne die Deutschen, die wir unsern vaterländischen Vorrath nicht einmahl ganz kennen. Denn hat man uns nicht in neuern Zeiten Auszüge und Mumenlesen aus D. Luthers Schriften, oder eines Abraham a Sancta Clara, oder Hans Sachsens, oder der Mumenfänger gegeben, die dem halben Publikum so neu waren, als wären sie erst vor zwey Monathen aus den Kellern von Herkulanum

ausgearaben worden? Und wie viele meiner Leser würden denn, wenn es nöthig wäre, sagen können, ob von dem, was ich hier niederschrrieben habe, Alles oder nur die Hälfte oder gar nichts mein Eigenthum ist?

Wie dem aber auch seyn mag; so wüßte ich nicht, wenn mir jemahls die Wahrheit dieser Sache so hell eingeleuchtet hätte, als da ich neulich wieder einmahl im Diogenes Laertius auf die Lebensbeschreibung des Philosophen Eusebius stieß, und darinn das Verzeichniß seiner Schriften durchlies, die sich, genannte und ungenannte zusammen, auf Sieben Hundert und Fünf belaufen haben sollen. Denn wenn wir gleich annehmen, daß keine dieser Schriften sich über die Bogenzahl einer gewöhnlichen Magister-Disputation erstreckt habe: so würden doch bis auf unsre Zeiten diese Opera Omnia wenigstens zehnmal, einzelne Schriften gewiß zwanzigmal herausgegeben, commentirt und übersetzt worden seyn, ohne an die Bücher und Abhandlungen zu denken, in denen die Literatur derselben bearbeitet, die Pläne einzelner Schriften entwickelt, die Ausgaben, Commentare und Uebersetzungen angezeigt, beur-

theilt, geprüft, berichtet, oder auch die Fragmente anderer Schriftsteller daraus gesammelt und besonders bearbeitet worden wären. Sätze ich also zu viel, wenn ich behaupte, unsre Literatur würde durch die 705 Schriften des Chrysippus wenigstens um 8000 Bücher und Büchlein schwerer und verwickelter seyn?

Aber ich habe noch zwey Gründe, warum ich glaube, daß der bisherige und künftige Untergang von Büchern eine sehr heilsame Veranstaltung des Himmels sey. Der eine: die Schriftsteller werden dadurch erinnert, für ihre Zeitgenossen zu schreiben, und nicht mit so Manchem, in stolzer Beruhigung über die Mißhandlung von ihren Zeitverwandten, auf die Gerechtigkeit einer bessern Nachwelt zu bauen. Sie mögen an Vater Chrysippus denken. Hat er nicht für seine Zeit geschrieben; so hat er so gut, wie gar nicht geschrieben, und hätte dafür, mit Asinus zu reden, lieber Nährrettig schaben können.

Der andre Grund: Wir sind durch den Verlust fremder Gedanken gezwungen, eigene zu haben. Oder ist uns nicht allen ein feiner Stoff gegeben, aus dem wir die verlohrnen

Gedanken Aelterer wiederherstellen können, wie nach den Rabbinnen, aus dem unverwundlichen Knochen Luz der menschliche Körper wiederhergestellt wird? Wer kann uns sagen, ob die verlorenen gegangenen Dialogen des Diegenes auch nur halb so gut waren, als die hergestellten? — Ein solches Auferweckungs-Geschäft ist eben so verdienstlich, als leicht, besonders bey philosophischen Schriften. Denn sind im Grunde die Meinungen der Philosophen nichts weiter, als Varianten der Wahrheit: so haben wir ja nur für den Text zu sorgen, und können uns die Varianten hinzudenken, so widersinnig und verderbt, als wir wollen. Ich weiß wohl, was man aus diesem Gleichnisse gegen mich sagen kann, aber ich habe nicht Lust, mich im Voraus zu verantworten.

Nachdem ich nun noch ausdrücklich versichert habe, daß Alles, was bisher gesagt ist, von mir selbst, dem Verfasser, ganz und gar nicht für wichtig gehalten oder ausgegeben wird: eine Protestation, die in unsern Tagen immer nöthiger wird; so zeige ich an, daß folgende Blätter den Versuch einer solchen Wiederherstellung enthalten werden: aber freylich nach

dem Rathe und Räthsel, welches Young dem Richardsen gab, die Alten so nachzuahmen, daß wir uns von ihrer Nachahmung je mehr, je besser, entfernen. Unter Chrysippus Schriften befand sich eine, mit dem Titel: Vom Verstehen; sie scheint keinen Inhalts gewiesen zu seyn, und kann viel Gutes enthalten haben. Aus dieser liest ich Bruchstücke.

Aber damit diejenigen Leser, die weder den Diogenes, noch diese Einleitung gelesen haben, wissen, wer Chrysipp war, so gebe ich hier eben so, wie man bisweilen zweyerley Rezensionen von einerley Buche findet:



Zweyten Lebensbeschreibungen des Chrysis nach einerley Nachrichten. *)

— 8 —

Chrisy, aus Tarsos, eines gewissen Apollonius Sohn. Anfangs bildete er sich zum Weltläufer: aber es zeigte sich bald, daß er zu etwas Edlerem bestimmt war. Er fühlte eine unabwehrliche Neigung zur Philosophie, und da sein väterliches Vermögen eingezogen wurde, so beschloß er, dieser Neigung zu folgen, und den Unterricht des Cleanthes zu suchen. Und

Chrisy, aus Tarsos, eines gewissen Apollonius Sohn. Anfangs bildete er sich zum Weltläufer, und dabey hätte er groß werden können. Aber er glaubte sich zum Philosophen bestimmt, und da sein väterliches Vermögen eingezogen wurde, ergriff er diese letzte Zuflucht so mancher verarmter Tugendhafte, und gieng zum

*) S. den Diogenes Laertius im siebenten Buche.

fand es sich frühzeitig, daß Chrysipp kein
 schulischer Kopf war. Galt nur nur Sätze,
 te er mit dem Vertrauen des Selbstübers
 Cleanthes, die Beweis will ich schon selbst
 en. Mein Wunder daher, wenn er in zwei
 Zeit von dem Systeme des Zeno und Clean
 s abwich, und sich eine Wege suchte. Es
 ein Beweis seines Scharfsinns sowohl, als
 es guten Herzens, daß er nach jeder münd
 gen Streitigkeit mit dem Cleanthes über sich
 oft unzufrieden war, weil es ihm leid that,
 sen berühmten Mann zu schanden gemacht zu

cleanthes. Kaum hatte er einige Stunden
 Unterricht genossen, als er sich schon einbildete,
 entbehren zu können. Er verschmähte da
 die Anleitung seines Lehrers bei den Bewei
 n der Sätze, und erlaubte sich von dem Sys
 me der Stoa abzuweichen und den Selbstübe
 r zu spielen. Aber Cleanthes züchtigte ihn für
 ine Vermeffenheit, so oft er sich mit ihm in
 ändliche Streitigkeiten einließ. Daher sagte
 chrysipp oft voll Aerger: er sey in Allem glück
 ch, nur mit dem Cleanthes wolle es ihm nicht
 gehen.

haben. — Man weiß, daß es zum Zurück-
wart wurde, daß, wenn die Götter Dialectik
nicht hatten, sie keine andre, als die des
Chrysippus, studieren würden.

Könner von Geist machen sich oft das
Verquemen, Andre durch Trugschlüsse und täu-
schende Sätze irre zu führen. Auch Chrysipp
lernte sich, aus Schalkheit, auf diese Kunst.
Einige Proben würden wir anführen; erst nehme-
ich jetzt er Schlüsse, wie folgende, hin:

Wer den Nichteingeweihten die Mysterien
bekannt macht, ist ein Frevler:

Der Hierophant macht den Nichteingeweihten
die Mysterien bekannt;

Also ist der Hierophant ein Frevler.

Die deutlichsten Beweise seines verschobene-
nen Geistes geben die Trugschlüsse, die er erfand,
wobei denen das Ganze auf elende Wortspiele
und Vermischungen der Deutse hinausläuft.
Dahin sagte man: wenn die Götter eine Dia-
lectik nicht hatten, sie würden die des Chry-
sippus studieren, nehmlich, weil diese unter allen
die leichteste und mithin die unschädlichste wäre,
denn ich also die gütigen Götter am ehesten be-

oder:

Es giebt einen Kopf, den du nicht haßt;
Nun achte es aber einen Kopf;
Also haßt du keinen Kopf.

oder:

Wer zu Meera ist, ist nicht zu Aethen;
Nun ist ein Mensch zu Meera;
Also ist kein Mensch zu Aethen.

oder:

Was du sprichst, geht durch deinen Mund;
Nun sprichst du Weges;
Also geht der Wagen durch deinen Mund.

oder:

Was du nicht verkehren haßt, das haßt du;
Hörner haßt du nicht verkehren;
Also haßt du Hörner.

dienen könnten, ohne dem menschlichen Geschlecht gefährlich zu werden.

Vere Kinde, wie Christus, werden sie
gewöhnlich Botschafter. Jeder Ort, wo
ihnen auftritt, ist ihnen ein Ort der Ungleichheit
würdig, und über Alles sagen sie, Christen
zu haben. Kein Wunder, wenn Christus
708 Bücher zusammenstellte, zumal da er

Doch ungleich wichtiger erachtet Chrysipp als Schriftsteller. Mit beispiellosem Fleiße arbeitete er an 708 Werke aus: eine Unmöglichkeit, wenn er nicht sorgfältig acnung gewesen wäre, jeden Gedanken, der ihm aufsteig, festzuhalten und niederzuschreiben, und wenn er nicht einen und denselben Gegenstand von mehr als einer Seite betrachtet und bearbeitet hätte. Dabei studierte er noch die Werke Anderer, und unterstützte seine Ideen durch Aufhebung passender Stellen aus Dichtern und Prosaikern. In dem einen Werke hatte er die ganze Medea des Euripides Stellenweise zum Belage seiner Sätze aufgenommen, ein Verweis von der Treue dieses Stückes, und von der Genauig-

keit alle mögliche Schriften räuberisch plünderte. Man weiß, daß er in eins seiner Bücher über die ganze Medea des Euripides herrschte, so daß einer dasselbe Chrysipps Medea nannte; ein Verweis, wie rüstig die Hände des Chrysipps, und wie leer sein Kopf war. Es ist bekannt, daß Apollodor die Bemerkung machte, wenn man aus Chrysipps Schriften alle fremde Gedanken auslöschte, so würde

zeit, womit es Chrysipp studiert hatte: ganz verschieden von dem eingebildeten Epikur, der alles selbst erfunden zu haben wähnte und in allen seinen Schriften nie einen Andern citirte. Es zeugt von großer Einnichtigkeit, wenn Aeschiodor besworen den Epikur unserm Philosophen vorzieht: und das Experiment, welches er vorschlägt, würde genau eintreffen, bey allen menschlichen Schriften denselben Erfolg haben. Chrysipp bewaste seine Zeit haushälterisch: es verging kein Tag, wo er nicht wenigstens vier Bogen *) schrieb. Freylich konnte er dabey

nicht, als leere Blätter, übrig bleiben. Mit Recht behauptet also ebenderjelbe, daß Epikur hundertmahl mehr geschrieben habe, als Chrysipp, denn er habe nicht ausgeschrieben. Gute Zeit muß übrigens unser Philosoph gehabt haben, da er, wie man erzählt, täglich eine vier Bogen zuschrieb. Wie er übriges schrieb, war ihm so gleichgültig, als, was er schrieb.

*) Im Griechischen steht zum Zeilen. Ich ansehe das wird etwa 4 Bogen betragen, wiewohl wir das Format des Chrysipp nicht kennen.

auf den Stolz nicht viel Mühe verwenden. Er hielt die Welt durch Tadeln dahin Charles.

Sein Charakter war untadelhaft. In stiller Mäßigkeit lebte er mit einer alten Frau, die seine Wirtschaft besorgte, mäßig und einhaltfam. Wenn er durch Umstände gezwungen war, mehr, als gewöhnlich zu trinken: so ward er doch nie berauscht, so viel Gewalt behielt sein Geist über seinen Körper. Was seine Güte mochten, daher seine Art oft sagte: Ich werde nicht, sondern mit die Güte betrachten.

Man kann es nicht anders: als für einen Beweis von edelm Zerküßtheit annehmen. Das

Wir kommen auf seinen Character. Weiter unten werden wir Beweise seiner Unschuld aus seinen Thaten anführen: hier las es es genug, anzuzeigen, daß er, um für einhaltfam zu gelten, sich mit geduldsloser Hölle an ein altes Weib hielt. Er war, sagt Demetrius, mit einem alten Weibe zufrieden — Im Tinken hatte er eine solche Stärke erlangt, daß man bloß seinen Namen, aber ihm selbst nur einen Hauch annahm.

er von allen seinen Schriften nie etwas einem Grossen dedicirte. Erhaben über die Gunst der Grossen, wie über ihre Geschenke, begnügte er sich damit, der Welt zu nützen.

Und wer mag es einem Manne von seinem Gienge verargen, wenn er sich selbst schätzte, wenn er also einem Vater, der ihn fragte, wem er seinen Sohn anvertrauen sollte, die Antwort gab: mir: denn, wüßte ich einen bessern Lehrer, ich würde selbst zu ihm in den Unterricht gehen.

Cleanthes blieb immer sein Freund, und empfahl ihn sogar dem Könige Ptolemäus, der

Das einzige, was an ihm zu loben ist, war, daß er manchemahl Stunden hatte, worinn er sich selbst zu kennen schien. Wenigstens hat er es nie gewagt, eins seiner elenden Bücher einem Grossen zu dediciren.

Aber einen Beweis von Eiacndunkel, wie keiner mehr ist, giebt die Antwort, die er einst einem Vater gab, der seinen Sohn einem Lehrer anvertrauen wollte: gib ihn mir, sagte er, denn wüßte ich einen bessern Lehrer, als ich bin, ich gieng selbst zu ihm in die Schule.

ihn schriftlich gebethen hatte, ihm einen Philosophen aus seiner Schule zu schicken. Chrysipp war aber zu sehr Philosoph, um die Rolle eines Aristipp zu spielen. Wie streng er überhaupt über diese Punkte dachte, beweist eine Stelle in seiner Schrift: vom Leben und Lebensunterhalt. Warum, sagt er, sucht der Mensch Unterhalt? Um zu leben? dann wäre ja das Leben nicht die Hauptsache. Um glücklich zu seyn? dann wäre das Glück etwas Unbedeutenderes. Um tugendhaft zu seyn? die Tugend ist sich selbst genung. Und woher sucht

Der König Ptolemäus ersuchte einst den Cleanthes, ihm, wenn er nicht selbst kommen wolle, einen andern Philosophen aus seiner Schule zu schicken. Cleanthes, der die Könige kannte, schlug den Chrysippus vor. Aber Chrysipp fühlte selbst, wie schlecht er sich mit seiner Philosophie empfehlen würde, und wie wenig er Geist und Lebensart habe, um sich an einem Hofe zu erhalten. Um aber den wahren Grund nicht merken zu lassen, schrieb er hinterdrein ein Buch: Vom Leben und Lebensunterhalt, worin er die bekannten Ideen Alte-

der Mensch seinen Unterhalt? Von den Großen? dann wird er ihr Sklave. Von Freunden? dann wäre ja die Freundschaft etwas Eigenmächtiges. Von der Weisheit? dann würde die Weisheit zum Handwerke.

Weisheit ohne Fröhlichkeit artet leicht in finstern Ernst und Härte aus. Im Chrysis waren beyde glücklich gemischt. Als ein ächter Weiser hatte er früh die Leerheit der Mythologie seines Volks eingesehen: daher bediente er sich manchemahl in Stunden der Laune dieses oder jenes Mythos, um drollichte Erklärungen

rer Philosophen über die Gemüthsart des Weisen auf eine Art zusammenstellte, daß Niemand wußte, was er eigentlich wollte, wo eine Sophisterei die andre jagt, und aus einer Menge spitzfindiger Fragen zuletzt eine alberne Antwort heraus kommt.

Den deutlichsten Beweis seiner Unzüchtigkeit giebt die Erzählung vom Jupiter und der Juno, die zugleich seine Irreligiosität verräth. Er hat da Dinge gesagt, die wahrlich in den verwerfensten Winkeln der Unzucht so nicht gesagt werden. Daher auch nie ein Schriftsteller,

davon zu machen. So erzählte er in einem Werke die Abenteuer des Jupiter und der Juno, mit so viel Laune und schalkhaften Inditäten, daß wir gewiß eine treffliche Unterhaltung mit dieser Schrift verlohren haben. Eben so vertheidigte er in seinem Werke: Vom Staate, zum Scherz die Ehen zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern.

Diese gute Laune verbunden mit Mäßigkeit war allein im Stande, ihn bey seinem schwäch-

der über diese Literatur arbeitete, davon Notiz genommen hat. Ja er gieng so weit, zu behaupten, daß die Ehen zwischen Eltern und Kindern, so wie zwischen Geschwistern rechtmäßig wären. Ich frage: ziemt es einem Philosophen, die Väter seines Volks lächerlich, und verächtlich zu machen, ihnen die größten Laster anzudichten, das alles in verführerischer Darstellung dem Haufen zu lesen zu geben, und gegen alle Gesetze der Natur und Menschheit der Blutschande das Wort zu reden?

Bey dieser Unzüchtigkeit wäre es allerdings ein Wunder, daß er ein Alter von 73 Jahren

lichen Körper und angestrengten Fleiße so lange zu erhalten. Er starb im 73 Jahre seines Alters: man sagt, vor Lachen. Ein Esel hatte ihm die Heigen weggeschnappt: gieb ihm nun auch den Wein zum Desert, sagte Chrysipp zu der Alten, und lachte so herzlich, daß er wegglich. Andre erzählen, er sey am Schwindel gestorben, nach dem Genuße eines Weins, den er nicht vertragen konnte. Beydes würde ihm nicht zur Schande gereichen, denn beydes ist etwas zufälliges, und konnte bey einem Manne seines Alters sehr leicht den Tod nach sich ziehen.

erreichte, zumahl, da er einen schwächlichen Körper hatte, wenn man nicht wüßte, daß mehrere Personen, die es noch ärger gemacht hatten, dennoch sehr alt geworden sind. Auch hatte sich Chrysipp in seinem Leben immer sehr vor dem Denken in Acht genommen, welches bekanntlich mehr, als Unkeuschheit, den Körper schwächt. Sein Tod war, wie sein Leben, nach dem Berichte einiger, der Tod eines Narren, denn er starb vor Lachen über seinen eignen albernen Witz, oder, nach Andern, der Tod eines Niederlichen, denn er soll an einer

Zum Schlusse müssen wir noch einige seiner Aeußerungen anführen, die bey den Schriftstellern aufbehalten worden sind.

Als man ihn einst fragte: warum er kein öffentliches Amt übernehme? antwortete er: wer ein öffentliches Amt schlecht verwaltet, mißfällt den Göttern: wer es gut verwaltet, gefällt den Bürgern. Ein Ausspruch, ganz eines achten Weisen würdig. Denn der Weise hütet sich, etwas zu übernehmen, was ihm in dem einen Falle den Zorn der Götter, und in dem andern mehr nicht, als den Verfall ge-

Ueberladung mit Wein gestorben seyn. Eins ist so glaublich und so rühmlich, wie das andre, und zeugt von Albernheit und Unmäßigkeit, zwey Eigenschaften, die den Chrysipp durch sein ganzes Leben begleitet hatten.

Da bey einigen Schriftstellern manche Aeußerungen von ihm aufbehalten worden sind; so müssen wir zum Schlusse noch etwas dabey verweilen.

Wer ein öffentliches Amt schlecht verwaltet, mißfällt den Göttern: wer es gut verwaltet, gefällt den Bürgern; dierß war die Ant.

wöhnlicher Menschen zuziehen könnte, für welchen er zu groß ist.

In seinem Werke vom Schönen und Angenehmen kam folgende Beschreibung der Gerechtigkeit vor:

Die Gerechtigkeit ist Jungfrau: Anzeiger ihrer Unverführbarkeit: sie giebt nie dem Frevler nach, verflattet nicht Reden, Bitten, Schmeicheln, mda. Daher wird sie mit finstern ernstem Gesichte gebildet, ihr Blick fest und wild, die Ungerechten zu schrecken, den Ge-

wort auf die Frage an ihn: warum er kein öffentliches Amt übernehme. Aber wie albern? Sollte der, welcher den Göttern mißfällt, wenn er Böses thut, ihnen nicht eben so gefallen, wenn er Gutes thut? Und soll der Weise gar nicht auf das Urtheil der Menschen achten? und nichts zu ihrem besten thun? Was ist die Weisheit, wenn sie nicht thätige Menschenliebe wirkt?

Auch folgende Beschreibung der Gerechtigkeit ist aufbehalten worden:

Die Gerechtigkeit u. s. w. Und dieses Gemälde giebt er für getroffen an? Seht eine

rechten Zutrauen einzulösen: denn eine solche Miene ist den Gerechten Freude, den Ungerechten, schrecklich. Wie bedeutend und wahr das Ganze, wie richtig jeder einzelne Zug!

Anderswo sagte er: der Weise hat Schmerz, aber nicht Qual: er bedarf manches, aber er hat keine Bedürfnisse. Wie schön ausgedrückt!

Und an einer andern Stelle: der Quell des Ausdrucks ist — das Denken. Vortreflich!

solche Person, wenn ihr wollt, und ich wette, jeder wird sie für das Symbol der Grausamkeit oder wenigstens der Strenge erklären. So herrlich verstand sich Chrysipp auf die Allegorie.

Andre seiner Aussprüche sind theils nur halb wahr, theils entlehnt. Der letzte insbesondere mag zur Erklärung dienen, warum Chrysipp einen so elenden Styl hatte, weil er — elend dachte.

Die Bruchstücke selbst.

Das Offenbare hat mir und allen Weisen, die mir ähnlich sind, von jeher mißfallen: und ich kann mich daher nicht enthalten, in dieser Schrift, und zwar, zum leztenmahl offenbar, darzuthun, daß das Versteckte eigentlich die Seele einer guten Schreibart sey.

Das Versteckte ist offenbar die Lieblingsfigur der Götter selbst. Selbst in dem grossen Buche der Natur schreiben sie versteckt. Denn gleicht nicht die Natur der Penelope, die das Gelübde ihres Gewebes mit gleicher Treue erfüllt und vereitelt, so daß ihre begierigen Freyer endlich darüber zu Schanden werden, und Niemand etwas von den Absichten der weisen Frau errathen kann? — Oder haben die Götter jemahls ein Orakel gegeben, welches im eigentlichen Sinne genommen werden konnte und durfte?

Mit Recht haben also die weisesten Männer die Götter auch in diesem Stücke nachgeahmt. Wer würde sich die Mühe geben, ihre

Schriften öfterer zu lesen, wenn er sie gleich das erstemahl vollkommen verstünde! Wir kennen alle den berühmten Heraklit, der sogar den Bepnahmen des Dunkeln bekam: ich möchte ihn lieber den Versteckten nennen. Die größten Schönheiten eines Buchs, so wie seine verderblichsten Fehler sind, wie die Elemente, unsichtbar. Der Vogel der Weisheitsgöttin ist — eine Nachttaube, die ihr Wesen immer in Nacht und Nebel versteckt treibt.

Ist es im menschlichen Leben anders? Hätten die Götter dem weisen Momus den unwetsten Wunsch gewährt, an jedes Menschen Brust ein Fenster anzubringen, durch welches man bis in die feinsten Gedanken und Begierden hineinsehen könnte; so würden wir unter lauter offenen Himmeln und Höllen wandeln, und bedürften blos Augen, aber keinen Verstand. Und sind nicht die Ehen in Sparta eben darum so selten und erzwungen, weil die Reize der Spartanerinnen nicht versteckt genug gehalten werden? — —

Wo sollten wir hin mit der ganzen Schaar der Räthsel, der Zweideutigkeiten, Anspielungen, Ironieen, Metaphern und Allegorien! —

Manches ist wirklich versteckt: einiges sieht nur so aus. Dem Leser ist das im Grunde einerley: denn er hat in beyden Fällen etwas zu suchen; und findet er im letztern nichts fremdes, so findet er etwas Eignes, was er selbst eben erst hinein versteckt hat. — Man kann sich verstecken, überhaupt, um gesucht zu werden: oder um desto unbemerkter auf die Vorübergehenden schelten und werfen zu können: oder um nicht von ihnen gescholten und geworfen zu werden; das letztre ist eigentlich ein Verschauzen. — —

Es giebt in der Regel immer nur einen Hierophanten, aber hundert Fackelträger. Was sollte man mit diesen Leuten anfangen, wenn der Hierophant alle hundert Fackeln selbst trüge? Und gäbe es nicht Schriftsteller, in deren Werke der Leser nicht deutlich sehen kann; wo sollten alle die kleinen Männer hin, die das Lohngeschäft treiben, der Welt die Augen zu öffnen? — —

So oft ich ein Gedicht in die Hand nehme, worinn alles so klar und offenbar da liegt, daß man nur hinschauen darf: so gebe ich mir die Mühe, um doch eine zu haben, und suche alles

das auf, was noch dahinter versteckt seyn könnte. Auf diese Art habe ich schon mehr, als ein Gedicht selbst gemacht, den Halbbruder gleichsam von dem Gelesenen, aus einem Ey' ausgebrüet von zwei verschiedenen Hemmen, aber von demselben Himmelschwan befruchtet. So sehr hat sich mein Scharfsinn an das Sachen gewöhnt.

Daher habe ich mich nie genug wundern können, wie es weise Männer geben kann, die sich auf ihre offenbare Deutlichkeit etwas zu antun. Die Rose, sagt man, ist am anziehendsten, so lange sie in der Knospe versteckt liegt, und erst zum Durchbruch hervorblickt: ist sie ganz ansgebrochen, so sieht sie voll aus, duftet eine Zeit lang, und dann verwelkt sie jämmerlich.

Aber ich denke immer, die offbaren Schriftsteller, wenigstens viele von ihnen, mögen nichts haben, was sie verstecken können. Sie geben sich auf einmahl aus, wie arme oder schlechte Wirthe und haben keinen Nothpfennig zurückzulegen. Sie müssen warten, bis eine neue Zahlung von andern bey ihnen einläuft. Solche Zahlungen liefert aber Niemand besser, als der versteckte Schriftsteller. Da haben sie doch etwas aufzudecken, oder zu belachen, oder zu

meistern, und werden eine Spanne größer, indem sie sich, wie Oedipus, auf die Erbhörung sehen, sie erst zu errathen und dann tod zu machen: wenn sie es nicht etwa gar umgekehrt anfangen.

Wer hat es nicht schon vor mir gerühmt, daß es zwey Arten von Schriftstellern giebt, wovon die eine dem Zeus gleicht, der das Metall entstehen läßt, die andre dem Hephästos, der es nur verarbeitet? Ist es denn nicht bekannt, daß das Metall, besonders das edelste, in allerley Umgebungen versteckt liegt, und erst gesucht und gereinigt werden muß? Nun stellt sich aber ein solcher Hephästos hin, und häßelt und hämmert, und thut stolz darauf, daß er das Metall reiner hämmere, als Zeus es erschaffe. Ja es giebt sogar Schmiede, die das Metall nicht einmahl aus der ersten Hand verarbeiten, sondern fremde fertige Kunstwerke auf den Ambos nehmen, und nur durchhämmern. Das sind grade die eingebildeten. — —

Wie viel Jammer erlitt die Welt unter Deukalion! Eine Wasserfluth überzog alles, was hervorragte. Er selbst warf mit Steinen hinter sich, und siehe! aus diesen entstanden

ganze Haufen geharnischter Männer, die wüthend und fürchterlich um sich schlugen. Man erzählt, Deukalion sey selbst am schlimmsten dabei weggekommen. — —

Poseidon nahm Theil an dem Kriege gegen die Giganten. Er wagte sich besonders an den fürchtbarsten derselben, den Polybotes. Nach Beendigung des Krieges ward ihm die Herrschaft über das Meer zuerkannt, weil er es verstanden hatte, die Giganten zu rechter Zeit zu ersäufen. — —

Der Sinn dieser Erzählungen — —
(Hier findet sich die größte Lücke im ganzen Texte.)

Am schlimmsten wären, ohne den Gebrauch des Versteckten, unstreitig diejenigen daran, welche es nicht über ihr kluges Herz bringen können, Jemanden zu loben, und doch zu fürchtensam sind, ihn zu tadeln. Wäre es für diese Menschen nicht gewisse Figuren in der Sprache, welche die Stelle einer lauten Ohrfeige vertreten; was wollten sie anfangen? — Pflegen sie nicht eben darum, zuerst zu loben und am Ende zu tadeln, weil sie den Tadel hinter das Lob verstecken müssen? Man weiß es von allen Jägern, daß Vergab mehr Haasen

gefangen werden. — Wie freue ich mich im voraus auf die verflochten Wendungen, mit welchen man über diese meine Schrift: Vom Versteckten, herfallen wird. Christop, wird es heißen, sollte nur, wenn er. — Man kann nicht leugnen, daß einiges. — Gewiß wird er selbst fühlen. — Wir wollen unterjuchen, woran es eigentlich liegt. — Man sieht daß bloß die Nachahmung. — Er sollte, sich selbst überlassen, nicht fremdes. — Ganz schlecht es in der That nicht. — Wenn es ihm mit seiner Erklärung Ernst ist. — Bey mehr Reile und Muffe. — Unbeschadet der Achtung für seine übrigen Verdienste. — Freylich ist unser Urtheil. — Man hätte die ganze Idee vielleicht auch von der Seite. —

Und so komme ich denn ganz natürlich auf Leute meines Schlags. Wie sollten wir uns denn ein wenig Lob oder Gnade erbitten, wenn wir es nicht versteckt thun könnten? Nun aber, stecken wir uns hinter die Bescheidenheit, womit wir von uns selbst — nicht viel Gutes und eben so wenig Böses — sagen: oder wohl auch hinter eine gewisse Unbarmherzigkeit, womit wir uns selbst mißhandeln, wie einige Spar-

tanische Sklaven, die sich selbst abstrafen, um ihren Herrn die Mühe zu ersparen: oder hinter eine Höflichkeit gegen Andre, von denen wir etwa Tadel fürchten: oder hinter ein ganzliches Eudischweigen, womit wir gleichgültig abwarten, was da kommen wird: oder hinter eine flüchtige Erwähnung derer, die es noch schlechter oder anders gemacht haben: oder hinter etwas Aehnliches.

Polias, der sich unter allen Nachteulen in Tartes und den umliegenden Gegenden für die einzige halt, die auf dem Helm der Athene sitzt, oder wenigstens darauf kommen wird, wenn die alte abhebet — — (Lüde.)

Die Heuchelei ist die einzige Heuchelei, die unserm Zeitalter fehlt. — — (Lüde.)

Man ist herzlich froh, wenn man da, wo man der Ordnung nach einen Schriftsteller erwartete, einen Menschen findet: aber eben so unwillig, wenn man da, wo man einen Menschen erwartete, einen Schriftsteller findet. Das ist keine gute Art des Verhoffens. Eben so wenig, wie die, welche es den Jägern nachsetzt, oder den Afrodilen. Wahrlich, es that mir oft in der Seele weh, wann ich ein glück-

glückliches Thier wandeln sah, unbefangen und unschuldig, immer näher an das Dämon, hinter welchem sein Heind versteckt war, noch immer nichts fürchtend, gar nicht an Furcht denkend, bis auf einmal Furcht und Tod zugleich darüber herfiel.

Na, wenn noch jede frohe Stunde oder jedes Lebensjahr, welches ein Schriftsteller dem andern wegnimmt, seinem eignen zugesetzt würde, wenn die Schriftsteller unsterblich würden, wie die Helden, durchs Todtmachen. Aber gewöhnlich ist es der Fall, daß Opfer und Schlächter zugleich veraessen werden, oder dieser noch eher, als jenes. —

Ich, Chrysippus, schreibe zu meinem eignen Veramigen, und bin immer mein ältester Lobredner, wie mein ältester Leser. Ich gehe da und dort lustwandeln: und muß daher oft von Herzen lachen, wenn mich an der Seite und von hinten die Leute heben und anschreiben und beschreiben, weil sie meinen, ich wolle im Hippodromen wettlaufen, mit ihnen selbst oder mit andern. Laßt mich zur Ruhe, lieben Leu-

te, und lauft meinetwegen um die Wette, so
lange ihr wollt: ich will euch den Preis nicht
streitig machen. Ist denn das Hippodro-
mion blos zum Wettlaufen, und nicht
auch zum Spazierengehn?

Einfälle griechischer Weisen.

Die Schmeicheln gleicht einem Grabstein. Unten ist Staub und Moder, und oben steht der Name (der Freundschaft) eingegraben, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung. Diogenes.

Die Freunde der Dialektik gleichen den Krebseisern: durch eine Menge Schaalen gelangen sie zu einem winzigen Bissen. Ariston.

Der Polyp verzehrt die neuen Büschel, die ihm anwachsen. So tilgt der Philosoph seine ältern Meynungen aus, wenn er klüger wird. Carneades.

Die Weisheit gleicht dem Monde: er nimmt unaufhörlich zu und ab. Elitomachus.

Eines Weithigen Leben gleicht einer Trauer-
mahlzeit. Es fehlt an nichts, als an einem
Lustigmacher. Ariston.

Es ist ungerecht, auf böse Könige zu schei-
ten. Denn wir sind alle eben so böse, nur
nicht alle — Könige. Musonius.

Das Mitleid aus der Welt schaffen, hiesse,
die Altäre aus den Tempeln nehmen. Phocion.

Die Menschen sind theils lächerlich, theils
verhaßt, theils mitleidswerth. Lächerlich,
wenn sie nach höheren Dingen streben, verhaßt,
wenn sie sie erreichen, mitleidswerth, wenn sie
nicht erreichen. Phavorin.

Ein Leben ohne Festtage ist eine lange Rei-
se ohne Wirthshäuser. Demokrit.

Man fragte den Sokrates: warum er nichts schreibe? Weil ich sehe, daß das Papier weit kostbarer ist, als das, was ich darauf schreiben würde.

Das Leben des Armen gleicht einer Schiffsarth am Ufer, das Leben des Reichen einer Arth auf der hohen See. Jener kann leicht landen und aussteigen, dieser nicht also. Aristonymus.

Was ist der Mensch? Ein Muster der Schwachheit, ein Raub der Zeit, ein Spiel des Glücks, ein Bild der Unbeständigkeit, eine Waage des Reides und Jammers: ausserdem — Schleim und Galle. Aristoteles.

Wem die Götter nichts geben wollen, dem geben sie Reichthum, und nehmen ihm den Bestand. So hat er — Nichts. Antiphon.

Die Augenbraunen sind ein kleiner Theil des Körpers, aber wahrlich kein unbedeutender. Denn sie können ganze Menschenleben verfeinern. Demetrius.

Auch der beste Mensch gleicht einem Punischen Apfel. Ein Kern wenigstens ist darinn gewiß faul. Krates.

Du klaagst, daß es so schwer sey, einen Weisen zu finden? Freylich wohl, denn der Suchende muß selbst ein Weiser seyn. Xenophanes.

Die Reichen sind den Geldsäcken ähnlich, die man, trotz ihres schlechten Zeugens, doch um der Münzen willen schätzt, welche darinn enthalten sind. Dion.

Xanthippe.

An die Leserinnen.

Der Name Xanthippe ist Ihnen, meine schöne Leserinnen, wohl allen bekannt, wärs auch nur aus den Nürnberger ABC-Buche, in welchem er nebst der Römischen Zahl X. einen erbaulichen Reim abgiebt. Oder vielleicht hat manche von Ihnen gar schon einmahl den Dampf erleben müssen, von ihrem gelehrten Ehemann in einem kleinen Ueberlaufe von Unwillen diesen Ehren-Nahmen zu erhalten? Erwägen Sie sich darüber nicht, meine Lüste, die Beschimpfung ist nicht von Bedeutung.

„Wie? nicht von Bedeutung? Und doch
„hat nur mein lieber Mann, als ich ihn zu ei-
„ner andern Zeit um eine Erklärung dieses häß-
„lichen Wortes bath, mit dürrn Worten ver-
„sichert, Xanthippe sey eine blinde Heidin und
„das böseste, eitelste, zanklüchtigste Weib un-
„ter Sonn' und Mond gewesen, die ihrem lie-

„ben Gemahl das Leben herzlich sauer gemacht
„habe, und wie das weiter lautete.“

Das mag freylich sehr übel gelautet haben.
Wer bedenken sie selbst: Socrates, der Ge-
mahl dieser Xanthippe, war ein Mann, der,
durch Lehre und Leben für sein Vaterland und
die ganze Menschheit wichtig geworden ist, ein
Mann, den selbst die damalige privilegierte
Weise Frau Pythia für den weisesten Menschen
erklärte, kurz, ein einkindsvoller, kluger, un-
gendschafter, freundlicher, guter, lieber Mann.
Und dieser gute liebe Mann sollte eine so grund-
böse Frau geheyrathet haben?

„Vielleicht hatte er sie vor der Hochzeit gar
„nicht gekannt?“ — Läßt sich von einem so ein-
sichtsvollen klugen Manne nicht denken.

„Vielleicht ist sie erst in der Ehe so böse ge-
„worden?“ — Läßt sich von einem so guten
lieben Manne nicht denken.

„Ach! ich merke, lispelt dort eine junge
„Schöne, Socrates war wohl weise und gut,
„aber — aber sehr — häßlich: wenigstens
„auf dem einen Bilde, — „, Achte! auch
das ist ein bloßes Märchen. Socrates war
freyllich kein Bildschöner Jüngling, aber ein

wohl'gewachsener hübscher Mann, den man wohl leiden konnte, den sogar die schönste Dame in Athen, die berühmte Aspasia, gern um sich sah.

„War sie etwa sehr reich?“ — Dann hätte ein so einsichtsvoller Mann sie gewiß nicht geheyrathet. Auch werden Sie bald sehen, daß die gute Xanthippe vielmehr ganz arm war.

„Nun, was war sie denn?“ Ein Weib, meine Damen, nicht mehr, nicht weniger: am wenigsten ein grundböses. Zwar annotiren einige *Scriptores graeci* et. —

Sie verziehen Ihren schönen Mund? Sie wollen meine gelehrte Untersuchung nicht hören? Aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß es hier um die Ehre geht. Oder ist nicht jede Vertheidigung und Rettung eines bösen Weibes zugleich eine Ehre für das ganze Geschlecht? Dürfen Sie nun nicht hoffen, daß, wenn ja die Geschichte so unartig seyn sollte, mit Ihrem lieben Namen einen dergleichen Spott zu treiben, nach Jahrhunderten auch einmal ein solcher Vertheidiger Ihrer Unschuld ansprechen werde?

Doch ich will artig seyn, und alle die gelehrten Namen und Titel, die ich anführen

muß, unten in die Noten verweisen, damit Ihr sanftes Auge nicht jeden Augenblick über griechische oder lateinische Haaken stolpern darf.

Xanthippe heißt zu deutsch Blondchen — (die alten groben Gelehrten übersetzen es Rorthfuchs, *) pfui über die Unartigen! da lob ich nur die heutigen Gelehrten, wie ich einer bin; heißt denn Kantos so grobmweg roth? der blonde Menelaus ein Rorthkopf? muß denn Hippo überall ein Pferd, eine Stutte, bedeuten? —) und es hat sogar eine Heilige geackert, die diesen Namen führte, und mit demselben heilig und selig wurde. Schon eine gute Vorbedeutung!

Heilig war unsers Socrates Blondchen nicht — über ihre Seeligkeit darf ich mich nicht einlassen — sie war, (vorausgesetzt, daß die nachstehenden Erzählungen ihre Richtigkeit haben) was wir und Sie alle sind.

Erstens nemlich ein wenig, aber auch nur ein klein wenig, eitel. „Als sie einsmahls

*) Seumann in dem Aufsatze die ehrliche Xanthippe, in den actis philos. Th. 1. C. 106.

ausgehen wollte, einer öffentlichen Feyerlichkeit beizuwohnen, both ihr Socrates sein Oberkleid an. *) Sie schlug (vielleicht mit einer kleinen Mundschleppe) dieses Anerbieten aus, und Socrates gab ihr die freundliche Weisung: Ich sehe wohl, du willst ausgehen, nicht um zu sehen, sondern um gesehen zu werden. **) Ach! meine Schönen, wenn jede solche Scene in die allgemeine Weltgeschichte eingetragen würde! Welche von Ihnen geht nicht gern einmahl aus, um gesehen zu werden? Ist das ein Verbrechen? Ist es nicht mit Tausenden von unserm Geschlechte eben so? darf ein Mann damit unzufrieden seyn, wenn seine Gattin ein wenig eitel ist? Was würde aus der vornehmsten Zierde des weiblichen Geschlechts, aus Keuschheit und Anmuth, werden? Welche von Ihnen würde also nicht etwas scheel sehen, wenn sie sich mit einem, oder viel

*) Männe- und Frauenkleider waren in Griechenland ganz beinahe ganz gleichförmig. Auch der Herrscher Phocion theilte seine Garderobe mit seiner Gemahlin. S. Aelian. Var. Hist. VII. 9.

**) So erzählt Aelian. V. II. VII. 10.

mehr mit seinem Kleide *) behelfen sollte? Gewiß, Sie alle sprechen bey dieser Erzählung unter Blendchen von ganzem Herzen frey.

Zum andern ein wenig, aber wieder nur ein klein wenig, eigensinnig.“ Wenn Sokrates die Geschenke, die man ihm ins Haus sandte, nicht annahm, ward sie darüber unwillig.,, Aber offenbar ging auch Sokrates in seiner Entsagung zu weit, und konnte er von einer Frau, die eine Haushaltung von wenig oder — Nichts besreiten sollte, mit Rechte verlangen, daß sie alle diese Geschenke in Küche und Keller so ruhig sollte wieder abweisen sehen? Was gienam sie seine philosophischen Grillen, über Gerechtigkeit, Unbesiechlichkeit und Entsagung an? Was gab er ihr dagegen für Ersatz? Wieviel bekam sie in die Haushaltung? Aus allen Umständen zu schließen, blutwenig. „Aber — erzählt jemand — als einstmals Alcibi-

*) Sokrates und seine Xanthippe hatten zusammen nur ein Kleid: gienam er auf, so mußte sie zu Hause bleiben. S. Antonin. Selbstbetr. XI. 28. — *) muß also von einer andern Zeit gelten, weil Sokrates dem Plato (Sympos.) nach §. 1. den Sokrates in der That auch ein gutes Kleid besaßen habe.

des ihrem Gemahl einen Luchen schickte, trat sie dieses Geschenk aus Haß gegen den Geber mit Füßen., *) Auch das kann seyn, ist aber auch nicht von Belange. Gesezt, meine schöne Leserin, Ihr Gatte machte es, wie Zocrates, bestimmte zur Haushaltung nur wenig, schickte alle betrübliche Geschenke, die man ihm brachte, trotz Ihres Einspruchs unangerührt fort, und behielt nur grade ein Geschenk von dem Manne, der in der ganzen Stadt als ein Wüßling verrufen wäre, der Ihren Gemahl Stunden und Tagelang von Ihrer Seite entfernte, der sich gegen Sie selbst unartig betrug und hinterhervon Ihnen Böses sprach; **) sagen Sie aufrichtig, was würden Sie thun? — Zocrates kann seine Gründe gehabt haben, warum er so handelte; aber Xanthippe hatte doch wahrlich auch ihre Gründe, warum sie so handelte.

Wögen also die Anekdoten, die ich so eben angeführt habe, immerhin wahr und richtig

*) Ebend. XI. 12.

**) Als ein feicher Mann erscheint Alcibiades, wenn alle die folgenden Anekdoten wahr sind. Sind sie es auch nicht: so hatte Xanthippens Haß doch immer noch einen guten Grund.

sehn: sie beweisen gegen unsre Xanthippe herzlich wenig. Mehr würden die folgenden beweisen, wenn sie wahr wären.

„Als Sokrates einmahl einen Gast mitbrachte, ward Xanthippe darüber so böse, daß sie in die Stube kam und den Tisch umwarf. Der Gast erschrak: aber Sokrates sagte ganz ruhig zu ihm: Lieber Freund, weißt du noch, als ich neulich bei dir war, machte es eins von deinen Hünern eben so, und ich erschrak doch nicht?..“)

Ich frage beiläufig: war der Tisch leer, oder mit Speisen besetzt? waren die Hüner in Athen größer und stärker, als die unsrigen? Und warum schalt Sokrates nicht sein Blendchen, sondern vielmehr seinen Freund, und noch dazu bloß wegen seines Erschreckens? Aber der ehrliche Mann, der dieses Märchen erzählt, war wohl seiner Sache nicht so recht gewiß. Denn an einer andern Stelle **) erzählt er es von der Frau des weisen Pittakus; und wenn man eine und dieselbe Anekdote von

*) Das erzählt Plutarch de tranquillitate animi. S. 454.

**) Diogenes Laërtius. S. 471.

zwei verschiedenen Personen erzählt, so hat sie schon viel Verdacht gegen sich. — Also eine andere.

„Einsmahl kam Socrates mit Alcibiades nach Hause. Erst schalt ihn Xanthippe tüchtig aus, dann befehl sie ihn sogar mit unsaubern Strömen. Dacht ichs doch, sagte Socrates, auf den Donner folgt der Platzregen. Aber ums Himmelswillen, fragte Alcibiades, wie kannst du doch ein so mütterliches Weib ertragen? Ich bin es eben so gewohnt, antwortete Socrates, wie der Müller das Klappern der Räder. Ein andermahl half sich Socrates aus einer ähnlichen Verlegenheit damit, daß er versicherte, er lerne durch seine Frau, mit andern Menschen umgehen, wie sich ein Reuter durch Behandlung wilder Pferde daran gewöhne, jedes Pferd zu dressiren.„ Nach diesen und ähnlichen Erzählungen haben denn nachherige Schriftsteller, die Xanthippe um die Wette ein mütterliches, wildes, zankfüchtiges Weib geschildert, und ihren duldbenden Gatten unnüchlich bedauert. **)

*) Diese und andre Anekdoten erzählt Diogenes Laertius im Leben des Socrates II.

**) Plutarch, Sallust, Seneca, und beionders die noch jüngern Schriftsteller, die Kirchenväter u. a.

Die Beschuldigung der Untreue ist indessen schon längst widerlegt. *)

Alle diese Schriftsteller, welche unsrer Xanthippe böses nachsagen, sind nicht Zeitgenossen von ihr, sondern haben erst mehrere Jahrhunderte nach ihr gelebt. Die meisten sind als leichtgläubige Anekdotenfänger bekannt und überwiesen. **)

Nun ist es in dieser Rücksicht nicht leicht jemandem übler ergangen, als den weisen Männern der alten Zeit. Was für erbarmliche Anekdoten hat man nicht von dem, Ihnen gewiß bekannten, Hekataeüs erzählt! Was für Märchen von Solon, Pythagoras, Bias, Democrit, Heraclit, Diogenes und mehreren klugen Männern jener Zeit! Warum das? Erstens, um doch etwas von ihnen zu erzählen, da von den Lebensumständen derselben wenig bekannt war. Zweitens, um manchen ganz neuen Anekdoten und Schimren durch alte Namen Glauben und Ansehen zu verschaffen, (wie mancher von denen, die solche häßliche Geschich-

ten

*) E. Stäudlin im Leben des Solon, S. 16. S. 186.

**) Plutarch, Aelian, Diogenes.

ten von Xanthippen erzählen, mag nicht gar seines Nachbarn oder seine eigene darunter meinen!) Endlich, wie es denn so geht, aus Mißverständnis, Uebereilung, aus Vorliebe und Haß, aus Bewunderung und Geringschätzung gegen jene Männer. Sokrates, zum Beispiel, ward nun einmal für das Ideal eines Weisen und Guten angenommen. Ohne Versuchung kann Niemand seine Weisheit, ohne Leiden Niemand seine Güte bewähren. Was Wunder also, wenn man ihm in der Person seiner Gemahlin Leiden und Versuchung zur Gnüge andichtete! zumahl da es zu keiner Zeit an wahren hochhaften Weiberfeinden gefehlt hat, die sich zur Freude machten, alles, was diesem Geschlechte zur Schande gereichen könnte, zu glauben und zu verbreiten. *)

Ferner wissen Sie ja wohl selbst, meine schöne Leserin, wie Sie es bisweilen zu machen pflegen. Haben Sie nehmlich erst einmal einen Namen ausgefunden, der einen kleinen

*) Man trug sich sogar mit der Nachricht, Sokrates habe zu gleicher Zeit zwei Löse Ringe gehabt. Wollt bewahrte!

zulegen hat, so werfen Sie dann ohne Besinnen alles auf ihn, was keinen Namen hat. Sicher ist es mit unsrer Xanthippe eben so ergangen.

Denn fragen wir ihre Zeitgenossen: so sieht die Sache ganz anders aus. Ein einziger von ihnen *) sagt zwar beiläufig, sie sey ein sehr schwer zu behandelndes, sehr launisches Weib gewesen: aber das ist zu wenig bestimmt, um sie vor aller Welt deswegen zu verdammen. Erzählt nicht selbst der, welcher sonst manches böse von ihr aufbehalten hat, **) sie habe ihre Kinder als Mutter behandelt, habe sie selbst gesäugt, habe sogar den Kindern ihrer Bedienten die Brust gereicht, um ihnen damit Liebe für ihre (Xanthippens) Kinder einzulösen? Stimmt dieses Benehmen mit dem Character eines grundbösen Weibes? — Der andre Zeitgenosse des Socrates sagt nicht das mindeste von ihrer schlechten Aufführung, er bemerkt bloß, daß Xanthippe bey ihrem Gemahl im Gefängnisse sehr traurig gewesen sey. ***)

*) Xenophon Sympos. II. 10.

**) Plutarch.

***, Plato im Dialog Phädon.

Noch ist ein Zeitgenosse des Socrates übrig, der sich, nach damaliger Sitte, die Freyheit nahm, grosse und kleine Menschen, mit Namen und Stand, in öffentlichen Lustspielen durchzuziehen, der in mehr als einem solchen Stücke die bösen Weiber derb züchtigte, der sogar unsern allgemein geschätzten Socrates auf das schimpflichste durchzog und dem Gelächter Preis gab. *) Und dieser sagt von Xanthippen kein Wort. Sollte er sie nicht gekannt, sollte er nicht hundert Gelegenheiten gehabt haben, sie in Gesellschaft ihres Vaters, oder auch allein, durch seine Lustspiele zu beschimpfen? Und doch sagt er kein Wort. Unmöglich kann sie also, dünkt mich, so ausgezeichnet böse gewesen seyn, wie man sie nachher gemacht hat.

Und was sagt denn Socrates selbst? — Liebt er nicht dem Lamprocles, seinem Sohne, die herzlichsten Ermahnungen zur Liebe gegen sie? Rühmt er nicht ihre mütterliche Treue und Zärtlichkeit? Und wenn er gleich ihre Zunge ra-

D 2

*) Der Komödiendichter Aristophanes. S. besonders dessen Lustspiel die Wolken.

dele, preißt er nicht desto wärmer ihr Herz?
(Xenoph. Denkwürd. II. 2. 1.)

Wie unhistorisch und ungerecht würden wir demnach, meine schöne Leserinnen, handeln, wenn wir künftig fortführen, uns bey dem Namen Kautzuppe noch immer ein Ideal von bösem Weibe zu denken! — Aber, — wendet hier ein Murrkopf ein, der Ihnen über die Schultern mit in dieses Blatt geguckt hat, — wo sollen wir nun so leicht einen andern Namen für diesen Bedarf herbeikommen?

Meine Antwort ist kürzlich: Ich glaube nicht, daß wir eines solchen Namens bedürfen. Die eine Frau kann eitel, die andre zänkisch, die dritte zähornig, die vierte gähig, die fünfte verbublt, die sechste plauderhaft, die siebente verschwenderisch seyn: dieß alles zusammen ist gewiß keine. Nennen Sie also eine jede mit dem Vornamen, der ihr gebührt, und verschonen Sie die gute Kautzuppe. Haben wir doch auch keinen Namen für das Ideal böser Männer!

II.

Poetische
Reliquien und Fragmente.



Poetische Reliquien und Fragmente.

Ich hatte mir nun einmahl vorgenommen, auch in diese Sammlung etwas Poetisches einzurücken. Man kann also denken, wie wenig mir zwey Urtheile gefallen konnten, die von den poetischen Stücken der ersten Sammlung gar nichts, oder etwas bedenkliches sagten. Aber von meinem Plane sollen sie mich doch nicht abbringen, dacht ich, und daher liesse ich hier einige Poetereyen, die nicht von mir gemacht, sondern bloß ausgehoben und übersetzt sind.

Quis loget haec? — — —

Vel duo (vel nemo.)

Persius.

Ihr zwey also, die Ihr dies lesen werdet, vernehmet denn, woher und warum ich es ausgewählt habe.

Die beyden Meistergesänge sind aus einer alten Handschrift auf der Reichdigerischen Bibliothek in Breslau, einer Sammlung von Meistergesängen, zusammen geschrieben von Leonhard Buchleuten von Biede, Uhrmacher zu Brieg, im Jahr 1575. ohne die Namen der Verfasser, blos mit den Angaben der Melodien-Erfinder.

Das erste scheint mir nicht übel erfunden und mit einer gewissen Naivetät ausgeführt zu seyn, so daß es in einem modernen Schmelztiegel zu etwas recht artigem umgeformt werden könnte. Das andre sey als Lockspeise für gewisse Dichter hingeworfen, die sich in künstlichen Epikemmaaßen üben wollen. Es mag allenfalls auch lehren, wie sehr die Zeiten sich geändert haben. Damahls ermunterte ein Dichter den andern, sein Kunst auszuthetlen allezeit: jetzt schäzt einer den andern grimmig darnieder und verdirbt ihm sein Kunst subtil.

Zu einer ähnlichen Betrachtung kann auch das darauf folgende Fragment Veranlassung geben.

Alles übrige wird sich durch die Noten und durch sich selbst erklären. Sollten indessen die Duo in allen diesen Stücken weder die altdeutsche Mattheit, noch die orientalische Schwermuth und Phantasie *) annehmlich finden; so kann ich nichts dafür, und lasse mir sogar gefallen.

Si mihi Polydamas et Troiades Labeonem Praetulerint.

*) Die arabischen Originale finden sie in Jones und Keilens hierher gehörigen Werken.

Der Tod und Cupido. In der Hagelblühweiß Frauenlobs.

1.

Als eines Mahls der Tod
Bei einem Wirth zur Herberg war,
Hieng er sein Köcher auf mit Todespfeilen,
Mit den er bringt in Noth,
Die da erleben lange Jahr:
Müssen durch sein Geschoß zu Grabe eilen.
Nach ihm Cupido Gott der Liebe spate
Auch in die Herberg zu dem Wirth eintrete,
Den legt der Wirth in des Todes Kemnate.

2.

Sein Köcher der aufhieng,
Darin er hat der Liebe Strahl,
Damit er verwundet die Jungen alleine.
Früh in der Nacht da gieng
Der Tod hinweg, nahm in dem Fall
Cupidos Köcher, meent, er wäre seine

Cupido in der finstern nahm mit Eile
Des Todes Adcher und die Todespfeile;
Also erwischt jeder des andern Theile.

7.

Darnach wann der Tod schoß
Einen, so gab er ihm der Lieb
Wunden, und der thät um Tuhls' ast werden.
Auch wann Cupido bloß
Durch diesen Pfeil einen Jüngling trieb
Zur Lieb, so muß er an der Wunde sterben.
Derhalb mancher Alter noch um Liebe wirbet,
Dagegen mancher Jüngling gar verdirbet,
An der Liebe süßen Wunde stirbet.

Kemmate, Kammer. Strahl für Pfeile.
finstern nehml. Nacht.

Die Dichter.

Zu der hohen Jünglingweiß Caspar
Ottendorffers.

Die-
weil ich war
ein Jüngling je.
gieng ich aus und spaziert
in einer Ren, und undeführt
zu einem Brunnlein came.
Dem
lustig gar
lauter und rein
das Wasser herausfloss,
und wurd allda gewaltig groß.
Denn es gar sehr zunahm.
Und breitet sich aus überall,

je wird ausgesprochen, wie
undeführt, obgefähr.

Man sieht, daß sich, außer den nahen
Reimen, immer die zweite und achte, die fünf-
te, elfte und zwanzigste, und die zwölfte und
siebzehnte Zeile in jeder Strophe reimen.

In alle Ort,
in alle Land,
und es war fort
gar weit erkant.

Darnach sah ich in einem Thal
ein Brunnlein quellen auf,
das hätt auch aus der Erd sein Lauf
und war ganz lobesame.

Wie
es aber
mit nichts hie
gar keinen Ausgang hätt,
es sich zusam versammeln thät,
und war sehr faul und matte.

Dar:
zu es sehr
unlänglich war,
darzu gelb und auch gren,
darumb daß es nit aus konnt gehn,
und verdarb an der State.
Ich dacht, das Brunnlein freudenreich,
das sich ausbreit

aber, hat den Ton auf der leyten Zolke.
gren, grün.
State, Stätte, Stelle.

an alle End,
nah und weit,
und war erkannt,
Das ist einem Dichter gleich,
welcher durch Kunstes Kraft
an Tag bringt gute Meisterschaft,
und theilt sie aus mit Rathe.
Sein
Lob wird sehr
ausgebreit sein:
wo nur hinkommt sein Kunst,
mancher Meister trägt zu ihm Gunst,
wann er solches ersichte.
Und
ein Dichter,
welcher all Stund,
sich übt Tag und Nacht,
gut meisterlich Gedichte macht,
und theilet sich aus nichte
Dem verdirbt auch sein Kunst subtil,
gleich wie dem
Brünnlein geschah,
unangenehm
sie wird hernach:
Darumb welcher Meister will,

daß man ihn lobt weit,
der theil sein Kunst aus allezeit;
so lehrt ihn mein Gedichte.

ausgebreit, der Ton kommt auf die vorlehte
Enlbe.

solichs, solches.

ersichte, sieht.

ein Dichter, der Ton kommt auf die lehte
Enlbe: also wieder ein schullender
Reim, wie es die Meister nannten.

Naive Wehklage
eines Dichters über den Tod eines
Dichters. *)

Dest wahr, Reimar, du reuest mich,
Michels härter, danne ich dich,
Ob du lebstest und ich wäre erstorben.
Ich will es bey meinen Treuen sagen:
Dich selber wollt ich Lühel klagen:
Ich klage dein edle Kunst, daß sie ist verdorben.
Du konntest aller Welte Freude mehrern,
So du es zu guten Dingen wolltest kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein
viel süßter Sang,
Daß die verdorben sind bey meinen Zeiten,
Daß

*) Von Walter von der Vogelweide (Mannsf. Samml. I. 105.) auf Reimar den Alten, (Ebend. I. 61.)

Dest, das ist. Michels, viel. Du reuest
mich, viel mehr, als ich dich reuen würde,
wenn du lebstest und ich gestorben wäre.
Lühel, wenig.

Daß du nicht eine Weile mochtest weilen,
So leih' ich dir Gesellschaft, mein Singen ist
nicht lang.

Dein Seele müsse wohl gefahren, und habe
deine Junge Dank!

Weilen, warten. Gefahren, fahren.
Auch wir sagen: Fahre wohl!

Die schöne Helena.

Ein poetisches Gemählde. *)

Als Paris die Königin Helena ansah, so gleich bühig entzündet ihn ihr Liebe (die Liebe zu ihr.) Ihn wunderte sehr ihres goldfarbigen langen gelben Haars, in goldne Zöpfe geflochten, wunderbar schön. Unter ihnen lag eine schneeweiße Stirn wohl erhaben; ein Wahl an der Stirn, **) bey den zwey Augenbraunen,

*) Aus einer handschriftlichen Uebersetzung des Dares Phrygius, aus dem funfzehnten Jahrhundert, von welcher Kiois in seinen *Neuen liter. Unterhaltungen* 1774 (einer trefflichen Zeitschrift) Nachricht giebt. Die übersehte Stelle lautet so: *facie autem alter alteri similis, capillo flavo, oculis magnis, facie pura, bene figurati, corpore distincto, Helenam similem illis, formosam, animam simplicem, blandam, candidam optamam, notam inter duas supercilios habentem, ore parvillo.* Ich habe nur die Orthographie und einige veraltete Formen geändert. Einige hervorragende Ausdrücke sind angemerkt. Wer kann, vergleiche Ariosts *Uil. fur. Cant.* VII. 11-12.

**) Ein Wahl ist wohl keine Schönheit. Vielleicht ist der letzte Fleck zwischen den Augenbraunen gemeint.

als ob sie mit der Haut daran gemahlt waren, ziemlich erhaben, durchsichtig, nicht dunkel, noch mit Haaren verschwärzt. Zwey lichte klare Augen, gleich zweyen funkelnden lichten Sternen. Sie stunden in zwey Umläufen, wie zwey Edelsteine, als wären sie von königlichen Händen eingesetzt. Die Nase gleich nieder, nach ordentlicher Linie, die theilte ihre Wänglein in zwey gleiche Theile, nicht zu lang hernieder, auch nicht zu kurz, aufgeworfen — sie war schmal und länglicht gezogen mit menschlicher Weite. Ihre Wänglein weiß und roth in lichtem Scheine, gleich den rothen Rosen an ihren Blättern, hinten weiß und vorn roth durchfärbt, zu der Zeit, wo die Rose in ihren höchsten Kräften steht, ganz frisch und unverfallen. Ihr Mund lächelnd und schimpflich (scherzhaft) zugethan, mit feuerrothen Lippen, natürlich gestaltet, nicht zu dünn, sondern ein wenig aufgeworfen und kleinlich erhaben, Lindhart, also daß sie zu dem Kusse hüzig die Begierden leiteten. Ihre Zähne weiß, gleich elfenbeinernen, klein, nach einander gesetzt nach guter Ordnung: keiner gieng vor den andern: das Zahnfleisch oben und unten grade, recht

wehrtlich, gepohliert, als wären Rosen und Lilien zusammen getragen. Das Kinn kleinlich und ungebogen, ein wenig zweispaltig — Ihr Hals weiß, gleich der Weiße des Schnees, gefärbt mit eben dicker Fleischhaftigkeit, niedermwärts ausgebreitet zu gleicher Masse, wie wenn die Weiße des Halses und die Röthe des Mundes womöglich gegen einander blickten. Ihre Schultern gleich erhaben, nicht bauschend: der Rücken ein wenig einwärts bogen von den Schultern: ihre Arme gestreckt mit geziemender Gestalt, und lang, bequem zu umfassen. Die Hände weißlich, kleine Finger, vorn spitzlich, in rechter Länge, recht ebenbeimerte Nägel alle mit einander: Arme, Hände, und die Finger waren weiß, wie der Schnee und sanft erhaben. Zwen Tüttlein, wie zwen Aepflein natürlich gewachsen — und zuletzt das Wesen ihrer Person: an Größe und an Länge war sie nach dem Allerbequemstem gestaltet, daher ein jeder sich selbst wohl einbildet, wie die förmliche Gestalt der Giedmassen beschaffen war, die verborgen sind und sich nicht zu nennen sügen.

Liebesseufzer des Dichters Buchlein. *)

Herze, du bist ohne Sinn,
Folgest du den Augen nach.
Du magst nicht vollenden alles, das sie wollen
frähen,
Entscheide, wo sie sehen hin!
Darumbe erley dir nicht zu gach,
Thust du es nicht, davon mag dir wohl grosser
Schade beschehen.
Was zeihe aber ich die Augen mein? Es gar
des Herzen Rath,
Die mit Augen, Herze, Leib sogar bezun-
gen hat,
Von der muß mich dünken gut, ob sie mich
leben lat.

*) E. Maness. Sammt. II. 10. Ob ich gleich man-
che Stelle nicht genau erläutern kann, so ist doch
der Sinn im Ganzen klar, und die Wendung
artig. Gut wird von gehren, begehren, ab-
stammen. "Nicht meine Augen, mein Herz be-
gehrt sie, die mit Augen und Herz einnahm."

Alte Kern- und Waid-Sprüche.

Es ist nicht alles wahr,
— Laß grauen dir kein Haar —
Was man dir oft aufbürden thut,
Lach du darzu, und dreh dein Hut,
G'sicht nur einmahl im Jahr.

•

Es machet oft ein falscher Grus,
Daß man fälschlich danken muß.

•

Wenn du einem Lob zusagst,
So lob ihn, daß du ihn (ein andermahl) schel-
ten magst.

•

Im Leben halt ein ziemlich Maas,
Mit Schelten du besinn dich das,
Wen man schilt, der schreibts in Stein,
Der aber schilt, in Staub hinein.

•

Wer wohl will, der thut allweg Recht.

Willst du dich der Klage schämen,
So hüt dich vor den Werken auch:
Nach kein Feuer, so hast kein Rauch.

•

Was machst du mir das Leben schwer?
Wir zanken hin und zanken her,
Und hast du mich genung gekränkt,
Wirst du und ich ins Grab gesenkt.

•

Frau Menschen nicht — ihr Herz sich wend't,
Dein bester Freund dir Unglück gönnt.

•

Erheb dich nicht der holden Kunst,
Dein Ruhm zergeht in Rauch und Dunst:
Sag an, wo ist der Meister Sang,
Der vor noch wonniglich erklang?
Vertrocknet sind die starken Zungen,
Die Meister haben ausgesungen.

•

Wer immer dich belehren will,
Und hält nie deiner Lehre still;
Wer immer spricht von seinen Sorgen,
Wer anders heut ist, anders morgen;

Wer immer tadelt, wo er kann,
Und hält sich für den ersten Mann;
Wer duldet keinen Widerspruch,
Den flieh und meide, bist du klug,

•

Willst du genehm den Menschen seyn,
So singe nie dein Lied allein:
Stimm weislich nur ein Liedlein an,
Auf daß der Andre singen kann.

•

Der fragt, ob du wohl und gesund,
Und wünscht dich in der Erde Grund:
Der lobt dich frisch ins Antlitz drein,
Und möchte lieber an dich speyn:
Der fragt dich fein und listig aus,
Und geht damit von Haus zu Haus:
Viel lieber will ich Haß und Meid,
Denn solcher Wolche Freundlichkeit.

Der Friede.

Bruchstücke aus einem Gedichte von
dem Spielenden. *)

Ihr Haupt krönen die Oliven
So von lindem Oele triesen,
Oel, das unsre Wunden heilt.
Ihre Rechte bringet Früchte,
Ihre linke Kunstgerüchte,
Und ihr heller Flügel eilt!
Ihre Kleidung gleicht dem Schnee
Und der weißbeschaumten See.

Wie sie eilet uns zu retten,
Und führt an der goldnen Ketten
Einen Löwen und ein Lamm!

Bäche, so voll Blute flossen
Und betrübte Thränen gossen,
Hellen mit dem Eispelgang,
E S

*) Der deutsche Palmenbaum. Nürnberg. 1647. Quercus: t.

Wann in ihren Glutcrystallen
Mancher Bäume Schatten fallen
Und sie fliehen, sonder Zwang.

Unser Luft war in den Kämpfen
Von den Rauch, und Pulverdämpfen
Hebernachtet, schwer gemacht:
Nunmehr ist sie aufgekläret,
Ausgeheitert, unbeschweret
Von der düstern Nebelnacht.
Keine Wolke ferner weint,
Weil die Friedenssonne scheint.

Elegie

auf den Tod eines wohlthätigen Jüng-
lings. Aus dem Arabischen. *)

Kommt, kommt zu Maans Grab ihr meine
Brüder!

Sanft träufte Morgenthau auf dich her-
nieder,

Du Maans Grab! Sonst eine Gru-
be nur,

Und jeht die Ruhstatt holder Güte,

Nach einer Güte, deren Spür

Die ganze Erde trägt: Und sie ver-
blühte —

Todt legten sie ihn hier hinein:

Denn lebte Maan noch, du wärst für ihn zu
klein.

Er ist nicht todt. O stillet euren
Schmerz!

Er lebet durch sein gutes Herz

*) Damask. Kap. 2.

Nach nach dem Tode fort. So grünen
Die Auen herrlicher, vom Sonnenstrahl be-
schienen,

Wenn erst ein Strom durch ihre Blu-
men rann.

Er starb der edle, gute Mann,
Und mit ihm starb die Liebe, meine
Brüder,

Der Tugend Wirfel stürzte nieder.

Kleine Elegieen aus dem Arabischen.

„Besuche deiner Lieben Grab,
Das lindert dir den Schmerz.“
Ach hat sie denn ein andres Grab,
Als dieß mein armes Herz?

•

Dem Frühling bin ich nicht mehr hold,
Da prangt er: her in Perlen, Schmuck und
Gold,
Und lacht und scherzt und hüpfet in frohen
Tänzen
Und wirft die Mädchenschaar mit neuen
Kränzen —
Und weiß es doch, daß sie, die er so oft
geküßt,
Daß meine Wolla nicht mehr ist.

•

Wie klagt die gute Taube! Gewiß, sie hat ein
Herz,
Sie fühlt, wie ich, der Liebe Schmerz.

Sie klagt: ich weine nur: ein stilles
Sehnen
Verräth in mir den Gram, den keine Zukunft
heilt;

Wir haben freundlich uns getheilt:
Sie hat die Klagen, ich die Thränen.

•

Sprachst du nicht oft: die rauhen Winde
Sie werden nicht mehr lange wehn.
Und diese Wolke wird geschwinde
Und ohne Bliß vorüber gehn? —

Der Sturm riß meine Hütte nieder,
Der Bliß erschlug mir meine Brüder.
Sprachst du nicht: Aba's Krankheitspein
Wird morgen schon vorüber seyn? —

Und hier steht Aba's — Leichenstein.

O Hoffnung, Lügnerin, die hab' ich ab:
geschworen,

Und die Prophetin Furcht zur Hoffnung
mir erkohren.

Lob des Reisens.

Von Schams Almaali Kabus, dem
Fürsten.

Fort auf die Reise, Freund! Verläßt du
gleich

Hier einen Freund, du findest sicher dort
Den andern wieder. Nimm deinen Stab,
So oft du kannst: das ist des Lebens
Reiz.

Das Wasser fault, das ungerührt steht,
Nur fließend bleibt es wonniglich und süß.
Wär Tag für Tag die Sonn' am Ho-
rizont,

Es hätten Araber und Perser schon
Der Sonne satt. Und gienge nicht der
Mond

Zu Zeiten unter, wär' er mir verhaßt.
Verließe nie der Löwe seinen Wald,
Wer gäb ihm Futter? Träse wohl der
Pfeil

Das vorgestekte Ziel, wenn er gestreicht

Auf seinem Bogen bliebe? Selbst das
Gold,
So lang es in der Grube liegt, wird
Wie Stroh, umhergeworfen: und das
Holz
Der Aloe, so kostbar überall,
Ist in dem Lande, wo es wächst, gemein.

Esosien.

Skolien.

Aus dem Arabischen des Fürsten Ebni'l
Fiadh.

Auf! bringe beim Klange der Flöten
Den Becher her! Zieh, wie die Fröhlichkeit
In unsre Mitte tritt, und ohne zu erröthen
Den Becher nimmt, und ihn der Freude weicht:
„Wir sind, wir sind die Gäste
„Bei dem Vermählungsfeste,
„Wo mit der Traube Tochter auserwählt,
„Der Wolken Sohn sich jugendlich ver-
mählt! *)

Aus dem Arabischen des Dichters
Hafez.

Was raunte hier
Du Dichter dir
Die Nachtigall ins Ohr?
Sie sprach: du bist ein Thor,

*) Der Traube Tochter, der Wein; der Wol-
ken Sohn, das Wasser.

Was kummert einen Zecher
Fürst Gemshid und sein alter Becher, *)
Beym frohen Schmaus!
Weg mit der alten Mähre,
Sey, wo du bist, und leere
Die neuen Becher aus!

*) Wer denkt hier nicht an Horazens: Quantum
distat ab Inacho.

Kamdeo.

Der Indische Liebesgott.

Sie glauben also, Melida, die Natur und Geschichte der Liebe sey in den schönen Poesieen der Griechen erschöpft?

So scheint es mir, Ottomar. Wie Venus als vereinigende Naturkraft, in Allem, was Leben hat, Liebe wirkt, so erhält sie als Göttin der Schönheit diesen seeligen Trieb und knüpft die liebenden Herzen mit dem Bande der Ehen zusammen. Was sie nicht selbst thut, vollbringt ihr freundlicher Sohn. Der heimliche Amor, von dem Niemand sagen kann, wo er herkommt, überwältigt Götter und Menschen; mit Köcher, Pfeil und Bogen gerüstet, verwundet er schnell und von fern, und setzt mit einer Fackel die Herzen in Brand. Ihm fehlt keine List, kein Betrug: er ist ein Schalk, ein Verräther, ein Tausendkünstler. Oft nannten Sie, Ottomar, die Liebe grausam, ist es Amor nicht auch? Und was bedeutet seine Binde um die

Anaen, sein Flügelpaar an den Schultern, sein
freundliche Gestalt? Ist nicht die Liebe
blind? —

Die meine nicht, Melida,
Nicht flatterhaft und unbeständig? —

Die meine nicht, Melida.

Sind die Verliebten nicht Kinder? —
Und sind nicht die Pfeile des Gottes, theils in
Honig, theils in Gift getaucht, jene mit
goldnen Spitzen versehen, diese mit bleyernen?
Hat nicht Amor Gefährten, weil Liebe oh-
ne Graueliebe nie gedeiht?

Alles wahr, Melida. Aber lassen Sie
mich Ihnen aus den Poesieen andrer Völker
einige Zusätze geben. Einmalich ist die erste An-
kunft der Liebe, in der griechischen Dichtung.
Aber die Nordische kennt eine Götterin, die reine
süsse Empfindungen in den Herzen der Mäd-
chen und Jünglinge weckt, und sie sympathetisch
einander zuführt, die sanfte Söðna. Dann
treten die Liebenden in den Schutz der Freya,
der Mutter aller Vortreflichkeit (Mossa und
Gersemi.) Den Schwur der Liebe hört und be-
wacht Wara, und Söðna versöhnt die zän-
kenden Geliebten, und weicht sie zur ehelichen

Eintracht ein. Die Mädchen, die vor ihrer Vermählung ins Grab sinken, erquickt Hesperia mit ewiger Liebe, und den züchtigen, edlen Frauen lohnt Hesperia in ihrem himmlischen Pallaste.

Vortreflich, Ottomar. Die Nordische Dichtung ergänzt also, was der griechischen fehlt, den Geist der Unschuld, und den Gedanken an die Zukunft der Liebe.

Bemerken sie auch, warum die Liebe der Griechen uns mehr gefällt, als die Nordische? Jene ist koquet, diese nicht also. Jene zankt und quält, diese versöhnt und beruhigt. — Und wie gefällt Ihnen der Indische Liebesgott Kamdeo oder Kamadeva? Er ist der Sohn der holden Maja, (Anziehungskraft) und vermählt mit Netty, der Zuneigung: ein schöner Jüngling, mit einem Bogen aus Blumen oder Zuckerrohr, mit einer Schnur aus lauter Bienen. Nur fünf Pfeile führt er im Köcher, (die fünf Sinne der Menschen zu verwunden) und jeder hat an der Spitze eine hitzende Blume. Sein Busenfreund ist Vessent, der Frühling. Oft erscheint er in der Gesellschaft seiner Mutter in seinen Tempeln und Gärten: oft reitet

er in einer stillen Mondnacht auf einem Papagey oder Buntspecht, umgeben von tanzenden Mädchen. Vor ihm wird sein Wappen hergetragen, ein Fisch auf rothem Felde. Am liebsten weilt er in den Gefilden von Matra, wo die Götter der Tonkunst und des Gesanges ganze Nächte hindurch sefern. Immer offen sind Kamadevas Augen: und die Mädchen bethen ihn an, daß er ihnen einen treuen Geliebten und Gatten schenke. Allen unzüchtigen Gelehrten und Liebern ist er feind. Einst vermas er sich, den grossen Gott Mahadeva zu verwunden: da straste ihn dieser durch eine Flamme, die alles Körperliche an ihm verzehrte und ein bloß geistiges Wesen übrig ließ. Seitdem herrscht er nur über die Sterblichen und schwächere Götter.

Neu und lieblich.

Gefällt Ihnen Kamadeva, so lassen Sie mich einen Hymnus an ihn vorlesen:

Welch ein gewaltger Gott schwingt sich von
Abra's Auen
Durch die erhellte Luft! indeß der laute
Hahn

Im Sonnenlichte blüht, und Düste nieder:
thauen,
Die ihren Wohlgeruch durch jedes Lüftchen
streun!

Heil dir, verborgne Macht! von deren Hauch
entzückt

Sich Thal und Wald den Busen schmückt,
Und jede Blume neu beglänzt

Ihr Haupt mit Diamanten kränzt:

Ich fühl', ich fühle schon dein göttlich reines
Feuer,

Und jauchze dir, und küsse deinen Schleier.

„Kennst du mich nicht?“ so schallts vom ho-
hen Himmel wieder,

„Kennst du mich nicht?“ Ach! schon' ein sterb-
lich schwaches Ohr!

„So sieh!“ — Erschrocken heb ich meinen
Blick empor,

Doch ach, vor dieser Gluth fällt er betroffen
nieder.

Ja, Sohn der Maja, ja ich kenne dein
Geschoos,

Ich kenne dich, so gut und groß,
Die Wangen voll von Jugendglanze,
Dein Lockenhaar im lustgen Tanze,

Dein schuppiges Panier, dein magisch Waffenz-
kleid,

Und deine Sonnen all, und all dein Leid.

Zu dir drängt alle Pracht und jeder Wohlklang
sich,

Zu dir, von dessen Gluth die Welten selbst ent-
brennen,

Samdeo, Erwiget! Wie, oder hörst du dich
Ananga lieber noch, und grosser Sma-
nennen?

Doch wie du heissen magst, du König stark
und hehr,

Dein Reich verkündet Lust und Meer,

Dein liebster Schatz, dem köstliches Ge-
schmeide

Ist dir ein Blumenkranz und deiner Völker
Freude.

Was lebet, huldigt dir, und folgt deiner
Zur,

Und grüsst dich laut, du König der Natur!

An deiner Seite geht die Frau im Flam-
mentkleide,

Von Grazien geführt, du narest dich um-
wallt

Vom Tänzer: Chor der zwölf Prophetinnen der
Freude, *)

Von deren Harfen laut die Gegend widerhallt.

Sie tragen dein Geräth: es flattert in den
Lüften,

Und mischet sich mit Ambra: Düften.

Die Perlen ihres Haars beschämen selbst den
Thau,

Wenn er noch früh im Sonnenlichte flimmert,
Das purpurne Panier, das vor dem Zuge
schimmert,

Estrahlt neue Sterne in des Himmels Blau.

Du Gott mit Blumen: Pfeil und buntem Blu-
men: Regen,

Du Lust der Welt, der Tiefe, wie der Höhn,

Dein sanfter Freund, mit dir vereint erzogen,

Wessent, des Frühlings Gott, und ewig
jung und schön,

Webt dir ein grün Gewand, und baut dir
zum Verweilen

Emeraldne Lauben, schöpft Thau

Aus deinen Wolken, füllt mit Pfeilen

Den Köcher von der Blumen: Au.

§ 5

*) Die zwölf Monate. Die Liebe betriegt durch
das ganze Jahr.

Hier komm herab, von seinen Sängerehren
Aus stillem Laub ein Jener Lied zu hören!
Er krümmt das süß: Rohr, und windet dir die
Ehnrut
Aus Bienen — (ach wie süß das Werk, das
sie bereiten,
Die scharf ihr Stachel!) wählt von seiner schdu-
ßen Flur
Fünf Blumen weislich aus, um Wunden zu
verbreiten,
Die starke Ischompa, reich mit Flammen-
gold belegt,
Die heiße Amer, treu gepflegt,
Die trockne Nagkeser, die Silberblüthen
treibt,
Und Citikum, der jeden Sinn betäubt,
Und dann, die stille Gluth der Liebe zu ent-
brennen,
Das Liebespfeilchen, das die Götter Bela-
nennen.
Welch sterblicher vermag, dir Ewiger zu ent-
sichen,
Wer Krischna huldigte, von dessen Har-
momeen

Krischna, der Apoll der Indier.

Die Flur von Matra schallt, wenn er den schö-
nen Tanz

Mit den Gopia schlingt, beim stillen Mon-
denklang.

Nur als dein kühner Arm mit einem Pfeil
der Nacht

Nach Mahades schoß, da bebten alle
Sphären

Die Himmel donnerten, den Frevler abzu-
wehren,

Und bargen sich in grause Nacht.

Ein schneller Blitz schoß aus den Wolken nieder,
Und ach! zerschmetterte, Kamdes, deine
Glieder!

Du Gott, der ewig bleibt, und ewig schöner
blüht,

Es schweige deinem Ruhm nie deines Priesters
Lied!

Und wenn dein Vogel die smaragdnen Schwin-
gen schlägt,

Und über alle Höhen dich durch die Lüfte trägt
Indeß um Mitternacht von deinem Hauch
entzündet

Gopia, die neun Mufen.

Des Mondes Licht hernieder steigt,
Und allen Wolken jedes Plätzchen zeigt,
Wo stille Liebe weint, und wo sie froh be-
glücket.

Dann sey mir deine Huld, der Liebe Glück ge-
währt,

Daß sie mein Herz erwärmt, nur aber nicht
verzehrt!

Ausgezeichnete Stellen

aus vergessenen Gelegenheitsgedichten.

An die Fürsten. *)

Wo wartet ihr, als in den Tiefen
Viel Millionen Wesen schliefen,
Als auf: r Gott sein Geiſt gedacht?
Als der Planeten Reich verborgen,
Eh der noch ungebohrne Morgen
Der Welt sein erstes Gold ge-
bracht?

Eh ihre Bahn die Wolken hatten,
Eh noch das Meer sein Bohnhaus fand,
Und in den ungeſtalteten Schatten
Der öde Raum umdüſtert ſtand?

Stellt euren Arm mit dem zuſammen,
Der die beſeelungsvollen Flammen

*) Die Furcht vor Gott — von Bodin, Königs-
berg. 1722.

Dem abgekühlten Feld ertheilt;
Wagt ihr dem Nord entgegen rin-
gen,
Wenn er mit ausgespannten Schwingen
Durch die gepreßten Richten heult?
Kümt ihr durch eure Mäthe verhüten,
Daß nicht die Luft ein Gift ver-
schießt,
Und dem geringsten Halm gebietthen,
Daß er sein Haupt mit Aehren schmückt?

Seyd groß! Laßt zu der Völker Schrecken
Die Fahnen Weilen überdecken,
Seyd stolz auf ein umlorbeert Schwerd,
Auf Abhre mit gemessnen Schlä-
gen;
Umsonst rüdt ihr dem Feind entgegen,
Wenn Gott sein Antlitz abgelehet.
Der Sieg liegt vor des Herren
Throne
Mit eingezognen Klügeln still;
Gott ruft; und schnell bringt er die
Krone
Dem sie sein Rathschluß schenken will.

Sie wirft bestürzt den Flor zurück.
Ein Haupt mit leuchten Ehrenbogen
Und Glanz und Siegespracht umzogen,
Erweckt den schwarzbewölkten Blick.
Ihr Reindeck ist's: zu seinen Füßen
Stehet Erd' und Sonn' und Firmament,
Sie ehret sein Glück mit frohen Grüßen,
Und jauchzet, daß ihr Ruf der Himmel Ob-
dach trennt.

III.

Vermischte Sachen.







Der Roman

meiner Autorschaft

von Benjamin Tratschqualm.

Mögen Andere sich wundern, ich selbst wundere mich gar nicht, daß mein Name wieder in Meusels Gelehrten-Insectologie, noch in irgend einem Recypter einer allgemeinen oder besondern Bibliothek zu finden ist. Die Sache geht ganz natürlich zu. Denn alle meine bisherigen Schriften gehörten in die Classe derer, die ich habe schreiben wollen und, so viel ich weiß, hat in den neuesten Zeiten sonst Niemand auf den Rath des berühmten Morhof ge-

achtet, eine Sammlung von *Catalogis librorum promissorum* und *imperfectorum* anzulegen: sonst Niemand, sage ich, als Baillet und der oder die Verfasser der Leipziger *Neu-Catalogen*, in den Verzeichnissen derer Bücher, welche künftig herauskommen sollen, aber zum Theil eben so wenig herauskommen, wie meine sämtlichen Werke in groß und klein Octav. Gäbe es aber eine Literatur ungebohrner Schriften, gleichsam ein Maulbeerblatt voll literarischer *Cocons*, ein Naturalienkabinet mit gelehrten Embryonen im *Spiritus*: so würde gewiß mein Name darinn keiner der unbedeutendsten seyn. Ueberhaupt weiß ich nicht, warum so manche Schriftsteller statt wirklich fertiger Bücher nicht lieber Anzeigen von solchen herausgeben, die sie fertigen wollen. Sie würden dabey den grossen Vortheil haben, daß das Publicum und die Kunstrichter sie innersort für hoffnungsvolle und vielversprechende Autoren erklärten, und daß man es so lange aufschieben müste, sie zu tadeln, bis sie sich ein volles Recht an das alte Nil nisi bene erworben, d. h. erworben hätten.

Das erste und Wichtigste, was mich zu dem Entschlusse brachte, Schriftsteller zu werden, war mein Name, nicht, um ihn unsterblich zu machen, sondern um ihn zu ändern. Denn wenn gleich bey dem Klange meines Namens eben meine Züchtigkeit nicht leidet, wie das bey der bekannten Madame Beauvoir der Fall war, weil die Königin als eine Fremde, sich nicht daran gewöhnen konnte, das in anders auszusprechen, als es im Italienischen und Deutschen klingt: so wird gleichwohl Jeder, der ein gutes Ohr und eine schlechte Zunge hat, zugeben müssen, daß er nicht unter die lieblichsten gehört. Nun giebt es aber keine bessere Firmirungs- oder Wiedertäufer-Anstalt, als Buchertitel. Denn bin ich einmal auf zwanzig oder fünfzig Titeln, und in eben so viel gelehrten Zeitungen Karl Traskal getauft; so mögen immerhin meine ungelehrten Verwandten, nach wie vor, an Benjamin Tratschqualm schreiben; das Post-Amt meines Orts wird über die Unwissenden lächeln, die noch nichts von den herrlichen Werken des berühmten Karl Traskal gelesen haben, und die Briefe richtig an mich einlaufen lassen. Und

wenn der bekannte Gemusius, blos um seinem Absoott Plato ähnlich, nicht zu werden, sondern zu klingen, sich selbst noch nebenher Plutro nannte: so hätte auch ich durch die Umtaufung meines Namens einen herrlichen Reim auf Paskal gewonnen.

Aber gesetzt auch, daß irgend eine Familiengründung, oder die Aussicht auf die Beerbung eines reichen Vatters in Indien, denn in der übrigen Welt habe ich keine, nicht einmal Namensvetter, mich von dieser Umtaufung abgehalten hätte; so weiß man ja, daß der härteste und seltsamste Name jedesmahl, wenn er auf einen Büchertitel gedruckt wird, an Härte und Seltsamkeit etwas verliert, und daß der Gelehrte, ohne eine Miene zu verziehen, von dem berühmten Knittel, Hundertmark, Eskuchen, Viertaler oder Schurzfleisch sprechen kann. Freilich, auf die Ehre eines Sectenstifters hätte ich Verzicht thun müssen: da der Himmel immer dafür gesorgt hat, daß sie nur solchen Personen zu Theil wird, deren Namen sich leicht zu Adjectiven machen lassen, wie das die Cartesischen, Wolfischen, Linnischen, Stahlischen, Kantischen

Systeme bezugen, und eine Tratschqualmsche Philosophie auf einmahl widerlegen würde.

Ist mir aber mein Geschlechtsname bisher bloß lästig gewesen: so war mir mein Taufname sogar gefährlich. Wie viel Einfluß ein Taufname auf eines Menschen Glück und Character haben könne, hat schon Tristram Shandys Vater eingesehen. Aber nicht zuerst. Denn schon im vierzehnten Jahrhunderte lebte eine gewisse Milantia, die ihren Mann belehrte, daß, wenn die Namen zu verkaufen wären, Eltern ihren Kindern ja recht schöne kaufen müßten. Aber worin setzte sie die Schönheit eines Namens? In den Wohlklang oder in die Bedeutung? Wohl nur in den Wohlklang: denn sie hatte zwei Töchter, wovon eine Novella, die andre Betina hieß. Ich zweifle, ob man diese Namen hier zu Lande und ist so schön finden wird, als sie Milantia muß gefunden haben.

Kommt es aber auf die Bedeutung an, welcher Name könnte schlimmer seyn, als Benjamin! Und doch muß mein Vater so nicht gedacht haben. Denn ob er schon die Namen-Philosophie der Milantia aus der Quelle geschöpft hatte! — mein Vater seeliger war

nehmlich Advocat in einer kleinen Sächsischen Stadt: er war sehr gelebt, und practisirte sehr unglücklich; denn er hat in seinem Leben nicht mehr, als zwei Prozesse gewonnen, die zwei einzigen nehmlich, die in das kanonische Recht schlugen, welches sein Lieblingsstudium war. Von den bürgerlichen Rechte wußte er nicht viel, und noch weniger von der Prozessordnung des Landes, daher ihm sogar einmahl die Praxis auf Jahre lang untersagt ward — ob also gleich mein Vater bey dem Namen der *Milantia*, einem grossen Canonisten, selbst gelesen hatte, von welcher Wichtigkeit ein schöner Taufname sey, so bestand er doch darauf, daß ich Benjamin heißen sollte. Oder vielmehr, eben deswegen bestand er darauf. Denn, sagte er, wie ich nachher oft erzählen hörte, und hielt dabei den gedachten Canonisten auf den Fingern, dieser Mann — es war *Johann Andrea*, die berühmte Posaune des päpstlichen Rechts, die unter uns nicht viel mehr posaut — übrigens das Hauptbuch in meines Vaters Bibliothek — dieser Mann, oder vielmehr dieses Mannes Frau sah nicht auf den schönen Linn eines Namens. Heißt aber Benja-

min ein Sohn der Treue, der Ehrlichkeit, des Rechts, und ward gleichwohl der älteste Benjamin in der Welt von seinem Vater mit einem reißenden Wolfe verglichen: so würde ich nicht, wie der Sohn eines Rechtsgelehrten passender getauft werden sollte, um das *Summum Jus Summa Injuria* von Kindheit an zu repräsentiren.

Passender? das mag seyn. Aber auch Glückbedeutender? Das leugnen gewiß alle, die mit mir die Geschichte Benjamins und seines Stamms studirt haben. Aesthetischer? Man denke sich nur einen Benjamin Werther, oder Benjamin Stenwart, oder Benjamin Ferdiner? kaum würde ein Benjamin Stilling erträglich seyn. Man denke sich eine Scene des ersten Aufses, worin das zitternde von neuen Gefühlen durchdrungne Mädchen, nach den Gesetzen des Romans, nichts sprechen darf, als den Namen des Geliebten, man denke sich, daß sie wonnetaumelnd ausrufe: O mein Benjamin! — Wahrlich, es fehlte dann nichts, als daß das süße Mädchen Ursel hieße. Aber wie rollt, und zittert, und bebt, und schwebt

Es saßen der einselbige rasche Mome Karl, welcher ein romantischer Ton! wie voll und kräftig!

Man nehme dazu, daß meine zärtliche Mutter und andre unserer Verwandten mich vor lauter Liebe zu einem Diminutivum machten, und nie anders, als Benschlerle nannten, ein Name, der mir so lange blieb, daß eine meiner Wärterinnen noch an meinem Hochzeitstage ihren Bekannten erzählte: Herr Benschlerle werde heut getraut. — Sollte das Alles meinen Entschluß, mich vor aller Welt umzutausen, nicht vollkommen rechtfertigen?

Eine zweite Ursache, warum ich durchaus Schriftsteller werden wollte, liegt in meinem Blute. Ich kann nehmlich nicht ohne Handel leben. In meinem Hause aber ist mirs nicht möglich, Handel zu haben, da mir alles nachgiebt: Prozesse zu führen, dazu bin ich zu arm. Nun weiß aber alle Welt, daß man nie leichter zu Handeln kommt und sie wohlfeiler abthun kann, als durch Schriftstellerey. Wird ein Schriftsteller gelobt und gern gelesen: flugs schlägt man in allen Buchläden ein Pasquil gegen ihn an. Werde ich in einer Rezension getadelt: binnen einem Monate schreib ich ein

ganzes Buch gegen den hämischen Kunststrichter. Weiß ich ja von einem Gelehrten sonst nichts Böses zu sagen, so halte ich mich an seinen Namen oder Stand, und mache daraus ein Paar Wortspiele. Antwortet keiner auf meine Neckereyen, so mache ichs, wie Diacon mit la Nette, und schreibe: Antwort auf das Stillschweigen der Herrn A. B. C. — In der That wäre es rathsam, daß die Literatur sich heute zu Tage nach einem andern Schutzheiligen umsähe, als ihr friedliebender Apollo ist. Ich bringe hiermit den Mongolischen Gott der Weisheit Mansuschirtch in Vorschlag. Er trägt in der linken Hand eine Pflanze, worauf ein Buch liegt, (die Pflanze aber ist eine giftige) und in der rechten ein flammendes Schwert (für den Nothfall.) Unten auf dem Boden liegt alles voll Schlangen. Sein Gesicht ist bleichgelb — Ein pallor! seine Hände und Füße zimmerroth oder Blutroth (von seinen literarischen Feldzügen.)

Gewinnsucht konnte mich zur Autorschaft nicht bringen, da die Beyspiele reichgewordner

Autoren zu selten sind, da unter tausenden kaum einer die Leser anreden kann, wie Martial's:

Lector, opes nostrae —

und die übrigen alle tausendmal mehr Federn schneiden, als Geld.

Nachdem ich also mit meinem Vorfatz auf's Reine war, gieng meine zweite Sorge dahin, einen Verleger meiner Schriften zu suchen, um durch diesen zugleich zu erfahren, was ich eigentlich schreiben sollte, aus welchem Fache, in welcher Manner, in gebundner Rede oder in ungebundner. Beim Statthaltern, sagte Sancho Pansa, kommt's nur auf den Anfang an: ich dachte, beim Schriftstellern ist's wohl eben so. Haben mir die Verleger nur erst zu wissen gethan, was ich schreiben soll, und fange ich nur erst an, in vier Wochen will ich das Schriftstellern so gut verstehen, wie Sancho das Statthaltern. Aber von zehn oder zwölften, an die ich schrieb, antwortete mir nur ein einziger: er sehe aus meinem Schreiben, daß ich ein grosser Schriftsteller werden würde, und freue sich darüber im Namen der Literatur, bey der er als Markthelfer angestellt sey. Vor der

Hand sey ihm zur nächsten Messe weiter nichts noth, als ein Ritter-Roman, so grob und entschlich als möglich; etwas für oder gegen die neueste Schrift von Kant; ein Lesebuch für Kinder zwischen 6 und 7 Jahren; und eine Reihe Octavbände über Ehe, Jungfrauschaft und was beeden anhängt. Auch würde er mit einem Anhang an die *Posteriora*, (an denen doch gewöhnlich Schleppen oder Schweife hängen) nicht übel fahren. Könnte ich doch fürs Künftige allenfalls an einem Werke über französische Revolution, oder an Pasquillen gegen die Fürsten und Gelehrten, oder an einem Lexikon zu arbeiten anfangen. Auf allen Fall stünde mir ein Honorar von 2 Floren für den gedruckten Bogen in groß Octav mit Vergnügen zu Dienste.

Das ist mein Mann, dacht' ich, und setzte mich sogleich nieder, um über allen 5 vorgeschlagenen Werken mit einemmale anzufangen. Ich wollte dabey abmerken, welches eigentlich wohl mein Beruf seyn möchte; dasjenige nehmlich, dünkte mir, woben ich am längsten fortschreiben würde, ohne abzusetzen, und das nebenliegende Blatt vorzuziehen

Den Ritter-Roman fing ich so an:

Blitz, Donner und Hagel, und wie die entseßlichen Wörter weiter klangen, mit denen Balacin *) den Prospect der herrlichen Stadt Pegu anbrüllte, sind wahre Harmonikatöne gegen die Regiments-Ritter-Klüche, womit Uyo von Sordenflau seiner Entzückung Lust machte, als er die wonnige Margarethe von Todesheim unter der Linde schlafend sah. Es war die Lilie der Jungfrauen; Engel können so rein nicht bethen, als Margaretha sündigte. —

Daß dich! der Gedanke ist ja gestohlen, fiel mir ein, aus einem ganz neuen Schauspiele, und — nahm das zweite Blatt vor mich.

Paulus Manutius soll einst einen gelehrten Streit mit dem Dionysius Lambinus darüber gehabt haben, ob *consumtus* mit oder ohne *p* geschrieben werden müsse. Da Lambinus heftig gegen das *p* stritt, zog Manutius unbemerkt einen Stein, ein Fragment eines Römischen Grabmahls,

*) Die Alsatische Ramme.

aus der Tasche, warf ihn dem Lambinus ins Gesicht, und zerschmetterte ihm die Nase. Die Umstehenden hoben alsbald dieses harte Argument auf, und fanden, daß das Wort *consumtus* auf demselben mit einem *p* geschrieben war. Ein solches *Argentum ad nasum*. —

und hier mußte ich aufstehen, um mir das Buch zu kaufen, gegen welches ich eben im Begriffe war, eine Gegenschrift aufzusetzen. Als ich zurück kam, schien es mir besser, an dem Lesebuche anzufangen, um mich in einen populären Ton hineinzuarbeiten. Ich begann folgendermaßen:

Unter dem Kaiser Hellegabalus, lieben Kinder, dessen Namen auch der berühmte Buno in seinen historischen Bildern unter dem Portrait einer hellen Gabel verfunlicht und ihn selbst als einen unzüchtigen Unflath beschreibt, S. 36. wurden einst die Spinnweben aus allen Häusern in Rom gesammelt, und wegen zusammen zehntausend Pfund. Ihr kommt aus dieser Geschichte vielerley Irenen, allerliebste Kinder! Erstlich, um

wie kleine Dinge sich ein Regent bekümmern kann, wenn er will. Zweitens, daß Reinlichkeit eine große Tugend ist. Drittens könnt ihr nachdenken, wie viel Faden wohl zu 10,000 Pf. Spinne:weben gehören, ob man daraus nicht etwas machen könne, etwa seidne Strümpfe, wie Monstr. Bon und der Zeugmacher Weibler in Paris, oder —

In diesem Mode: Kinderlehr: Tone wollte ich länger fortfahren, wenn mich nicht ein gelegentlicher Einfall an das vierte Werk getrieben hätte, welches ich so anfang:

Es ist allgemein bekannt, daß ich nicht der erste bin, welcher die Weiber mit Pflanzen vergleicht, so wie etwa Linnee der erste war, der auf den Gedanken kam, die Pflanzen mit Weibern zu vergleichen. Aber von Rosen und Lilien soll hier nicht die Rede seyn, sondern von Pflanzen, die mehr fürs Nachdenken, als für die Nase sind. Ich finde nehmlich eben so viel Arten von Weibern, als es Giesfußpflanzen giebt. Die Mimosa pudica ist das Symbol der zarten tugendhaften Zeeien.

Seeelen, die vor jeder unwürdigen Berührung zusammenschrecken. Die *Oxalis sensitiva* läßt bey einer Berührung die Nester sinken, damit man sie besser fassen kann. Die *Dionaea muscipula* empfindet nur, wenn es ein Insect zu fangen giebt. Und die *Valisneria* hat kein Gefühl, als bey der Wega — —

Nein, ich tauge nichts zu dieser Art von Schriftstellerey, zu diesem boue de Paris, der unsern Lesern so wohl riecht. Wothin darf ich über dem Anhängsel oder Schlepstock der Posterioren gar nicht erst anfangen.

Aber was soll ich denn sonst anfangen? was soll ich fortsetzen? Wer soll mir, welcher von jenen Anfängen der passendste und versprechendste ist? Zwar habe ich einen Bekannten, der die Sache verstehen soll. Aber er ist ebenfalls Schriftsteller, und ebenfalls nur ein junger — ich fürchte also, er möchte mirs machen, wie die Bettelmönche. Ach! es wird ja unser einem gar zu sauer, bey seines gleichen Rath einzuholen, ob man ein Dummkopfs ist oder nicht.

Nach einer Menge ähnlicher Betrachtungen beschloß ich, dem Verleger gar nicht zu antworten, und meinem Genius zu folgen. Ich gieng also mit diesem Rathe. Aber, was gab er mir zur Antwort! Erwinnere dich nur, kispelte er, an deinen Vater, den Advocaten, und an die letzte Ermahnung, die er dir vor seinem Hintritte gab: Lieber Sohn, nimm dich in der Welt vor dem Ruhme in Acht, der Ruhm bringt dir Summæ und schwere Tage! Ich war von jeher als ein gewaltiger Kanonist berühmt, und du weißt doch — ich wollte immer etwas Eigenes haben, oder, wie mans heute nennt, original seyn — — und du weißt doch — Ja wohl weiß ich, lieber Genius, aber muß man denn seinem Vater in allen Stücken folgen? Wahlte nicht einst Jakob Bernoulli einen Phaeton auf dem Sonnenwagen, mit der prophetischen Beschrift: *Versor in ser astra vel invito patre?* und wie wäre es denn, wenn ich mir nun vornähme, nicht original, sondern bloß eine berühmte Kopie zu werden?

Mit diesen Worten stieg ich ernsthaft und entschlossen beidem Bücherschrank vorbei. Ich werde, sagte ich, jedes Buch, welches hier

steht, — nachahmen. Wer meine Originale nicht kennt, und ich denke, binn zehn Jahren wird schwerlich ein deutscher Literator mehr die wahren Originale kennen, nimmt mich dafür. Wer sie kennt, lobt wenigstens die glückliche Kopie, und ist so artig, meine Fehler dem Originale selbst mit aufzupacken. Sind nicht Kopieen überhaupt von großem Werthe, selbst in Beziehung auf die Originale? Kann man sie nicht den Wassertonnen vergleichen, in denen man Sonnenfinsternisse beobachtet?

Was ich zuerst in die Hände nahm, waren die Romane des braunen Mannes, besonders die Herrn von Waldheim. Nach der Lectüre derselben gebahr ich so fort, was folgt:

Die Herrn von Felsenau.

Ein komischer Roman.

Erstes Kapitel.

Agel. Diana. Philantropie & Director.
Hosen. Brief-Kurialien. Lupus in
Fabula. Gelehrtenzirkel.

„Lups in Fabel! schrie der alte Herr von Felsenau zum Knecht herunter, und hielt dabei seine weiße Agel, die er sich, wie ers nannte, eben aufschmeißen wollte, auf beyden Händen vor sich hin — Lups in Fabel, Pastor Adjunct! gut, daß Er mir vor'n Schuß kommt, kommts mahl uf'n Wort oben rauf.“

Mit Mühe hatte sich der Adjunctus durch drey große Hundehunde, die den Schlosssaal bewachten und — parfümirten, durchgekämpft.

„Guten Morgen, Pastor Adjunct! ich wollt'n was fragen, wenn Ers weiß. Setz Er sich unterdeß auf'n Großvater, bis ich mir die Haarmilke gerade gezerrt habe. Nu, setz

Er sich nur, *sans compliments*, wie die Cousine spricht der französische Maulaffe. Ja das wars eben, was ich'n fragen wollte. Sag Er mir, warum haben sie gestern bey Schleedorfs so grimmig gelacht, sonderlich der Jun-
ker, dems Wasser zu Maul und Nase rauslief, wie meinem steinernen Gabeljürge im Garten? Und die Cousine, so wahr ich lebe, das Mensch hat gelacht, daß sie große Sprünge in die Schminke kriegte, wie die Mauer dort im alten Pfarrhause.“

Wenn Sie nicht ungnädig nehmen wollen, begann der Adjunctus —

„Gelt? sie lachten über mich? Ich hab mirs wohl gedacht, aber ich wollte nicht erst Hallas machen: sonst hätt ich der Cousine Ohr-
setzen gegeben, daß die Ziegelfarbe runter ge-
stäubt wäre. Nu, was gabs denn aber?“

Eure Gnaden sprachen eben von Ihrem Neveu, und erzählten, daß der Director der Erziehungsanstalt ihn nicht behalten wolle.

„Nu? ist das zum Lachen?“

Und Eure Gnaden sagten dabey: Sie wollten den Neveu selbst erziehen, denn der Di-

rector sey ein Ignorant und ein neumodischer Hosenstürmer.

Nu? Er hat mir ja selbst von gesagt, daß dieses Schulmeister-Volk den Jungen jetzt, mit Respect, die Hosen nicht mehr abziehen, sondern ausziehen will — “

Schon recht, Eur Gnaden, aber davon wissen die Fraule Cousine nichts, und darum lachte die ganze Gesellschaft über diesen wohlgevählten Ausdruck.

„Nu? sieht Er, Paster, was das Volk drüben dumm ist? Aber maags doch, dafür lache ich sie wieder aus, wenn sie mit ihr'm Parl mi wischewaschi angeschnattert kommen, wie die Enten im Schloßteich. Nu, sag Er mir aber, Paster, ob die Leute jetzt alle Mäuse im Kopf haben. Wollen die Hosen nicht mehr leiden; als wenns daran läge. Ich hab doch, meiner Ehr, auch Hosen getragen von Kind auf, und bin noch heutigen Tags so rein, wie die Sonne — oder der Mond, spricht die Cousine, das Mondkalb. Aber Lups in Fabel! Paster Adjunct, sagt mir, warum mögen wohl unsre Versmacher grade immer den Mond keusch nennen?“

Das schreibt sich noch von Griechen und Römern her, bey denen der Mond, oder die Diana eine ewige Jungfrau war.

„Diana? ist sie nicht das Wesen, das mit der Jagd zu thun hat?“

Richtig, Eur Gnaden.

„Sieht Er, eben da stehts. Wenn unsre Jungens fleißig auf Jagd und solche Strapazen rechet würden, da würden sie, mein Zeel, keisch seyn, und wenn ihre Hosen so warm wären, wie ein Backofen. Aber das verdammte Pack sitzt den geschlagenen Tag hinterm Ofen, mit Büchern und Schmierereyen, und da kriecht solch unnütz Ding in den Kopf, und dann schleichen sie rum, wie die Fliegen im October, und haben's Zittern an Leib und Seele. Das haben die alten Griechen, oder wie das Zigeunervolk heißt, besser gewußt. O'ist, so wahr ich lebe, eine Schand und Sünde, wie das junge Volk ansieht, wie ne unausgebackne Mandeltorte, mit Zucker bestreut. Hat Er gestern den Junker recht angesehen? Die Memme hatte nicht mahl Kraft genug, mich auszulachen: hinterdrein kucists ihn im Dämmen.“

„Wehl wahr, Eur Gnaden.

„Hör Er, Paster, darüber müssen wir noch mahl sprechen, so unter uns. Unterdeß mach Er mir doch einen Brief an den Schulmeister dort, wo der Messe ist, und ich werde heut noch den Wagen hinschicken, daß Er den Jungen abholt. Schreib Er immer hübsch höflich: ich will dem Schäfer auch ein Doucent einlegen. Solche Leute haben immer nicht viel Uebrigcs.“

Können mir Eur Gnaden nicht des Directors Brief mitgeben?

„Gleich. — Hier! da ist der Bettel. Seh Er mahl an. Hier steht: an den Herrn von Kelsenau in Schloß Falkenthal, und hier schreibt der Laffe: Achtungswürdiger Herr! Ist der Kerl nicht 'n Ignorant oder 'n Hasensuß? —

Eur Gnaden haben vielleicht in öffentlichen Blättern auf alle Brief-Curialien resignirt.

„Ey was! resignirt. Dummes Zeug mit dem Resigniren. Das wirds nicht ausmachen. Und, sieht Er selbst, Paster, Titel müssen seyn,

sonst wüßts noch toller. Nennt mich jemand Hochwohlgebohrner Herr, so denkt er sich nichts bey, und ich auch nicht, und doch thut er mir, was sich gehört. Du schreibst solch ein Schlingel, Achtungswürdiger Herr, und das ist gar nichts. Woher weiß der Patron, daß ich Achtungswürdig bin, und was ist das auch für 'n Titel. Und, mein Seel, zulezt werden die Leute noch ärger machen, und werden schreiben: Anbetungswürdiger Herr! Sieht er, solch Marrending wird dabey rauskommen.“

Zudem ist ja das Wort Herr eben so unpassend, wie das Wort Hochwohlgebohren.

„Wahrhaftig, Pastor! Denn sag Er, was hab ich dem Schulmeister dort zu befehlen? ich bin sein Herr nicht; und daß ich meiner Bauern Herr bin geht den Schäfer nichts an. Na schreib Er nur an den Patron, wie Ers für gescheut hält.

Man sieht, der Pastor Adjunctus war des Herrn von Jelsenau vertrauter Freund und Rathgeber. Beide zusammen machten eine seltene Charactergruppe. Der Adjunctus war ein junger Mann, von vieler Belesenheit und nüchternem Urtheil, aber finster und trübsinnig,

immer furchtsam und argwöhnisch. Sein edles menschenfreundliches Herz, eine fromme Schüchternheit Andre zu beleidigen, und eine gewisse Delicatesse im Umgange ließen ihn durchaus nicht zu einer gewissen Festigkeit kommen. Gern wäre er aller Menschen Freund gewesen, gern hätte er alles um sich her froh und glücklich gemacht: aber zu oft war er mit seinen guten Absichten übel angelassen, zu oft war er auf das unverantwortlichste mißverstanden und verlästert worden. Zurückgedrängt von seinen besten Freunden hatte er aller Bewerbung um Aemter, die seinen großen Fähigkeiten angemessen waren, endlich entsagt, und sich auf das kleine Gut des alten Herrn von Helsenau zurückgezogen, der ihm den Posten eines Gehülfsen seines alten Pfarrers gab. Hier lebte er nun, vergessen von Allen, die auch er zu vergessen wünschte, mit einigen Büchern und mit dem alten Herrn, dem er zu Zeiten erzählen mußte, was in der gelehrten und politischen Welt vorkam. Die derben aber gescheuten Aeußerungen dieses alten Mannes waren für ihn eben so lehrreich als belustigend, und er äußerte oft, daß er einst in den Gesellschaften der ardsten

Gelehrten bey weitem nicht die Nahrung gefunden hätte, die er bey diesem ungebildeten Manne fände. Ich erinnre mich, sagte er einst, an den Gelehrtenzirkel in K. Da saß der eine mit einer wahren Cathedermine und exponirte Stundenlang über ein Thema, welches jeder andre geſcheute Mann mit zwanzig Worten abgemacht hätte. Zwischendrein schlaberte ein Zweyter etwas von gutem Geschmack und schönem Styl, und lauerte indessen auf einen Stillstand, um der Gesellschaft eines seiner Gedichte vorheulen, oder, wie er es nannte, vordeclamiren zu können. Mit päpstlicher Würde erhob sich ein Dritter, und sagte in wichtig klingenden Worten etwas sehr Gemeines über — deutsche Literatur überhaupt. Einer wartete immer auf den Weihrauch des Andern, keiner wollte ganz unbedeutend gewesen seyn, und so giengen sie mit dem frohen Gefühle aus einander, daß sie doch wirklich alle recht sehr gelehrt wären. Es giebt wahrlich, fuhr er fort, nichts langweiligeres in der Welt, als die meisten Gesellschaften von Gelehrten. Vor lauter Bemühung, recht treffende und wichtige Dinge zu sagen, kommen sie entweder gar nicht zum

Worte, oder liefern grosse Abhandlungen, bey denen die Zuhörer entweder gähnen, oder sich drücken. Niemand ist so uninteressant, als der Gelehrte. Der eine kennt keine trefflichere Wissenschaft, als Mathematik. Dem andern geht die Poesie über Alles; beyde sehen einander mit verächtlichen Blicken an. Fehlt es ihnen vollends an Wiß, oder ist ihr Wiß nicht von der rechten Art; so muß jeder unbesannene Zuhörer so schnell, als er kann, davon laufen. Ich kann nicht sagen, daß ich aus den gelehrten Gesellschaften ein einziges Mahl nur eine frohe Stimmung oder einen lehrreichen Gedanken mit nach Hause gebracht hätte.

Dieses Urtheil des Adjunctus in Ehren, können wir wenigstens so viel bezeugen, daß er in frühern Zeiten wirklich mehr als einem Gelehrtenmythel bezugewohnt hatte.

Zweytes Kapitel.

Liebe. Poesie. Zuchtrüthe.

Am den Abend brachte der Adjunktus den Brief an den Erziehungsrath. Haden Euer Gnaden, hienag er den Ueberrundung desselben an, des Mannes Brief ganz durchgesehen?

„Nein, lieber Pastor! das Ding war mir zu bunt und kraus.“

Wissen Sie also nicht, warum vornehmlich Ihr Neveu von der Anstalt soll?

„Nu? hat er dumme Striche gemacht?“

Etwas ähnliches. Er hat ein Liebesverhältniß.

„Er? Liebes? — Hol ihn! — der Betrug! — zum Henker! wo? mit wem?“

Mit der Tochter des Directors.

„Daß dich alle Teufel! nehmen Er's nicht äbel, Pastor, ich meyns so äbel nicht. Aber, meiner Seele, das ist insam von dem Buben. Morgendes Tages soll er mich nach Hause. Ich will dich belichen. — Aber Pastor! das ist bey dem allen ein hirndummer Strich.“

Vielleicht ist die Sache noch so schlimm nicht.

„Wenns nun aber wäre. Alle Welt, Pastor, sieht Er, ich bin so alt geworden, auf Michaelis netto 49 Jahr, und sieht Er, ich will auf Michaelis ein Narr werden, wenn ich mich in meinem Leben verliebt habe. Und solch'n Pube!“

Der Pastor ließ den alten Herrn ungesührt weiter schelten, und suchte mit dann und wann die Absicht.

„Pastor, rufte der alte Herr endlich, das Dina geht mir im Kopf rum, und da muß man nicht allein bleiben. Kann Er, so er Er heute mit mir, und rede Er mir etwas vor, daß ich die Geschichte aus'm Kopfe kriege. Denn sieht Er, so was ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

Der Pastor blieb; und wenn meine Leser nicht etwa lieber eine Beschreibung der Oerthte lesen wollen, die von beidem verzehrt wurden: so will ich statt dessen einiges aus ihren Gesprächen, so gut ich kann, hersehen.

„Aber gelt, Pastor! begann der alte Herr, nachdem er die Suppe ganz still und

stumm verstimmt hatte, geh? die Bücher sind an dem Unwesen Schuld? So'n Junge ließt ein solch' Fiebergeschichten durch, das macht ihn kypit, und nun verliert er sich in die erste, die beste, damit er das Herz aus den Büchern anbringen kann.“

Zum 2^{ten} ist wahr.

„Das ist wahr, und die heutigen Poesien. Es ist meiner hohen Seele himmelschreud, was die Verowacher für Zeug besiegen, und dazu so leckerhaft, daß es solch'm Jungen durch Mark und Bein geben muß. Nein, Pastor! die Dichtkunst ist 'ne edle Sache. Daß man'n guten Spruch in Reime bringt, damit'n jeder behalten kann, oder daß man'n lustige Geschichten drinn erzählt, oder daß man'n Lied macht, zum Singen, wenns einem fromm oder lustig zu Muthe ist; das ist alles Dankes werth, und da geb' ich die Verse um alles in der Welt nicht hin. Aber heut zu Tage macht man die Poesie zu 'ner Hutenwirthin, die's darauf anseht, kypit zu machen und junge Seelen zu verführen. Nein-Paster! die edle Dichtkunst ist gesunken, sieht Er, und die Poeten haben tausend unschuldige Jungen und Mädels

auf ihrer Seele. Möcht in aller Welt nur wissen, was die Schurken davon haben. Aber das ist greffen theils eben solch junges Volk, dem der Sinnenkübel zu allen Fingerspitzen heraussiehet, und was sie sich da in ihrer Heiligkeit erdenken, sieht Er, das schreiben sie hernach nieder.“

Viel Wahres.

„Und hernach schrepen die Leute, wie beschne, über Verderben der Jugend, über Sinnlichkeit und Schwäche, s' ist zum Erbarmen. Und eben die am ärgsten schrepen, sind am meisten dran Schuld.“

Aber Euer Gnaden würden mit Ihren Gründen nicht gegen Alle auskommen. Man sagt, der Hauptzweck der Dichtkunst sey — Vergnügen.

„Hol der Teufel das Vergnügen! neben Ers nicht übel, Pastor! Solches Vergnügen, das man mit der Gesundheit an Leib und Seele bezahlen muß, wobei alle eheliche Glückseligkeit zum Fenster geht, und der Staat lauter abgemergelte Maulaffen ernähren muß. Ist nicht so? Pastor! Ich sags noch mahl, unſere
Poesie

Poesie ist wahre Unzucht der Seele. Ein ehelicher Mann soll in der Welt arbeiten und thätig seyn, und Muth haben, wenns irgendwo hart und gefährlich geht, aber das alles fehlt, wo man von nichts als becomenden Minnequack und Licheswonne redet und träumt.“

Aber auch unsere Erziehungsanstalten haben an solchen Geschichten viel Schuld.

„Wie meynet Er das? Pastor!“

Man arbeitet da mit allen Kräften auf Erweckung und Vereblung, so nennt man es, der Menschengefühle. Von Kindheit an sucht man in den jungen Seelen Mitleid, Menschenliebe und warme Empfindung rege zu machen: bey allen Gelegenheiten wird dahin gearbeitet, das Herz des Jünglings zu bilden. Und eben hier versieht man es gewöhnlich zum Schaden des ganzen Menschen. Denn so kommt es, daß schon früh eine solche Empfindlichkeit für allerlei zarte Empfindungen und ein gewisses sympathetisches Gefühl in der jungen Seele hervorgerufen wird, welches bey dem Zutritt der thierischen Lebhaftigkeit nur zu leicht in solche Verlegenheiten ausartet.

„Es kommt mir vor, als wenn ich Ihn verstände, Pastor! Sieht Er, durch blinden und strengen Gehorsam und wahre Trübsamkeit soll man die Kinder zuehn zu tüchtigen Arbeitern und mäßigen Menschen: aber das geschieht nicht. Man will's mit Ehrgefühl und mit Raisonniren zwingen, Pastor! und da wird nichts, als Empfindlichkeit und Plapperey draus. Welt? Pastor: beim Kinde muß es heißen: du mußt! und nicht: Es wäre schön und nützlich, mein Püppchen, wenn du's thätest, wenn du's machtest, wie das und jenes liebe Kind; und nun kommt hintendrein ein erbaulich Hüßleichen. Ist's so?“

Ganz genau.

„Das kann aber so nicht bleiben, Pastor! sonst geht die Welt'n Krebsgang. Sieht Er, s'ist, meiner hohen Seele, jämmerlich anzusehn, was die Leute jetzt für Träumer werden. Nichts thun wollen sie, sondern immer nur denken und Grüßen fangen. Statt eines, der rasch und fest angreift, stehen hundert da, die's Maul hängen und drüber raisonniren, wie man's angreifen müsse. Man sollte wohl das ganze Volk zusammentreiben, und hinter

den Pflag stellen, damit sie sich die Grillen 'raus arbeiteten.“

Wohl wahr.

„Die Menschen haben gar kein Herz mehr, sieht Er, sie wollen sich nicht sauer werden lassen: sie wollen sich so durch die Welt durch träumen; und wenn sie drinn gestöhrt werden, so schreien sie über Undank und Mißgunst der Welt. Der Henker mag Euch eure Narrens-; possen dank'n!“

Das gilt freylich von einigen.

„Weiß wohl, Paßer, daß Er hier ein ander Lied zu singen hat. Aber wer waren die, die Ihn's Leben sauer machten? Lauter solch Spinnwebeweib, große Schreyer und Klamer, und sonst nichts.

Herrlich, rief ich, ganz vortreflich — zum Handelskriegen! Schon in diesen zwey Kapiteln liegt Stoff zu Zankereien mit vier Partheien, die Rezensenten, als solche, ungeredet. In weniger als fünf Wochen war der ganze Roman fertig. Aber — muß es eben ein Omar seyn, der die Welt um die schönsten und unsterblichsten Werke bringt? Gehen muß

englische in andern Flammen auf? als Jidi-
bus oder Papilloten? gehen nicht eben so viele
unter, als — — oder als Heringsfutterale?
(Man sehe Erstheini Pinacotheca II. Num.
18.) Kurz, die Herren von Zelsenau sind auf
immer vernichtet, bis auf ihre ersten zwey Ka-
pitel, die ich vor Freuden zehnmal abgeschrie-
ben hatte.

Nach den Papirren des braunen Mannes
ergriff ich — — doch vielleicht ist es meinen
Lesern lieber, wenn ich sie hinterdrein errathen
lasse, was für ein Buch ich ergriff, um es nach-
zuahmen. Kurz, meine Nachahmung heb
so an:

Ich will nicht in Abrede seyn, daß unsre
Gelehrten-Historien und Nekrologe gute Bücher
sind. Aber ich vermiße gleichwohl eine ganz be-
sondere Gattung von nekrologischen (oder mi-
krologischen) Werken, auf welche man ehemals
viel Fleiß und Mühe verwandte. Wer schreibt
heute, wie Tschanter, Nachrichten von
gelehrten Männern, die sich zu To-
de studiert? oder wie M. Wagner von
gelehrten Hagestelzen, oder wie Heu-
mann schreiben wollte: Von Philoso-

phen, so außer der Ehe erzeugt worden? oder wie Paullini von Gelehrten, die Mayer geheißen? (O. Ein Bündlein voll gelehrter und berühmter Mayer in seiner Anmuthigen langen Weile, ein herrlicher Titel!) oder wie Fricke von blinden Gelehrten, oder wie Wölfer, von Gelehrten, die spät zu studiren angefangen, oder wie ein Anonym von Gelehrten, die auf sich selbst Leichenreden gehalten? Erlaubt man wohl einem heutigen Biographen, seinen Helden nach Länge, und Dicke, Aussehen, Buchs und Farbe so zu beschreiben, daß man sich ein deutliches Bild von ihm machen kann? Und woher soll ichs also wissen, ob der Gelehrte, dessen Leben ich hier zu beschreiben gedenke, unter allen Gelehrten seiner Zeit der dünnste gewesen ist, oder nicht? Und wenn ichs wüßte, dürfte ich es denn sagen?

Aber das soll mich niemand hindern zu sagen, daß meines Helden Vater, und Er selbst ein Wassertrinker gewesen ist, so gut wie Epikur unter den Alten, und Gassendi Epikurs Armenadvokat, Locke, Tiraquelli

Naude und Thomafius unter den Neuern, wenn anders nicht unter des leßtern Waffers: Philofophie (Ego, fagt er, *philosophiam aqueam sorbeo*) nach der Vermuthung zweyer Grundgelehrten Männer Thee zu verftehen ift. *) Beyde hatten es schon in der Schola Salernitana und bey dem berühmten Hoffmann gelesen, daß das Bier zum Philofophiren nichts taue, daß der große Theologe Dorchäus in Strassburg beßre Bücher gefchrieben habe, als in Rostock, wo er Bier trank, und daß Gefenius gegen Puffendorf blos darum fo unnütze Einwendungen gemacht habe, weil er die Garley, ein dickes Bier in Garleben, geliebt.

*) Je länger und angeftrengter ich darüber nachdenke, deßto mehr finde ich Gründe, diefer Vermuthung beizutreten. Erstens lobt Thomaf den Thee ausdrücklich S. dessen Monate 1649 S. 229. und was aus eigner Erfahrung. Zweitens fagt er in feiner Vorrede zu der Uebersetzung von Charpentiers Sokrates: er habe sie beym Thee gemacht. Wollte der Himmel, wir wüßten eben fo genau, was unter dem Homerischen Kräute (von Repente zu verstehen ift, als ich jezt weis, was Thomafens *Philosophia aqua* bedeutet!

So weit hatte ich Text und Noten geschrieben, als mir das größte Unglück begegnete, welches einem Schriftsteller zustossen kann, daß ich nehmlich nicht wußte, was ich weiter schreiben sollte. Denn, dachte ich, fährst du in diesem Tone fort: so kannst du leicht Unheil machen. Es könnte seyn, die Rezensenten, die ohnedem manchmal nicht wissen, was sie über Bücher sagen sollen, legten sich ins künftige, wie Huart, auf die Prüfung der Bücher nach den Getränken ihrer Verfasser, und erzählten, wie Klop, was der Verfasser gewöhnlich zu sich nähme, anstatt zu sagen, was er in seinem Buche von sich gebe. *) — Also dieses Buch mag für immer unnachgeahmt bleiben.

War es denn nun aber ein Wunder, wenn ich im vollen Ingrimm über den schlechten Fortgang meiner Autorschaft mich hinsetzte, und folgendes schrieb:

3 4

*) Ein treffliches Hülfsmittel zu solchen Rezensionen gab der Deutsche Hbb. über Phasognomie (Leipzig. 1769), aus welcher man lernen kann, aus Jemandes Stolz erkennen, ob er grüne oder blaue Kleider trägt, guten Appetit hat, starke oder schwache Waden besitzt, zu einem weitläufigen Leben geneigt ist, und dergleichen Curiosa mehr.

Es giebt Menschen, die sich durchaus in den Kopf setzen, Schriftsteller zu werden. Diese Unglücklichen haben den ganzen Tag Pressbengel und Correcturbogen vor Augen, sie denken sich keinen Gedanken anders, als gedruckt, und schreiben sogar ihre Namen mit Fraktur, damit sie aussehen, wie gedruckt. Selbst wenn sie mit ihrem Gott reden, sagt Chasteburp, so schielen sie auf die Welt zurück, und denken auf eine Ausgabe ihrer Gedanken in Octav auf Schweizerpapier. Ihr größtes Unglück ist, daß sie im Geiste schon ihre Bücher fertig sehen, ehe sie dieselben angefangen haben, und daß sie hernach, wenn sie anfangen, niemahls ein Ende davon sehen. Habe ich doch gar einen dieser Art gekannt, der schon über witzigen Einfällen zu Autikritiken sammelte, noch ehe er eine Zeile von dem Buche geschrieben hatte, welches er schon gegen üble Rezensionen in Schutz nahm. Aber freylich, woher sollen sie Stoff nehmen zum Schreiben? Aus Büchern? das ist ihnen zu mühsam und geht zu langsam. Aus ihrem eignen Kopfe? Darinn ist keiner. Aus dem grossen welten Universum? Ihr ganzes Universum ist gewöhnlich die — Universität. —

Ich meines Orts würde allen preßhaften Autoren dieser Art den Rath geben, Satyren auf sich selbst zu schreiben, im eigentlichen Sinne, nicht in dem, der oft in Rezensionen vorkommt. Aber nicht blos den Rath will ich ihnen geben, sondern auch das Beispiel obendrein. — —

Nein, davor will ich mich wohl in Acht nehmen, sprach ich bedächtig, und legte die Feder abermahls nieder, um sie wenigstens acht Tage lang liegen zu lassen.

Satyren, dacht ich, machen ohnedem selten ihr Glück, wenn sie nicht anonymisch oder mit verstellten Namen herausgegeben werden. Es ist, als ob man schon darum, weil der Verfasser sich offenherzig nennt, nicht glauben könnte, daß er spotten könne. Oder glaubt man es ja, so findet man doch nur zu leicht zwischen der Satyre und ihrem Verfasser überall häßliche Beziehungen. Da fragt man nach seinem Stande, seinem Aussehen, seiner häuslichen und bürgerlichen Lage, seiner Gesundheit, seinen Eltern und Anverwandten. Und wehe ihm, wenn in seinen Satyren von dem allen etwas vorkommt! Der sollte doch ja nicht spotten, heißt es alsdann, ist er nicht, war er

nicht, hat er nicht, will er nicht, soll er nicht? — Ganz gewiß zielt er hier auf den, auf die, auf das; ich kenne die Leute, ich kenne seine Verhältnisse. Aber laßt ihn nur kommen.

Während dieser acht Ruhetage stieß ich einmal auf die Nachricht, daß Cicero, dieser große Schriftsteller, in müßigen Stunden gewöhnlich nichts, als Vorreden geschrieben habe, die er nachher vorn an die Bücher, die er schrieb, auf gut Glück anstieß. Das solltest du nachthun, sagte ich zu mir. Denn nach dem alten Sprichworte hat der schon eine gute Strecke Wegs zurückgelegt, der zum Thore hinaus ist. Hat man in einer Gesellschaft nur erst ein Wort gesprochen; so spricht man auch mehr, und hundert Autoren haben es schon gesagt, daß die Vorrede gewöhnlich das schwerste am ganzen Buche sey.

Also wieder ein neuer Einfall! In der That, ich wundere mich, warum der Schriftsteller, welchem Sancho die historische Frage vorlegte: wer sich zuerst im Kopfe gekraht habe? nicht die Antwort gab, daß es wahrscheinlich ein Autor gewesen sey.

Ich wenigstens that es, und setzte mich hin, um die Vorrede zu einem Buche zu schreiben, welches ich Eupheme betiteln wollte, ohne doch zu wissen, wovon es eigentlich handeln würde. Das meiste in dieser Vorrede ist Erdichtung.

V o r r e d e

zu einem künftigen Buche.

Eupheme war nach einem nicht sehr bekannten griechischen Mythos die Amme der Musen: das Wort selbst bedeutet guten Ruf, Ruhm, günstige Vorbedeutung, glücklichen Zuzuf. Man denkt dabei mit Wohlgefallen an eine Zeit, wo der Ruhm und was ihm anhängt das Wichtigste oder Einzige war, was den Menschen Leben und Gedeihen mittheilte.

Nachdem ich gesagt habe, wer Eupheme war, sollte ich mich billig auch darüber erklären, warum ich sie zur Schutzgöttin dieses Buches erwählt habe. Aber ich gestehe gern, daß ich mich in einer Lage mit vielen Schriftstellern be-

habe, welche in neuern Zeiten die Titel ihrer Schriften aus dem Olympus und seiner Nachbarschaft herabgeholt haben. Wüßten doch auch, wie Strabo sagt, manche Nationen des Alterthums nicht zu sagen, warum sie diese oder jene Gottheit verehrten und ihr Tempel und Altäre erbaut hatten.

Nur einen Grund meiner Wahl will ich anführen, aber grade den, worüber man mich am meisten muthmaßen kann. Ich fand nemlich den Olympus von andern Schriftstellern so rein ausgeplündert, daß ich mir durchaus eine etwas unbekanntere Gottheit suchen mußte, wenn ich die wirklich bequeme Mode der Titelvergrößerung mimachen wollte. An den Namen der großen Gottheiten, eines Saturn, Jupiter, Neptun und Vulkan, oder einer Juno, Venus und Cbele wagte ich mich so wenig zu vergrreifen, wie Andere vor mir, und die übrigen siehen gewiß schon alle in unserm Verf. Katalogen. Wie viele Verwirrung hat es aber nicht verursacht, daß unter den Alten mehrere Nationen Eine und dieselbe Gottheit anbetheten: etwas Ähnliches würde sich in unserer Literatur ereignen, wenn mehrere Schriftsteller zugleich

unter den Namen des Apollo, der Minerva, Echo, Euterpe, Urania u. s. w. aufrufen:

Der Verfall, den einige meiner anomomischen Sachen aus dieser Gattung erlitten haben, war — nicht fonderlich. Aber desto größer war die Unterhaltung, welche mir die Bearbeitungen derselben gewährten. In einem berühmten Journale sagte man von der einen, sie sey ganz unverkennbar das Product eines unsrer größten Vielschreiber, der jede Messe das Publikum mit seinen Lesereyen heimgucke: (wohlgemerkt, ich hatte von der Art erst ein kleines Buch vor vielen Jahren geschrieben) und zum Beweise wurden etliche Provinzialismen angeführt, die in meiner Provinz nicht zu Hause sind. — Dagegen urtheilte ein anderer Rezensent: dieses Buch sey gewiß das Product eines unsrer Geistreichsten Schriftsteller, der schon manchemahl das lesende Publikum mit den Früchten seiner launichten Wust-Stunden überrascht habe. Man sieht, die Herren verstehen sich aufs Rathen! — Der andern Schrift gieng es nicht besser. In dem einen Journale wurde ganz kurz angemerkt: Der Verfasser habe weder Verstand, noch

Sprache, und zum Verwelse war eine Stelle ausgezogen, die im Zusammenhange eine Parodie einer sinnlosen und schwülstigen Stelle in einem berühmten Werke seyn sollte. Der Rezensent hatte nehmlich aus Bequemlichkeit nur die zweyte Lage des ungebundenen Buches angesehen, und weil gerade auf dieser die gedachte Parodie stand, hielt er die Stelle für Ernst, und für einen gültigen Verweis meiner Unvernunft und Undeutschheit. Von einem andern Beurtheller wurde eben dieses Buch als eine sehr Geschmack- und Geistvolle Lectüre von hundert andern empfohlen.

Diesmahl glaubte ich also, meinen Namen nennen zu müssen, nicht, als hielt ich ihn für sehr wichtig, sondern, weil ich hoffte, durch diese Dreustigkeit meinen Versuchen eine kleine Empfehlung zu geben, und zugleich zu verhüten, daß nicht irgend ein Rezensent sich einfallen liesse, durch Schläge auf mein unschuldiges Buch einem dritten Jemand, dem er etwa nicht wohl will, etwas abzugeben.

Der Sohn der Eupheme war Krotus, das personifizierte Versakklatschen. Wie sehr wünschte ich, daß der Titel dieses Buches

wenigstens in dieser Rücksicht einige Bedeutung erhielt!

Man rühmt es den lebendigen Predigern nach, daß sie durch eine zufällige Idee, durch eine ganz allgemein ausgesprochene Ermahnung oft das Herz eines Sünders plötzlich, und ohne es selbst zu wissen, treffen, rühren und bessern. So etwas thun aber auch die todtten Prediger oft, die Bücher. An mir wenigstens zeigte sich diese Kraft, als ich kurz nach Vollendung der obigen Vorrede auf eine Stelle in Jean Pauls Schriften stieß, die ich mir so gleich, aber, wie gewöhnlich, mit Weglassungen und Einschaltungen, abschrieb, wie ich sie hier, halb Paulinisch, eintrückte.

Der Ruhm verdient keinen Ruhm. — Gesetzt, ich läge mit den größten Gelehrten unter derselben grossen Laube und Staude von Lorbeerkränzen; so gieng es blos einem, wie dem andern, wir faulten dunkel unter dem Buschwerke fort, ohne daß in Jahrhunderten einer fläme, und das Gestrippe aufzöge, und nach uns sähe. Es halfte mir noch weniger, wenn

ichs gescheuter machen, und mich in einem An-
 hänge der allg. deutsch. Bibliothek wollte preis-
 sen, (oder vorn in Kupfer stechen) lassen:
 denn ich stände Jahre lang mit meinem Lorbeer-
 Reis auf dem Hute drinnen, in diesem kühlen
 Portativ: Pantheon, in meiner Nische, mit-
 ten unter den größten Gelehrten, die um mich
 auf ihren Paradebetten herum lägen oder säßen,
 Jahre lang ständen wir Bekränzte allein in un-
 serm Tempel des Ruhms beisammen, ehe ein
 Mensch die Kirchthüre aufmachte, und nach
 uns sähe, oder hineingienge und vor mir kniete
 — und unser Triumphwagen wäre blos von
 Zeit zu Zeit ein Karren, worauf der besetzte
 Tempel mit seinem Inhalt in eine Auction ge-
 schoben wird. — Und bleibe ich denn nicht mit
 all meinem Rahme einer ganzen Vorwelt d. h.
 sechs Jahrtausenden voll grosser Bö' er, ein
 mathematischer Punet, eine unsichtbare Finster-
 nis, ein miserales Je ne sais quoi,
 welches mir die Nachwelt, an der vielleicht nicht
 viel ist, schwerlich erstatten wird? Noch dazu
 kann ich nicht wissen, was es für herrliche himm-
 lische Heerschaaren und Erzengel auf andern
 Weltkugeln, und Kügelchen der Milchstrasse
 giebt,

giebt, Seraphe, gegen die ich in keine Betrachtung komme, ausgenommen als ein Schaaf. Und wie erst vor dem grossen Geiste, in seinem unermesslichen Abstände von uns! — denn kleine Stufen laufen vor einem, der auf den Höhen steht, völlig ein.

Ja, auch ich, sprach ich, will nicht ehrlich seyn, wenn ich mich bey solcher Lage der Sachen jemahls hinlege, und ordentlich, geschweige denn ausserordentlich, berühmt werde. Und von dem Tage an verächtete ich mich mit meinem Namen, kämpfte gegen meine Handelsucht, und lernte Buchbindern, um blos auf die Art Bücher zu machen, wie, dem Sprichworte nach, der Schneider Leute macht.

Gefichte und Allegorien.

I. Die Lofier.

Als die menschlichen Seelen gebildet werden sollten, drängten sich zwei lichte sternlichte Genien herzu, an der Bildung zu arbeiten; der Genius der Wahrheit und der Liebe. Sie wähten, der Ewige wolle einen neuen Himmel erschaffen. Aber sein Auge wies sie ergriffen zurück, und anstatt die neuen Wesen zu bilden, ward ihnen nur verabschiedet, sie beim Abschiede zu küssen. Ach! seufzte der Genius der Liebe, und blickte wehmüthig zum Schaffenden auf, sollen denn diese Seelen nie die Wahrheit sehen und nie sich lieben? Aber er wußte nicht, daß sein und seines Bruders Kuß die scheidenden Seelen durchdrungen und ihnen etwas von seinem Genie eingehaucht hatte.

Haben die rauhen Stürme des Lebens diesen Engelshauch weggeweht? Ach! was könnte die Erde seyn, wenn jene seeligen Genieen uns hätten allein bilden dürfen. Aber, siehe sie jetzt! Wo ist Wahrheit und Liebe? Welch

ein unermessliches Heer von Lastern hat unsre Welt überzogen, und ihre Felder abgenagt, wie eine Wolke Heuschrecken!

In tiefen Gram über die Mängel des Menschenlebens versunken, sah ich ein Gesicht.

Die Tugend saß auf dem Richterstuhl, und vor ihr stand das ganze große Heer der Laster, und hörte sie sprechen. Sie sprach mit Würde und Kraft. Aber der Leichtsinns pukte unter dessen an seiner Kleidung, der Geiz zählte ruhig seine Goldstücke aus einer Hand in die andre, der Troß stampfte den Boden und ballte die Fäuste, die Bosheit drehte jedes Wort, welches die Tugend sprach, höhniisch um, und die Wollust blinzelte voll Gier nach den himmlischen Reizen, die aus dem Gewande der Tugend hervorschimmerten.

Die Tugend hatte gesprochen, und erwartete, wie immer, ruhig die Wirkung ihrer Rede.

Da trat aus dem ganzen Haufen die Scheinheiligkeit hervor. Sie allein konnte der Tugend näher treten, und ihr bisweilen ins Antlitz blicken. Mit niedergesenktem Haupte, demüthig und bescheiden begann sie also:

Deine Rede, himmlische Tugend, ist uns ein neuer Beweis, daß du fürwahr gut und die Liebe selbst bist. Du möchtest so gern alles für dich gewinnen, möchtest so gern alles so gut machen, wie du bist. Was mich betrifft, so bedauere ich nichts mehr, als daß deine schöne Rede ganz verlohren seyn soll. Nur die wenigsten von uns verstehen sich ein wenig auf Rhetorik, und diese, fürchte ich, werden davon sogar den schrecklichsten Wüßbrau machen, und sich deiner Gründe gelegentlich zu ihrem Vortheil bedienen. Für alle Uebrige hast du so gut, als in den Wind gesprochen.

Du wolltest uns beweisen, daß wir die Menschen unglücklich machen, und den grossen Plan des Ganzen stöbern; du wolltest uns bereden, daß wir aufhören müssen, zu seyn, was wir sind. Aber bedenke doch, daß du ja zugleich mit uns aufhören würdest. Was ist der Tag ohne die Nacht? Was ist gros, wo es nichts Kleines giebt? Was wärest du, wenn wir nicht wären? Was die Sonne seyn würde, wenn zwischen ihr und der Erde kein Dunstkreis wäre; ein feuriger Klumpen, der

eine schwarzblanc Fläche zerschlitze, aber weder heile machte, noch erwärmte.

Und vollends die Welt — was wäre sie ohne uns! Welch eine elende Rolle würdest du in der Geschichte spielen, und die Geschichte in dir! Fürwahr, die Geschichte würde in ihrer Moralität ersticken. Religion und Philosophie, wem verdanken sie ihr erhabnes Daseyn, als uns? Wir, wir geben den Wissenschaften Ernst und Kräfte: du allein würdest sie zum blossen Spiel und Schatten erniedrigen. Wären wir nicht, so könnte mehr, als das halbe Getriebe aus der Menschen-Maschine herausgenommen werden, Köpfe wenigstens brauchten die Menschen gar nicht. Sie dürften nicht erfinden, nicht arbeiten, nicht denken, nicht begehren, nicht wählen.

Gäbe es ohne uns einen Aristides den Gerechten, einen Sokrates den Weisen, einen Kato den Ernsten, einen Friedrich den Großen? In einer Welt, wo alle Menschen gerecht, weise, ernst und groß wären, brauchte man keinen so zu nennen, und keinen zu bewundern.

Und wie glücklich sind nicht die Menschen durch diese Bewunderung! Mit welcher Seelig-

Zeit verweilen sie bey der Betrachtung eines Tugendhaften in der Geschichte und im Roman. Könnten sie das, wenn sie selbst wären, einer wie der andre? Würden sich die Menschen über Schönheit freuen, wenn sie alle schön wären? — Glücklich ist dein Verehrer; nicht weil er tugendhaft, sondern weil er nicht lasterhaft ist. Er würde nicht einmahl wissen, was er ist, wenn wir ihm nicht den Spiegel vorhielten.

Gewiß, die höchsten, seeligsten Freuden würden nicht seyn — ohne uns. Denn wo giebt es eine seeligere Stunde, als die ist, wenn das gefallene Herz sich erhebt; die Bekehrungsstunde eines Sterblichen! Wer nie böse war, kann sich nicht bessern, wer nie fiel, darf nicht aufstehen. Dem Laster also verdankt der Mensch eine der unaussprechlichsten Freuden.

Mein, gute Tugend! es sieht nur wohl um dich, so lange wir noch da sind. Unser Daseyn beweist das deine. Jede Lüge beweist, daß es Wahrheit giebt, und daß die Menschen Wahrheit lieben. Niemand glaubt die Lüge, als Lüge, sondern, weil er sie für Wahrheit hält. Jede Untreue erinnert daran, daß es Treue giebt. Ein Friedensbruch ist nicht denk-

bar ohne einen Frieden und Vertrag, und jeder Vertrag zeugt von der Lust der Menschen zur Ehrlichkeit und Friedlichkeit. Die Funken des Guten liegen still im Eisme: wir sind der Stahl, der sie hervorlockt. Ich freue mich, so oft ein fürchterlicher Krieg ausbricht, weil ich daran denke, wie viel Zugendblumen unter diesem Blutregen aufkeimen werden. Die Nachricht von einem grossen Bankerut ist Banne für mich, denn ich überlege, wie viel gute, Vertrauensvolle, ehrliche Menschen es geben müsse, wenn ein grosser Bankerut zu Stande kommen soll. Siehe, so genau hängen wir mit dir, mit der Glückseligkeit und Thätigkeit des Menschen, und mit dem Plane des Ganzen zusammen! —

Während dieser Rede hatten sich die meisten Unholde verlaufen: auch die Rednerin schlich ihnen nach. Vom Himmel floss ein heiliges Licht hernieder, hinter welchem die Göttin emporstieg.

II. Das Todten-Heer.

Ueber Stadt und Land lag trübe schwebende
 Mitternacht: der Ton des zwölften Glocken-
 schlags dröhte langsam in meine Träume, daß
 mich ein Schauer ergriff, wie Kiebfrost.
 Horch, da hört' ich das Geklimper eines Glöck-
 leins, wie man den Missethättern läutet, die
 zum Hochgericht geführt werden. Ich sah auf
 die Straße: da wandelte ernsthaft ein schwar-
 zes Männlein, mit einer Laterne in der Hand:
 es schaute auf und nieder, und rief mit holer
 gebrochener Todtenstimme einmahl über das an-
 dre: Wacht auf, ihr Schläfer allzumahl, und
 berhet für die Todten all, auf daß sie selig wer-
 den. Grausen und Entsetzen lustete mir das
 Haar hoch auf: ich horchte, und vernahm den
 Ton einer Leier: aber, der die Leier spielte,
 war ein hagres Gerippe, das hinter dem Männ-
 lein herschritt, und die Melodie war eintönig,
 wie die Weise zum Todtentanz. Komm herab,
 grinnst' mich das Gerippe an, und tanze zu
 meinem Spiel! Und husch, husch war ich hin-
 ab, eh ich mich besann, und tanzte zu dem jäm-
 merlichen Legerton.

Als wir! aufs Blachfeld hinaus kamen, sah ich einen langen Zug, zu Fuß und zu Pferde, und der Zug gieng nach dem Tackte der Peyer. Hinter dem allen kam ein Wesen, halb Mann halb Weib, leicht und gewandt, wie mir der Laternenschein verrieth, auf der einen Seite alt, auf der andern jung, beladen mit Kronen, Sensen, Eceptern, Hirtenstäben, Rerten, Stäben, Perlen, Federn, Gold, Silber, Steinen, Hüten und Hauben. Es gieng bald schnell, bald langsam. Wenn ich wähnte, es sey von mir fern, stand es dicht neben mir. Lastträger, sprach ich mit zitternder Stimme, wer bist du? Ich bin der Tod, antwortete das Wesen, und jene da sind Gestorbene. Du der Tod? also ist der Tod kein dürres holäufiges Gerippe, wie dieser da mit der Peyer? aber auch kein sanfter Jüngling mit gesenktem Blick und gelöschter Fackel?

Ihr Menschen kennet den Tod nicht, sprach der Träger, ihr seyd der Tod selbst, der Tod hat eine Gestalt, wie du und deines gleichen. Jeder, der lebt, ist sein eigener Tod. Euer Leben ist Tod, sterben, heißt aufhören zu leben, geböhren werden, heißt, anfangen zu sterben.

Ich schlug an meine Brust. — Aber was trägst du da, Tod? wozu das Geräthe?

Ich habe es den Menschen dort abgenommen, um ihnen die Reise leicht zu machen. Dielein dort gehörte die Krone, die du hier siehst: Sie war ihm schon im Leben schwer und drückend: mächtige Sorgen lagen auf ihm, da kam ich und nahm ihm die Krone ab, und führte ihn mit mir: nun wird er Ruhe haben.

Freundlicher Geleitsmann, so führst du also zur Ruhe?

Diesen Seerter hier entriß ich einem andern, eben als er ihn austrecken wollte, um Krieg und Jammer über sein Land zu gebieten. Er fluchte meiner und wand sich auf den Stufen seines Thrones: aber ich riß ihn fort: jetzt wird Er ein Glück werden.

Schrecklicher Geleitsmann, so führst du also zur Qual? Und das Männlein sang wieder: Wacht auf ihr Schläfer allzumahl, und berhet für die Todten all, auf daß sie selig werden.

Schweigend gingen wir neben einander weiter: es ist schauerlich, dem Tode so nah zu

wandeln. Ein wildes Geräusch, mit Nichts von alle dem zu vergleichen, was uns Geräusch dünkt, weckte mich aus dem düstern Schweigen. Was rauscht so in der Nähe, wie Sturmwind und Meereswogen, noch schrecklicher als Donner, unaussprechlich für mich?

Ich stand und sah — die Hölle.

Hast du sie noch nie gesehn, Erdensohn?

Oft schon, lieber Geleitsmann, aber ich weiß nicht, wo.

Wo Sünde ist, da ist Hölle. Du sahst sie im Reide, der mit viehischem Hunger an seiner Seele nagt, nicht satt wird, und doch nagt. Du sahst sie in der äblen Laune, die mit Ehasdenfreude auf ihrem eignen Glücke herumtritt, die Menschen um sich her anhaucht, wie eine Giftschlange, daß sie Freude und Muth verlieren. Du sahst sie in der Verläumdung, die mit kaltblütiger Ruhe die Ehre der Menschen mordet, ohne die ihrige zu vermehren.

Recht und vor allem sah ich sie in einer bösen Ehe, die niemand so schnell und wohlthätig trennen kann, als du.

Wir sind zur Stelle, sprach der Tod: hier ist mein Reich. Er: unabsehbliches Feld, durch

hohe fast unersteigliche Mauern von der übrigen Welt geschieden, lag vor mir. Die Mauern waren mit schrecklichen Bildern geziert, unaufhörlich hallte an ihnen das Echo der Seufzer und Klagen aus der Welt zurück. Kein Himmel bedeckte die Fläche, modernder Todtendunst hatte Wolken drüber gebildet. Ganz in der Ferne war ein Thron errichtet von Schädeln und Gerippen: ein Sarg stand als Fußschemmel unten am Thron: das Baldachin war ein Sterbekleid. Schaurige Melodien empfangen den Tod, als er dem Throne sich nahte. All sein Geräth: warf er in die Grube der Vergänglichkeit. So wie er den Thron bestiegen hatte, sammelten sich um ihn viel andre Tode, unter ihnen der Tod der Liebe, der Tod des Hungers, der Reue, der Sehnsucht, des Vorwurfs, des Lachens. Zu ihnen gesellten sich die Gestorbenen.

Der Tod der Liebe hatte einen hohlen Kopf, ohne Gehirn. Schwebend und wankend lehnte er sich auf einige Personen, unter denen ich Pittamus und Thisbe, Leander, Werther und Siegwart erkannte, und noch viele, die die Welt nicht kennt. Viele standen und weinten

Um zu: viele bedauerten ihn mit Verachtung:
Heilige, mit frommen kalten Herzen giengen
vorüber und verdaminten ihn.

Gräßlicher war der Tod des Hungers.
Ihn begleiteten Arme, die auf Erden keinen
gefunden hatten, der sie speiste zur Zeit der
Noth: Reiche, die ein unmenßlicher Geiz ab-
gezehrt hatte, ihm selbst zum Opfer.

Viel Gefolge umgab den Tod der Reue,
der mit niedergeschlagenem Blicke, zusammen-
gebißnen Lippen und eingeknisnen Fäusten un-
beweglich hinstarrte. Das hätte ich nicht ge-
dacht, murrte der eine, daß diese Freuden,
die ich genoss, ein so schreckliches Ende nehmen
würden: ich trozte auf meine Jugend und meine
Kräfte. Verdamnte Brut, die mich mit Zue-
renliedern in die Untiefen der Wollust lockte!
Das hätte ich nicht gedacht, blökte ein anderer,
daß das Gewissen so wüthend erwacht, wenn
man es auch lange eingeschlafert hat. Alle die
Tage, seufzten andre, sind verflossen, alle die
Gelegenheiten sind unbenußt entflohen, wer
wird sie wiederbringen!

Noch war ich in der Betrachtung dieser
Gestalten verlohren, als die Stimme vom Thron e

mit Kraft und Nachdruck herabrief: Todte, kommt und belehret den Lebendigen!

Da kam einer mit düsterer Miene, das Auge voll Sehnsucht, immer hinschauend nach der Welt, im Kampfe mit sich selbst. Lebendiger, sprach er, knüpfe dich nie mit allzu festen und vielen Banden an die Welt, bleibe so frey, als du kannst: du hast dort kein Bleiben, halte dich immer zur Reise fertig.

Er sprach und weinte.

Lehre die Erdenkinder, sprach ein andrer, ein Mann voll hoher Weisheit, glänzende Herrlichkeit spiegelte aus seinen Augen, lehre sie, daß ihr Wissen nur Stückwerk sey. Sie beweisen, was sich nicht beweisen läßt: sie wähnen zu wissen, was sie nur ahnden: sie sollen ihre Ahnungen fest halten, und zum starken Glauben ausbilden — davon haben sie genug. Siehe, ich habe viel gedacht und bewiesen, ich glaubte, die Zukunft zu sehn, wie die Gegenwart: aber es ist hier anders, als ich oben sah. Lehre die Menschen handeln und hoffen!

Indem brach ein Schwarm zorniger Menschen hervor — sie sahen aus, als wären sie

allein im Besitze der Wahrheit, zuversichtlich
und stolz, polternd und eisernd — ein Ketzer!
schrieen sie, und fuhren auf den Weisen los.

Ich erschrak bestig — auch im Ortus
noch Ketzermacher? — ich wollte ihnen in
den Weg laufen, ereiferte mich und — er-
wachte.

III. Die Kritik.

Die Kritik war die älteste Tochter der Wahrheit und des Fleißes. Als sie gebohren war, übergaben sie ihre Eltern die Gerechtigkeit, und ließen sie im Hause der Weisheit erziehen. Bald erwarb sie sich durch ihre treffliche Bildung die Achtung der Himmlischen, daher ward sie früh zur Lehrerin der Phantasie bestellt und mußte den Gesang der Museu leiten, wenn sie vor Zeus Thron sangen.

Als die Musen vor grauen Zeiten zur Erde herabstiegen, kam die Götterin mit ihnen. Die Gerechtigkeit gab ihr einen Zepher, das eine Ende mit Amaranthen und Lorbeerzweigen umkränzt und mit ambrosischem Oel besenket, das andre mit Cypressen und Pappel-Laub bemantelt, und in die Blüthen des Lorbeers getaucht. In der linken Hand trug sie eine unaussprechliche Fackel, von der Arbeit verfertigt und von der Wahrheit angezündet.

So kam sie hernieder, die Werke der Irdischen zu messen. Was ihre Fackel beleuchtete, erschien in seiner wahren Gestalt, mit allen Tugenden

Tugenden und Fehlern. Das Vortrefliche be-
trübete sie mit dem amaranthnen Ende des Zep-
ters, da ward es unsterblich. Aber das schlechte
beträufelte sie mit den Tropfen der Leibe, da
ward es vergessen.

Aber viel Werke wurden ihr vorgelegt, die
des Vortreflichen und des Schlechten gleich viel
hatten. Was sollte sie thun? Aus Furcht, den
Zeppter der Gerechtigkeit unrecht zu führen, über-
ließ sie die Prüfung und das Urtheil — der
Zeit.

Das Verfahren der Zeit war langsam,
aber gerecht. Viel Werke wurden vernichtet,
einmal allmählig, andre auf einmal. Zufrie-
den mit dieser Nothwehr entsetzte sich die Göttin
wieder von der Erde, und fürchtete nicht, daß
Vorurtheil, Mißgunst und falscher Geschmack
der guten Sache schaden würden. Ehe sie sich
in die Wolken erhob, zerbrach sie ihren Zeppter
in Stücke. Vierta sammelte die Schmetze-
len alle die Splitter auf, die von dem ambro-
sischen Ende gefallen waren: die Stücke vom
Ende der Leibe raste die Bosheit zusammen.
Die Fackel ließ die Göttin nicht zurück. Dar-

um blieben die Anhänger der Schmeichelei im
Jüngern: aber die Freunde der Bosheit empfan-
gen eine Fackel von den Juriern, deren Flamme
allein das Schlechte beleuchtete.

Mit diesen Werkzeugen gingen beide Par-
theien aus, Unsterblichkeit oder Vergessenheit
auszutheilen. Aber der Zepher verlor seine
Kraft, und die Zeit spricht, ohne auf ihre Ent-
scheidung zu achten, nach eigenem Gefallen das
Urtheil.

Ueber zehn Gemählde

aus der Niederländischen Schule.

1 b i s 6.

Treffliche Züge zu dem Gemählde einer kleinen Stadt, die mit andern in keiner Verbindung steht, kein sonderliches Gewerbe treibt, und keinen Zeitvertreib hat, als den sie sich selbst macht. Um einen solchen Orte einiges Ansehen zu geben, müssen einige vornehme Familien daselbst wohnen. Diese sind gemeinlich so stolz, daß man sie kaum ansehen darf. Ihr Zeitvertreib besteht im Besuche geben, mit dem fleißigsten Ceremonial. Wenn eine Frau bey Tische nicht nach ihrem Range zu sitzen kommt, so entsteht Unzufriedenheit, die in einem halben Jahrshundert nicht wieder begolegt werden. Bey dergleichen Besuchen sind die Abwesenden allemahl der Oecurrenz der Unterhaltung. Ihre Välle und Spiegelgeschäften dienen zu nichts, als den unnatürlichen Widerwillen, den

sie gegen einander hegen, immer lebhaft zu unterhalten. Man gebe mit Achtung, mit welcher Wichtigkeit jene ältliche Frau, die vornehmste am Orte, den obersten Platz in der Stube einnimmt, ihre Familie folgt ihr mit gleichem Ernst.

Bemerkt ferner ihre läppische Neugierde, ihre Anmerkungen über einander, ihre genaue Kenntniß von dem, was ein jeder that, ihre Verwunderung, wenn einer etwas Ungewöhnliches vornimmt. Sie wissen auf die Minute, wenn der edelr Jener auf das Feld, in seine Werkstatt oder in das Wirthshaus geht. Nimmt einer etwas anders vor, setzt er sich aufs Pferd, anstatt daß man glaubt, er werde zu Fuß gehn, oder geht er in den Garten, anstatt in das Wirthshaus, so können sie nicht begreifen, warum, sondern zerbrechen sich die Köpfe, um die Ursachen dieser äußerst merkwürdigen Veränderung auszufinnen.

Sie entscheiden über alles, was ihnen vorkommt, als ob sie die ganze Welt zu regieren hätten. Der Schluß ihrer Betrachtungen ist allemahl, daß es lauter böse Menschen giebt, sie ausgenommen. Wie sie schwachen! wie

gern sie wißia seyn möchten! wie sie über ihre eignen Einfälle lachen! wie lustig, artig und klug sie thun! Besonders, wenn der Mann eintritt, den sie als ihren Trahmacher lieben und ehren. Gleich sein erstes Wort ist Wiß: Wie geht mirs? fragt er, und die ganze Gesellschaft lacht. Für einen Groschen Bier, maas kosten, wie viel es will, ist sein zweytes Von Not, und ein zweytes Gelächter schärft seinen Wiß von neuem. Er ist finstler auf der Straße, daß man sein eignes Wort nicht sieht: das muß wahr seyn, der Junge hat einen ansehnlichen Kopf, wenn er die Treppe herunter fällt; und wie die Einfälle weiter lauten.

7 bis 9.

Das Wirthshaus selbst, wo sie zusammen kommen. Der rothbackige Wirth voll von Bier und Zufriedenheit, steht und hört den wißigen Einfällen zu, und belacht sie jedesmahl am längsten. Die Wirthin nimmt im Vorübergehen etwas von dem Gelächter mit, und wehrt sich lickernd gegen einige Zweedentigkeiten, die man ihr nachruft, mit Genehmigung des Eheherrn. Einmahl bleibt sie stehen, um zu fragen: wo

der und jener heute bleibe, und man legt ihre Axtax mit Gelächter so aus, als ob sie ein Auge auf den Abwesenden habe. Im Winkel sitzt ein Reisender. Zischelnd forcht die Gleichgültigkeit, wer er wohl seyn möge, und der Spasmacher will bemerken, daß es ein Wurmdoctor sey.

10.

Nach dünkt, das Leben und der Tod dieser freisinnigen alten Frau, die zernia aufstand, für Frühmuth, Mittagsstod und Abendessen sorgte und zu Bette gieng, und wieder aufstand, und für Frühmuth, Mittagsstod und Abendessen sorgte und zu Bette gieng, und so immer fort, alle Tage des Jahres, ohne den geringsten Unterbruch, ist ein grosser Beweis von der Wichtigkeit menschlicher Handlungen.

A B C B ü c h l e i n
für Kinder der Weisheit.
Aus allerley Schriften gesammelt.

A.

Alter des Lebens. Du armer Mensch!
Wenn der zarte weiße die ganze Natur über-
zaundernde Nebel deiner Kinderjahre her-
unter ist: so bleibst du doch nicht lange in
deinem Sonnenlichte, sondern der gefallene
Nebel kriecht wieder als dichter Gewit-
terwolke unten rings am blauen herauf,
und am Jünglings-Mittage stehst
du unter den Büschen und Schlägen deiner
Leidenschaften. Und Abends regnet dein
verschlichter Himmel noch fort! Jean Paul.

Aufklärung. Aufklärung bey einem leeren
Hertzen ist blos Gistbäucherey. — Die
menschen Menschen unsrer Tage gleichen den
neuen Häusern in Potsdam, in die Friedels

zu Vaders Pforten setzen lies, dann jeder
könnte hine, so kam — bewohat. J. P.
Aufopferung. Eine Nührung, eine Thrä-
ne ist ein Schweiß vor dem Himmel, gut zu
werden — aber eine einzige Aufopferung
stillet dich mehr, als fünf Dustränen und
zehn Kainthredigten. J. P.

Aufrichtigkeit. Auf dieser Erde schlägt
keine erhabnere und seligere Stunde, als
die, wo ein Mensch sich aufrichtet, erhoben
von der Tugend, erweicht von der Liebe,
und alle Gesahen verschmäh, und einem
Arzente zeigt, wie sein Herz ist. — Aber
die vollendete Aufrichtigkeit sieht nur der
Tugend an: — der Böse verschone uns
mit seiner Feigenerbsung, und wer keine
Himmelsthr in sich zu öfnen hat, lasse das
Höllenther zu. J. P.

B.

Verdriem. Wie verdriem sich der hiefige
Mensch, die dunkle Natur auf einem Nacht-
stiel: pden Winter laet er zu sich: ach!
es steht mir wider, als der Krähling! J. P.

Bürgerlich. Man muß dem bürgerlichen Leben und seinen Mikrologieen einen künstlichen Geschmack abgewinnen, indem man es liebt, ohne es zu achten, indem man es als eine Veräusung des menschlichen so poetisch gemesset, als man bey dessen Darstellungen in Romanen thut. A. P.

C.

Charakter. Diejenigen Charaktere, die aus Erolz und Delikatesse in gleichem Maasse gemischt sind, geben uns im Umgange das meiste Vergnügen.

Collision. Leider können die Lorbeern für die Großen nicht in hinlänglicher Menge wachsen, ohne daß wir eine Menge Kornähren aussäen. Litter. Briefe.

Cultur. Unter einem rohen Volke und unter dem gemeinen ist Freundschaft nur Mittel und Rückenwind zum Weiterkommen, nicht Ziel und in die Brust geioagne Lebensluft; aber die Cultur, die überall mit dem Stahl des Körpers nur Funken der Seele

schlagen will, erzieht das Herz für das freunde-
de, und lehret uns die Freundschaft höher
achten, als die Tücken und Vortheile der
Freundschaft. J. P.

D.

Dämmerung. Wir genießen nur aus Er-
wartungen oder Hoffnungen, und gleich
den Nachtenten sehen und fliegen und jagen
und hauchen wir nur in zwey Dämmerun-
gen. J. P.

Dünkel. Wer sich dünket, etwas zu seyn,
ist auch etwas, nemlich Materie, woraus
Viel die Narren macht. Arnds W.
Christenthum.

E.

Eigentliche. Schon genommen, bemühen
sich alle Menschen, ändern die gute Mey-
nung Vorstellungen, die sie von selbst haben.

Euthetische. Man kann die Erfahrung
nicht als Grund nehmen, wie eutheistisch
man in der Logik ist. Gdthe.

Enthusiasmus. Der Mensch muß, wie
Gebäude, in die Höhe geschraubt wer-
den, um reparirt zu werden. J. P.

Erde. Nicht blos der Himmel, auch die Er-
de macht den Menschen groß. J. P.
Die Erde ist nur der Zimmerplatz, nicht
die Baustelle der Menschen. J. P.

Erhaben. Das Erhabne wohnt nur in den
Gedanken, es sey des Ewigen, der sie aus-
drückt durch Buchstaben aus Worten, oder
des Menschen, der sie nachlieset. J. P.

F.

Fehlen. Verzage nicht, wenn du einmahl
schliffst, und deine ganze Reue sey — eine
schönere That. J. P.

Fortschritt. Der Gang des Menschen an-
schlechts zur heiligen Stadt Gottes gleicht
dem Gange gewisser Pilgrime, die nach
Jerusalem wallfahrten, und allemahl nach
drey Schritten vorwärts wieder einen rück-
wärts thun. J. P.

Freunde. Das Entreebillet zur Freude ist ein gutes, und dann ein ruhiges Herz. J. P.

Freund. Nur die flachen Menschen sind eines jeden Freund, wie Bilder, die einen ansehn, wohin man tritt. J. P.

Friedrich der Große. Es ist leichter, ein grosser, als ein rechtschaffner König zu seyn: es ist leichter, bewundert, als gerechtfertigt zu werden. — — Friedrich konnte durch einen Thron höchstens erniedrigt werden, weil er darauf sitzen mußte, und ohne die so enig umschliessende Krone, das Szepter und den Zauberkreis des Hofes, wäre dieser höchstens — grösser geworden: und glücklich, du grosser Geist kommtest du noch weniger werden; denn ob du gleich in deinem Innern die Bastille und die Zwinger der niedrigeren Leidenschaften abgebrochen; ob du gleich deinem Geiste das gegeben, was Franklin der Erde, nemlich Gewitterableiter, Harmonika und Arbeit; ob du gleich dein Reich schöner fandest und tiefer anschauest, als das der Wahrheit; ob du dir gleich von der Hämeln-Philos-

forbie der Encyclopädisten nur die Ewigkeit, macht die Gottheit, verhängen ließe, nur den Glauben an Tugend, nicht deine eigne: so emphyem doch deine liebende Brust von der Freundschaft und von der Menschheit nichts, als den Wiederhall ihrer Zensur — die Alie, und dem Geist, der nur seinen greßen Wurzeln, wie der Mahagonibaum, oft den Felsen zerrub, worauf er wuchs, dein Geist lirt am greßen Kontrast deiner Wünsche mit deinen Zweifeln, am Kontraste deiner idealtischen Welt mit der wirklichen und deiner geglaubten, ein Kontrast den kein milder Glaube an eine zweite sanft verschmelt, und darum gab es auf und um deinen Thron keinen Ort zur Ruhe, als den, den du nun hast. J. V.

6.

Gedanken. Warum sind oft die reinsten Seelen mit einer Menge eitelhafter, giftiger Gedanken gequält, die wie Spinnen an den glänzenden Wänden hinaufstrecken, und die sie nur die Nähe todzudrücken haben? J. V.

Geiz. Jeder Mensch ist in irgend etwas ein
ausgemachter Hülz. J. P.

Gewisheit. Hier im Leben können wir nie
Universaldogmatiker werden: weil nach ei-
nem „*sieh ich habe gefunden!*“ meh-
rere ich muß suchen, und vielleicht auch
aber es ward mir zu schwer sich
einstellen. Laufmann.

Glauben. Es giebt eine höhere Ordnung
der Dinge, als wir erweisen können — es
giebt eine Verheißung in der Weltgeschichte
und in eures Leben Leben, die die Vernunft
aus Unwissenheit glaubt — es muß eine Ver-
heißung geben, die nach andern Regeln, als
wir bisher zum Grunde legten, diese ver-
wirrte Erde verknüpft als Tochterland mit ei-
ner höhern Stadt Gottes — es muß einen
Gott, eine Tugend, und eine Ewigkeit
geben. J. P.

Groß. Der Mensch allein ist groß, der wahr
ist. Wer von der Wahrheit abweicht, wird
klein. Nach dem Urtheil aller und jeder
Menschen ist der der Allerkleinste und Ver-
ächtteste, der am unwechesten handelt,

Man glaubt, eine Geistesart vor sich zu haben, wenn man einen Menschen vor sich sieht, der immer der Wahrheit gemäß handelt; dessen Handlungen alle ein reiner Ausdruck der reinen innern Gefinnungen sind.
Lavater.

Gut. Warte nie auf außerordentliche Lagen zum Gutes thun: die alltäglichsste ist die verdienstlichsste. J. P.

H.

Hass. Man hasset am Andern nichts so sehr, als einen neuen Fehler, den er erst nach Jahren zeigt. J. P.

Haus: Practica. Die nöthigste Predigt, die man unserm Jahrhundert halten kann, ist die, zu Hause bleiben. J. P.

Heldenthut. Die größten Heldenthuten werden zwischen vier Wänden gethan. J. P.

I.

Idee. Unter der Fäulberglocke einer Idee stecken wir beschützt vor dem äussern Ocean.
J. P.

Inkonsequent. Grade der Besitz ungleich-
artiger Kräfte in gleichem Grade macht inkon-
sequent und widersprechend; Menschen mit
einer dominirenden Kraft handeln gleicher-
māß nach ihr. In Republiken ist mehr Un-
billigkeit, als in Despotien; am Aequator
ist ein gleicherer Barometersland, als in ge-
mässigten Zonen. J. P.

K.

Kleinigkeit. Ich ärgre mich, wenn die
Menschen mit dem Namen Kleinigkeiten schel-
ten. Was habt ihr denn anders? Ist denn
nicht das ganze Leben — blos seine erste
und letzte Minute ausgenommen — daraus
gesponnen, und kann man nicht alles Wich-
tige in einen zusammengedrehten Strang von
mehreren Bagatellen zerzausen? Unsere Ge-
danken ausgenommen, aber nicht unsere
Handlungen, kriecht alles über Sekunden,
jede große That, jedes große Leben zerspringt
in den Staub der Zeittheile. J. P.

Krankheit. Es wären für uns vier bessere
Tage: Bet- und Fasttage, als die gewöhn-
lichen,

lichen, wenn wir jährlich nur vier harte, hoffnungslose Krankentage hinter einander auszuhalten hätten; weil wir auf dem Krankenlager, dieser Eisregion des Lebens neben dem Krater, mit erhöhten Augen auf die einschrumpfenden Lustgärten und Lustwälder des Lebens niederschen — weil da unsre elenden Reimbahnen kürzer, und nur die Menschen größter erscheinen — weil wir da nichts mehr lieben, als Herzen, und keine andern Fehler vergrößern und hassen, als unsere, und weil wir mit schönern Entschlüssen das Liechbette verlassen, als wir es bestiegen. Denn der erste Gleichungstag des überwinterten Körpers ist die Blüthezeit einer schönen Seele, sie trat gläubsam verflärt aus der kalten Erdenrinde in ein laues Eden, sie will alles an den schwachen, schwer athmenden Busen ziehn, Menschen und Blumen und Frühlingslüste und jede fremde Brust, die am Krankenbette für sie arbeitsat hatte, sie will alles, wie andere Auferstandene, eine Ewigkeit lieben, und das ganze Herz ist ein feuchtwarmer, quellender Frühling voll Quospen unter einer jungen Sonne. J. P.

Q.

Leben. Nürnberger Land — der fallende
Schaum eines Lebens — ein Sprung durch
den Reifen der Ewigkeit — eine Gays
Bettler-Oper — ein Glaubens-Interim.
Jean Paul.

Das Leben des Menschen zieht, wie ein
Vollmond über lauter Nächte. J. P.

Lebensregeln. Jede Minute, Mensch,
sey dir ein volles Leben! Verachte die Angst
und den Wunsch, die Zukunft und die Ver-
gangenheit: Genieße dein Seyn mehr, als
deine Art zu seyn! Gehe in keine Lotterien,
bleibe zu Hause, gieb und besuche keine
großen Gastmähler, verreise nicht zu halben
Jahren! — Verachte das Leben um es zu
gemessen! J. P.

Leer. An den Menschen sind vorn und hinten,
wie an den Büchern, zwey leere Buchbin-
derblätter — Kindheit und Greisenalter.
J. P.

Leidenschaften. Keine Ruhe und Kälte ist
etwas werth, als die erworbene. Der

Mensch muß der Leidenschaften zugleich fähig und mächtig seyn. J. P.

Lesen. Man kann sich mit gefährlicher Täuschung in die Tugend hinein lesen, und sich schon für gut, edel, großmüthig halten, weil uns eine Stelle voll Güte, Edelsinn und Grossmuth gefiel. Wohl recht sagt J. P. die Seele wird, wie der Körper, durch Arbeit (Uebung, Praxis) nicht durch gute Nahrung (Maximen, Theorien) gesund und stark.

Lieben. Böses dulden; dem Unrecht schweigen; Gutes wünschen, wollen, sprechen, begünstigen, befördern, thun — lieber geben, als nehmen; vergeben, wie wir wünschen, daß uns vergeben werde; nicht genießen, damit Andre genießen; tragen, damit Andre leichter haben; sich einschränken, damit Andre sich ausdehnen; sich drücken lassen, damit Andre freyer werden. Vater.

M.

Mensch. Der Mensch ist der grosse Gedankenstreich — im Buche der Natur. J. P.

Menschen: Behandlung. Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter. Wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie seyn sollen, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Götze.

Menschenliebe. Die Freundschaft kann Vorzüge begehren, aber die Menschenliebe blos Menschengestalt. Daher haben wir alle eine so kalte, eine so wechselnde Menschenliebe, weil wir den Werth der Menschen mit ihrem Recht vermenacen, und nichts an ihnen lieben wollen, als Tugenden. Ich will die Menschen lieben, blos, weil sie Menschen sind. J. P.

Menschenkenntniß. Um einen Menschen vollkommner zu verstehen, müßte man seine Doublette seyn, und sein Leben gelebt haben. J. P.

Meinung. Unsrer Meinung von einander kann euch und mich nicht schlechter machen, als wir sind.

Musik. O Musik! Nachklang aus einer entlegnen harmonischen Welt! Seufzer des En-

gels in uns! Wenn das Wort sprachlos ist, und die Umarmung, und das Auge, und wenn unsere stummen Herzen hinter dem Brastgitter einsam liegen: o so bist du es nur, wodurch sie sich einander zurufen in ihren Kerkern, und wodurch sie ihre entfern-
ten Zeufzer vereinigen in ihren Wüsten. J. P.

N.

Nutzen. Das Höchste und Edelste im Men-
schen verbirgt sich, und ist ohne Nutzen für
die thätige Welt (wie die höchsten Berge kei-
ne Gewächse tragen); und aus der Kette
schöner Gedanken können sich nur einzel-
ne Glieder als Thaten ablösen. J. P.

O.

Original. Nur nach dem Maasse wird der
Mensch für stark, selbstständig, groß gehal-
ten, wie er aus sich selber spricht. — Wer
Original ist, und Jeder ist in gewissem
Maasse, der darf sich nicht bemühen, es zu
scheinen. Lavater.

P.

Philosophen. Es giebt Philosophen, die multo sudore acuminisque diesen Ehrennamen erkaufte haben; andere tragen ihn, wie Paulus sein Bürgerrecht, von Geburt; an jenen wird gebaut, diese bauen; jene werden durch Regeln, diese geben Regeln. Kaufmann. Jeder Mann von Genie ist ein Philosoph, aber nicht umgekehrt. Ein Philosoph ohne Phantasie, ohne Geschichte, und ohne encyclopädisches Vielwissen ist einseitiger, als ein Politiker. J. P.

Es ist einerley, welchen Ort man zur philosophischen Sternwarte besteige, einen Thron, oder einen Pegasus, oder eine Alpe, oder ein! Cäsars-Lager, oder eine Leichenbahre, und sie sind fast alle höher, als der Ratheder im Disputatorio. J. P.

Philosophie. Wir müssen nicht begehren, daß die Philosophie mit einem Federzuge die umgekehrte Verwandlung von Rubens nachthue, der mit einem Striche ein lachendes Kind in ein weinendes umzeichnete. Es ist

genung, wenn sie die ganze Trauer der Seele in Halbtrauer verwandelt, es ist genug, wenn ich zu mir sagen kann: ich will gern den Schmerz tragen, den mir die Philosophie übrig gelassen, ohne sie wäre er größer, und der Rückenstrich ein Wespenstich. J. P. Philosophie ist kein Brodstudium, sondern geistiges Brod selber und Bedürfnis: man kann sie so wenig lehren, wie die Liebe. J. P.

N.

Reise. Jede Reise verwandelt das Spießbürgerliche und Kleinstädtische in unserer Brust, in etwas Weltbürgerliches und Gottstädtisches. J. P.

Rücken. Ein Menschen-Rücken theilt durch den Schein von Abwesenheit mehr Mitleiden und weniger Haß mit, als Gesicht, Brust und Bauch. Man kann die Menschen gar nicht oft genug von hinten ansehen. J. P.

Ruhe. O Ruhe! du sanftes Wort! Herbst: flor aus Eden! Mondschein des Geistes! Du Abend der Seele! du stiller Hesperus des müden Herzens! der allezeit neben der

Sonne der Jugend bleibt! Der Mensch kann Alles werden, was er werden soll, wenn er nur erst ruhig geworden ist.

Näherung. Traue nicht auf leise, geistige Nührungen! Sie gehen vorüber, wie der Blitz, und der Donnereschlag der Eigeliebe und des Stolzes folgt hinten drein.

S.

Sachen. Stets lieben und suchen wir Sachen, auf Kosten der Personen. J. V.

Schrift. Was heißt eine schädliche Schrift? Die von Wahrheit, Tugend, Gott, Geistesfreyheit, dem Genuße des Erfreuenden und nie Vereuenden abführt, oder die den Weg zu Gott, zur Wahrheit, Tugend und Aechtheit schwerer macht. — Und welche ist nützlich? Die den Menschen seines Daseyns froher und sicherer macht. Lavater.

Schriftsteller. Zwey Klassen von Schriftstellern sind am ehrwürdigsten: die, welche schreiben, um im ächten Sinne des Worts, zu gefallen: und die, welche empfinden, was sie schreiben.

Seeligseyn. Sündensrey seyn, Leidensrey,
Todesrey. Sich selbst genießen, Gott ge-
niessen. Von nichts mehr gedrückt, von
Allem faust berührt werden; auf Alles wir-
ken; Alles mit sich vereinigen, Alles in sich
aufnehmen können; mit Allem in Harmonie
kommen, und sich mit allem disharmonischen
außer alle Möglichkeit der Bedrückung setzen
können. Lavater.

Selbsterkenntnis. Nichts, als die Höl-
lenfarth der Selbsterkenntnis bahnt uns den
Weg zur Vergötterung. Hamann.

Stand. Wer sich für seinen Stand begeistern
kann, wird viel darin leisten, aber sich nie
über denselben erheben.

Still. Wenn man beim Stiche der Biene
oder des Schicksals nicht still hält: so reißet
der Stachel ab, und bleibt zurück. J. P.

Stumm. Ach! ein Stummer legt den Men-
schen in die Wiege, ein Stummer drückt ihn
ins Grab! — Wenn er eine Freude hat,
sieht er aus, als lachte ein Schlafender —
wenn er jammert und weint, sieht er aus,
wie das Weinen im Schläfe. J. P.

I.

Täuschung. Es ist die gewöhnlichste und schädlichste Täuschung, daß man sich allezeit für den einzigen hält, der gewisse Dinge bemerkt. J. P.

Alle Laster, um begangen werden zu können, tauschen. Täuschung ist Vorsehrung eines schönen hellen Punktes, der eine Menge häßlicher, abscheulicher unbemerktbar macht. Lavater.

Temperatur. Die Menschen und die Vögel hören bloß in einerley Temperatur am richtigsten. J. P.

Tiefen des Herzens. O menschliche Natur! wer kennt alle deine Tiefen! Und wer müßte sich nicht entsetzen, wenn er den zehntausendsten Theil von dem sähe, was alle Tage auch nur in einem Kreise einer bewohnten Viertelquadratmeile vorgeht! Lavater.

Traurigkeit. Die Menschen fliehen die Traurigkeit vornehmlich darum, weil sie die grausamste Feindin der Selbstliebe ist.

Trinität. Der Sinn wie das Wort und die That, wie beydes. Diese Trinität wird von allen Nationen angebethet. Lavater.

Tugend. Die Menschen sind lasterhaft, weil sie die Tugend für zu schwer ansehen, und sie werden's wieder, weil sie sie für zu leicht hielten. J. V.

II.

Ueble Nachrede. Man lügt des Guten so viel von uns, daß wir es uns wohl gefallen lassen können, wenn man auch einmal etwas Böses von uns lügt. Lavater.

Sage von keinem Menschen das Allerschlimmste, wenn das Allerschlimmste nicht so gewis ist, wie deine Existenz, wenn es nicht heilige Pflicht ist, das Allerschlimmste zu sagen. Lavater.

Unkraut. Zange deine Herzens-Kultur nicht mit dem Anbau der edeln Triebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelet oder aus

gezogen, dann richtet sich der edlere Blumenstempel von selber kräftig in die Höhe. J. P. Unterlassen. Unterlassen ist schwerer, als Unternehmen. Denn jenes muß länger fortgesetzt werden, und dieses ist noch mit dem Gefühle einer doppelten Krafteräuserung verknüpft, einer psychologischen und einer moralischen. J. P.

Unterhaltung. Die meiste Feinheit und das innigste Wohlwollen zeigt sich in der Unterhaltung mit gemeinen Vorurtheilsvollen Menschen. Wer mit ihnen auskommen kann, ohne sie zu beleidigen, und ohne zugleich in ihre Vorurtheile einzustimmen, der hat den Preis vor den beliebtesten und gepriesensten Gesellschaftern gebildeter Zirkel. Die unterhaltensten Gesellschaften sind die, deren Mitglieder sich ehrlich in die Fakta und in die Betrachtungen theilen.

B.

Vaterlandsliebe. Vaterlandsliebe ist nichts, als ein eingeschränkter Kosmopolitismus; und die höhere Menschenliebe ist

des Weisen Vaterlandsliebe für die ganze Erde. J. P.

Vergessen. Es giebt einen Trost für uns alle, daß, wenn unser Gedächtniß und unser Namenszug auf der Erde ausgewischt und ausgetreten ist bis auf den letzten Endbuchstaben, daß es denn gleichwohl, (so wie des edlen Friedrichs Name als astronomisches Sternbild in ewigen Sonnen brennt) noch ein unendliches Herz giebt, in dem die Namen seiner kleinen Unsterblichen in lichten Zügen glänzen und nie verlöschen. J. P.

Versöhnung. Zärnet dein Freund mit dir: so gieb ihm Gelegenheit, dir einen grossen Gefallen zu erweisen. Darüber wird dein Herz zerfließen, und er wird dich wieder lieben. J. P.

Vollkommenheit. Wer in dieser Welt allein nach hoher Vollkommenheit rinnt, wird viel Vortrefliches sagen, und wenig Gutes thun. J. P.

Vorsicht. Ist dein Feind eine Mücke: denke du, er sey ein Elephant. Dänisches Sprüchwort.

Vorurtheil für das Alterthum. Unsere Unwissenheit der kleinern Hülsen und Nebenumstände zeichnet uns grosse Menschen und Thaten der alten Zeit höher und kühner vor, als sie waren, so wie wir die alten Bergschlösser auf steile schroffe verwaschene Felsentuppen gebaut glauben, indes erst das Alter und das Wetter den Berg entkleidete, spitzte und schärfte. J. P.

W.

Wahrheit. Jeder Mensch hat einen Wahrheitsinn, wie er ein Auge hat für sichtbare, ein Ohr für hörbare, eine Hand für greifbare Gegenstände. Lavater.

Wort. Man kann immer sicher darauf rechnen, daß gewisse Menschen gewisse Worte ins Ohr fassen werden. Jeder Mensch hat sein Wort, das man ihm nicht zweymahl vorsprechen darf. Die grosse Kunst der Intrigue und Cabale zu allen Zeiten ist: im rechten Moment das rechte Loosungswort fallen zu lassen. Lavater.

Jeder Mensch hat sein feuerfängendes Widerwort, woran er sich erkennen kann — ein Menschenname oder der Name einer Sache. Je weniger Widerworte ein Mensch hat, desto allgemeiner ist sein Sinn; desto freier, uneingeschränkter, unbefangener ist Er. *E b e n d.*

W ü n s c h e. Es ist gut, wenn der Mensch seine Lebensakta so wunderbar versflochten hat, daß er ganz widersprechende Wünsche haben kann. *J. V.*

W ü r d e. Die innere Kraft, das Stehen an sich selber; die Kraft der lichtreinen Erkenntnis, des einfachen, richtigen, stillen und schnellen Willens, und die physische Leichtigkeit, auf Aeußeres, das von uns abhängig ist, und von dem wir nicht abhängig sind, das unsrer bedarf, und dessen wir nicht bedürfen, auf dieß zu wirken, nach Erkenntnis und Willen — das ist die wahre Würde der menschlichen Natur. *P a v a t e r.*

3.

Z a r t. Die Freude zarter Menschen ist verschämt, sie zeigen lieber ihre Wunden, als

ihre Entzückungen, weil sie beyde nicht zu verdienen glauben oder sie zeigen beyde hinter dem Schleyer einer Thräne. J. P.

Jorn. Stelle keinem, sobald deine Brust den Seitenstich des Jorns befürchten muß, beredt seine Fehler vor; denn indem du ihn von seiner Sträflichkeit überreden willst, so übertretest du dich selber davon, und wirst also erboßt. J. P.

Zukunft. Das Buch eurer Vergangenheit, Menschen, ist nur ein Traumbuch, welches das Widerspiel der Zukunft bedeutet. J. P.



Literarische Curiosa.

1. Gemahlte Namen.

Thorheiten der vorigen Jahrhunderte sind immer eine Art von Trost für das jetzige. Mit diesem Gedanken nahm ich eins der seltensten und seltsamsten Bücher zur Hand, welches vielleicht manchem meiner Leser noch unbekannt ist, Johann Buno's historische Bilder †† Lüneb. 1672. Eine Beschreibung desselben, nebst Proben gab schon vorlängst Schlözer in der Vorstellung seiner Universal-Historie; zw. Th. S. 322. f. Buno stellt die Geschichte, so wie in einem andern Werke die lateinische Grammatik, in lauter Bildern dar, die weder historische Gemählde, noch eigentlich Allegorieen, sondern etwas ganz eignes sind, nemlich gemahlte Namen. Schade, daß unsre zeitigen Etymographen von diesem Einfall nichts gewußt haben; welche schöne Bilder hätten sie aus den Namen aller der Schriftsteller zusammenfassen können, die ihnen haben herhalten müssen! Doch vielleicht geschieht es künftig.

Zu diesem Behuf mögen einige Proben aus Buno's Buche hier stehn, die Schläger nicht mit ausgezogen hat.

Porphus richtet ein Königreich in Epitro an, er sitzt im Bier in der Bierkanne.

Samson, ist ein sammtner Sohn, er hat einen sammtnen Rock an.

Hercules, sagte Her Kühle! oder Keule, du mußt mit mir an die aufgelegten Arbeiten.

Thasia, hat Hasen: Gehirn.

Themistius, de auf dem Mist schreibt.

Hieronymus aus Stridon, steht mit einer Büchsen oder Rohr auf der Schildwacht, und spricht: He Ronde, hier ist Stried oder Streit.

Severus, er sieht so sever aus, daß ihm der Sefer oder Seiber aus dem Munde darübergeht.

Nestorius, er sitzt im Nest bis an die Ohren.

Eutropius, hat ein Ey, so tropfet.

Sidonius Apollinaris, er ist in Eyden oder Seide angethan wie ein Apollo, dessen Harfe bey ihm; ist aber ein Narr, dann er hat einen Narrenhut mit Glocken oder Schellen.

Nabonassar, nur auf den Abend als er.

Jonas, der Wallfisch speyet ihn aus, er war so naß.

Amos, er sihet bey einem A, so er aus Moos gemacht, als er noch ein Hirt gewesen.

Homerus, Hamer, damit er seine Verse geschmiedet.

Pycurgus, er licket oder leckt eine Uhr.

Suetonius, de Schwethmacher oder Vader schreibt Briefe.

Valentinianus, er war ein so starker Valentin oder Velten, daß er mit blossen Händen eine Säule zerbrach.

Codrus, mit Roth und Ruß hatte er sich angestrichen, daß er unerkant von den Feinden erschlagen würde.

Hosea, lange weite Hosen hat er an.

Virgilius, ein Poet mit dem Kranz,
setzt mit dem Besen, so aus Virgis oder
Ruthen gemacht.

Diodorus Siculus, de Dohr hat
ein Narrenhut mit Glocken oder Schellen,
ist siel oder krank, und schreibet doch.



2. Drey merkwürdige Gelehrte.

Zwen liederliche, P. J. Veronicus, um 1677, man weiß nicht, woher, da er holländisch, französisch, Englisch, und Italiänisch gleich fertig sprach: ein guter Dichter, machte lateinische und griechische Verse aus dem Zaeger erise. *) Er lebte unbeschreiblich coquisch, und näherte sich von den schmutzigsten Berriehlungen eines Tagelöhners, von Kaminsegen, Holzsapten und dergl. Zuletzt hielt er sich in Seeland auf, wo er, wahrscheinlich in der Trunkenheit, in einem Moraste erstickte. Als man ihm einmahls sagte, er verdiene Professor zu seyn, antwortete er, non placeo sibi umbraticam istam vitam. (S. Lessings Leben 3 Th. S. 327.)

Stephan Bergler, aus Siebenbürgen, Herausgeber der Briefe des Alciphron u. m. ein äußerst liederlicher und, schmutziger

N 3

*) Ein Gedicht von ihm, unter dem Titel Georgarchontomachia befragt die Eroberung der Stadt Altdenburg durch die Bauern.

Wann. Er wohnte im siebenten Stockwerk
 des Dr. Jätsch in Leipzig, den Taatschlägen
 parallel, in einem vermautheten Kämmerchen,
 war gewöhnlich ohne Kleider, und wurde von
 Frauen eingesperrt, um zu arbeiten. Denn
 hatte er Geld oder ein Kind, so vertraut und
 verfielte er Alles. Jätsch empfahl ihn dem
 Alexander Mauracordatus, Fürsten der Walla-
 chen, zum Viehlischaster: aber in kurzem wurde
 er von diesem wegen seiner Faulheit und Lieder-
 lichkeit wieder fortgeschickt. Von hier gieng er
 in die Türkei, und ließ sich beschneiden. Sein
 Abwärts Comital ist unbekannt. (Aus Ges-
 netss Magazin.)

Ein seltsambescheidner: Traugott Tho-
 mas Spengler geboren um 1690, auf
 einem Dorfe, unweit Oßlich, studierte 1703
 bis 1707. zu Jittau, unter dem Rector
 Christian Weise, in Wittenberg unter Bern-
 hardt, in Leipzig, und zuletzt in Halle, unter
 Thomafius und Gundling. Im Jahre 1713
 gieng er nach Berlin, hier nährte er sich von In-
 formationen, bis er 1762 starb. Bey seinen
 großen Kenntnissen hätte es ihm nicht fehlen
 können, an einer Schule oder Universität anzu-

kommen, aber er zog seine Unabhängigkeit vor. Seine Informationen betrafen weiter nichts, als Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum. Weiter wollte er sich nie versteigen, so oft und so sehr ihm auch angelegen wurde, in Privat-Vorlesungen seine höhern Kenntnisse mitzutheilen. In den allerersten Grundsätzen, die ich lehrte, sagte er, geschehen mir oft schon von Kindern Fragen, die mich stutzig machen. Was würde nicht geschehen, wenn ich mich mit wichtigeren Sachen und mit Leuten von ausgebildetem Verstande abgeben wollte? (Aus Lessings noch ungedrucktem Nachlasse.)

3. Träume.

Da mehr als die Hälfte des menschlichen Lebens aus Schlaf besteht: so verdienen die Träume allerdings die Aufmerksamkeit des Moralisten. Desto lobenswürdiger war der Einfall eines Anonymus, von dem wir ein Werk besitzen: *L'art de se rendre heureux par Songes*, (Kunst, sich durch Träume glück-

lich zu machen) Frankfurt. 1746. 2. Man könnte sagen, die ganze Lebensweisheit bestehe eigentlich in einer solchen Kunst.

Von den Sabinern wird erzählt, daß sie träumen konnten, was sie wollten. Eine glückliche Nation.

Dem angeführten Werke gemäß können wir alle in diesem Glück erlangen, wenn wir uns mit den geprüften Arzneien und Salben bekannt machen. Der Verfasser lehrt uns, wie wir von allem möglichem träumen können: 3. B.

Von Schlachten, Siegen, Eroberungen und Triumphen zu träumen.

R e c e p t.

Nehmt 6 Unzen Geseihtes von dem Innern einer Trompete oder Glocke, thut dazu 7 Unzen von dem chemischen Pulver Vaccandens, und reibt es in einem eisernen Mörtel.

Reist dreymahl so viel, als man mit zwey oder drei Fingern fassen kann, in warmes Widderblut, und bepreugt damit, vermischt eines Lorbeer-Astes euer Bett, besonders das Hauptkissen.

Wie man von prächtigen Gastereien, von grossen Schätzen träumen, wie man sich die herrlichste Musik, die prächtigsten Schauspiele, Tod, Himmel und Hölle vorbilden, endlich auch, wie man es machen könne, um zu träumen, daß man vortreffliche Verse mache, (eine Kunst, die viele ohne Arzney und Salben verstehen), alles das wird im zweyten Theile des Werkes ganz deutlich gelehrt. Der Verfasser hofft, es werde Jemand seinen Vorschlag bemerken, und eine förmliche Traum-Apotheke anlegen. Geschähe dies, welche Aussichten auch für die gelehrte Welt! Wenigstens würden die Weis-Katalogen schwächer, wenn sich die Schriftsteller damit begnügten, im Traume geschrieben zu haben, und im Traume Ruhm und Ehre für ihre Schriften einzuerndten! Wie mancher würde, zufrieden mit seinen Nachtgedanken, die Literatur des Tages ungeleitet lassen!

Wenn es indeß mit den Träumen nicht gelingen will, dem hilft Bartholiet durch Salben und Kräuter im Wachen aus. Schon die alten Philosophen und Dichter

brauchen Nieswurz oder guten Wein, um zu denken und zu dichten. Partholet hat eine Kryen für die Embellungsstraß erfunden, wenn man diese richten kann, wohin man will, ein *Pharmacum Phantasticum*. —

Aegri somnia.

4. Erbauliche Betrachtungen über einen Druckfehler.

Es ist sehr traurig, daß man von der Richtigkeit einer Lesart so gar wenig versichert seyn kann! Denn daß sie allgemein angenommen ist, daß sie einen guten Verstand giebt; ist das genung, mich zu überzeugen, daß es auch die ist, die aus des Verfassers Griffel oder Feder gekommen? Dazu müßte sie nicht bloß alt, sondern die älteste seyn. Und wenn sie auch die älteste wäre: wer stände mir dafür, daß sich der Verfasser nicht selbst vertrieben hätte?

Die übrigen Merkmale sind noch ungewisser. Denn welche Sprachfehler lassen sich nicht durch die yerliche Contaxis rechtfertigen? Haben unsre Rhetoren die Linie schon gezogen, wo häßlicher Styl aufhört, und Barbarismus anfängt? Haec vitia, den Soloecismus mit unbeariffen, saepe a figuris separare difficile est, sagt schon Quintilian.

Und der gute Verstand einer Lesart? —
Diese schlummer! Das Gute macht's eben, daß
wir das Beste nicht sehen können. Und was
gibt es denn überhaupt die Güte des Verstandes
bei an, wo es nur darauf ankommt, ob es
der Verstand des Verfassers ist?

Entsetzt „Lasse ward er von jeher allgemein
erwünscht“ — als ob man überall strauchelte,
wo ein tochter Hund begraben liegt! Eben so
wenig, als überall ein tochter Hund begraben
hört, wo ein kluges Kind strauchelt.

Da alles macht, daß ich der Kritik gehor-
sam zu sein bin, wo sie mit ungezwei-
felten Wahrheiten um sich wirft. Ich
habe sogar noch nie recht mit mir einig werden
kann, ob die Wahrheit am sichersten der münd-
lichen oder der schriftlichen Ueberslieferung anver-
traut werde. Wie wenn die mündliche Ueber-
lieferung nur seit der Zeit so treulos geworden
wäre, seit dem man angefangen hat, sie so ganz
zu vernachlässigen, und sich auf die schriftlichen
so übermäßig zu verlassen? Wissen wir denn
auch nur, wie die Alten mündlich überliefert ha-
ben? Heutzutage überliefere wir mündlich ei-

gentlich gar nichts. Die Bücher sind unsre einzigen Expeditours geworden, die alle Versendungen zwar willig übernehmen, aber weiter zu besorgen sehr träge sind. Wer seine Waaren braucht, muß sie bey ihnen ablangen lassen: wer das nicht thut, dem verrosen sie auf den Palkhäusern.

Ich denke, das *segnius irritant animum demissa per aures* des Heraz wird zu allgemein genommen, wenn man auch das geschriebene oder gedruckte mit unter die sichtbaren Dinge rechnet, die tiefer eindringen; als die gehörten. Jedes dringt durch den Sinn am tiefften ein, für den es zunächst gemacht ist. Worte aber sind zunächst für die Ohren gemacht: und es wäre doch sonderbar wenn sie auf nicht ihrem Wege am tiefften eindringen.

Was mich endlich, wenigstens in gewissen Dingen, völlig auf die Seite der mündlichen Ueberlieferung ziehen könnte, ist dieses. Sich versprechen und sich verschreiben ist im Grunde eins. Eins ist so leicht und so gewöhnlich, als das andre. Aber nun laßt uns auch

die Joluen von beyden betrachten: sind diese gleichfalls die nehmlichen? Keinesweges.

Als jeder was er wußte, bloß aus der mündlichen Ueberlieferung seines Vaters wußte; was war da ein falsch heraus gestoßnes Wort? Ein Schlag in die Luft, der keine Spur hinter sich läßt.

Aber nun laßt ein Strichelchen in einem Ringelchen vergessen oder verloschen seyn: und seht, was daraus in der Christenheit für Handel entstehen werden! O oder O.

Und daß man ja nicht denke, daß nur in Handschriften so etwas besonders nachtheilig werden könne. O wenn wir alle Druckfehler wüßten, denen Menschen und Vieh ihr Wesen zu verdanken haben!

Vielmehr sind wir mit unsrer Druckerey noch schlimmer dran. Denn der Druckfehler wird wenigstens immer tausendmahl mit eins gemacht. Und hat er sich nun gar in eine neue Ausgabe mit herüber geschlichen: so wage es einer, und lege Hand an ihn.

Ich wage es: und wahrlich auf die gefährlichste Art von der Welt. Denn ich habe es

mit einem Hunde zu thun, keinem kritischen, wie Scroppius bissigen Andenkens, sondern mit einem wirklichen.

Ich habe mich sehrnlich schon längst geärgert, daß des Ritter Don Quixotte's Windhund so faule Tage gehabt hat. Der Ritter hatte über seinen Ritterbüchern die Jagd ganz vergessen. (S. Uebersetzung Th. I. S. 3.) Und von allen den gefährlichen Fahrten des Ritters finden wir nicht, daß sein Windhund eine einzige mitgemacht hätte: so wie etwa die alten deutschen Jögen mit ihren Braken ansetzten. Wie gesagt, er muß faule Tage gehabt haben. Wenn er anders überhaupt existirt hat. Wie? Der Windhund sollte nicht existirt haben? Don Quixotte sollte keinen Windhund gehabt haben? Wird seiner nicht gleich Anfangs mit ausdrücklichen Worten gedacht? S. 1. „mit einer Lanza und alten Tartche am Nagel, einem mageren Klepper und Windhund“, oder wer die letzten Worte lieber in der Grundsprache sehen will: y galgo corredor.

So lauten alle Uebersetzungen. So lautet das Spanische Original; in allen Aus-

gaben, die ich gesehn habe. Kann ich das läugnen?

Acetlich kann ich das nicht läugnen. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn Cervantes hier an einen Windhund gedacht hätte. Meine Gründe sind in Reih und Glied folgende:

Erstens: der Windhund kommt, wie schon erwähnt, in der ganzen Geschichte mit Avellano da's Herrschaft weder auf Reisen noch zu Hause, weder todt noch lebendig, kurz nirgends mehr vor. Und es konnte doch dem Verfasser in der That nicht dorum zu thun seyn, sein Drama mit klummen Personen vollzustopfen, da er es so gut versteht, von allem, was in seiner Geschichte vorkommt, irgend einmal Gebrauch zu machen. Ich erinnere mich sogar einmal ein Lustspiel gesehn zu haben, in welchem ein großer Zauberer die wichtigste Rolle spielte, und dem Publikum mehr Vergnügen schaffte, als die eingekehrten Schauspieler.

Zweitens: würde sich nicht Sancho Panza dieses Inventariums, Etwils seines Herrn erinnert haben wo er dem Knappen des fremden Ritters sein Extraordinars-Baarschaft verrechnet? Sagt er nicht

nicht Th. III. E. 176. „An Hunden soll mirs auch gewiß nicht fehlen, denn es giebt's ja in unserm Dorfe genug.“

Drittens: warum hätte der edle Ritter grade nur einen Windhund gehabt? Sagt nicht der fremde Schildknappe Th. III. E. 175. ausdrücklich „so arm ist doch wohl kein Schildknappe auf der Welt, daß er nicht seinen Kiepper, ein Koppel Windhunde und eine Angeltuthe hätte?“ Der Schildknappe also hätte eine Koppel, und der Ritter nur einen?

Viertens: auch gab es wirklich Ritter und selbst begüterte, die keine Windhunde hielten, sondern nur ein abgerichtetes Hetzchen; E. Th. III. E. 222.

Muß nun aber um dieser Gründe willen der gute Windhund aus dem Texte heraus: wer soll an die leere Stelle? Wer anders, als die wichtige, berühmte, armselige Kojinante! Und wie denn? Freilich nicht im vollen Jagen. Denn da lief es gewöhnlich mit Kojinanten schlimm ab. E. Th. III. E. 156. Aber laufen konnte die gute Kojinante trotz ihrer Magerkeit doch wenigstens etwas. Bey dem gefährlichen Lanzenbrechen nur dem Baccalaurens

Samson Carrasco stieß Don Quixotte seinem
Reynante die Sporen bis an die Hersen in die
Ribben, so daß er, wie die Geschichte meldet,
dies einzigemal wirklich ein wenig galoppirte;
denn sonst war sein schärfstes Rennen nie mehr,
als ein reiner Trapp. E. III. E. 202.

Und da wären wir denn, wo wir hin woll-
ten, ohne Windhund. Ich werfe nehmlich
vermöge meines kritischen Rechts ein einziges
einziges *g* aus dem Texte, welches gar leicht
ein Abstrus des *y* seyn konnte, wie ganz ge-
troff und gestützt auf die zuletzt angeführte Stelle
y algo corredor, und bekomme nun einen Rit-
ter, von jenem, mit einem magerm Klepper,
der noch ein wenig laufen konnte, oder noch
ziemlich trottirte.

Freilich weiß ich nicht, warum der ehr-
liche Cervantes diesen Druckfehler hat stehen las-
sen. Ich denke aber, darum, weil er ihm
Anfangs entgangen und in der Folge zu unwich-
tig war. Warum aber Avellaneda, der so viele
Inconsequenzen und Widersprüche in Cervantes
ersten beyden Bänden rügte, diese Inconsequenz
übersehen hat, davon wird, hoff ich, der ge-
wisse Leser, der meine Meinung ist, den

Grund darin finden, daß Avellaneda nicht so scharfsüchtig war, wie er, der geüigste Leser nehmlich, und ich, oder bescheidner zu sprechen, Wir.

5. Die gelehrte Wiege.

Ein medicinischer Schriftsteller Martini, empfiehlt in einem Buche (zweytes Duzend Beobachtungen, welche das Hirn betreffen. Kopenhagen 176.) den Gelehrten, zum Besten ihres Hirns, eine große Wiege, in welcher sie sich schaukeln sollten, und welche von einem Bratenwender in beständiger Bewegung erhalten werden könnte. Man denke sich einmahl einen solchen Anblick, die Gelehrsamkeit in der Wiege, von einem Bratenwender geschaukelt! Daneben allensfalls Ehrhard Weigels Schwärze-Klassen; worinn die Schüler auf schwebenden Bänken in der Höhe sitzen, sich schaukeln und dabei lernen — was ihnen der Lehrer aus seiner Wiege, mitten unter dem Schnarren des Bratenwenders, vorbojzt. Am besten würde sich eine

ganze gelehrte Gesellschaft in dieser Lage ausnehmen: wenigstens könnten die Uebrigen, die eine Vorlesung anzuhören haben, unterdessen bequem ausschlafen.

Oder hat Martini vielleicht gar mit diesem Vorschlage satyrisirt? Ist etwa die grosse Wiege die Wiege des Ruhms? Freylich würde diese am besten durch einen Stratenwerder in Bewegung erhalten. Honorat und Rezensentenlob!

6. Kappierstöffe.

Gewisse Erscheinungen in der allerneuesten Literatur erinnerten mich an ähnliche in der Ältern. — Nicht ganz übel war der Einfall eines Sammlers, aus den Werken der deutschen Dichter Devisen auf deutsche Gelehrte u. s. w. auszuziehen, (im Jahre 1772. J. D.

G d f.

Es bann ein Strafgericht
Die Menschen ohne Lieb' in Welten ohne
Licht!

W i l l a m o v.

Welch thrasisches Gebrüll
Im deutschen Mosenhaghe!

K r u s i u s.

Ein Thor spricht lächerlich, was Kato
weislich sprach.

Aber noch besser wäre der Einfall
eines französischen Schriftstellers zu brauchen,
von dem wir ein kleines Werkchen haben, un-
ter dem Titel: *Les Touches* (Hiebe, oder,
wie er es erklärt *Rappierstösse*, *le coup*,
duquel la marque apparait sur l'habit de
celui qui est touché, *) *à cause de la craye*,
dont on blanchit l'épée talatur) *du Sei-*
gneur des Accords. **) *A Paris par Jean*
Aicher 1608. 8. Erst geht in diesem Buche
ein *Touche* vorher, in 8 Zeilen, dann folgt
ein *Contretouche* in 4 oder 6 Zeilen, der
gleichsam die *Moral* oder eine Erklärung oder
eine *Repressalie* enthält.

*) Obwohl gewisse Hiebe mehr zerklüftet wer-
den, als einen Kreidestrich auf dem Hute?

**) Von demselben Verfasser sind *Figures*, und
Les Erreurs u. s. w. (Schonheiten und Joten
der höchsten Art.)

Etz mltichen Witz haben wenige. Hier nur
eins und das andre als Beyspiel:

Le vrai service.

Qui fait service, doit attendre
Le salaire, qui lui convient:
Qui fait plaisir, ne doit rien prendre
D'un libéral plaisir provient:
Or Monsieur pour un bon office
Et plaisir de l'argent retient,
Moi je sers, et rien ne m'advient,
Je fais donc plaisir, lui service.

Contretouche.

L'homme qui est officieux
Merite bonne recompense,
Mais le valet incurieux
Gagne trop, s'il nourrit sa panse.

Le tems.

Dis moi de quoi les grands Seigneurs
Font chez eux le plus de depense,
L'un dit, que c'est en l'abondance
De chevaux et de serviteurs;

L'autre dit, c'est en l'accointance
De femmes et morceaux friands,
Pour en dire ce que je pense,
La plus grand depense est du tems.

Contretouche.

Je ne sai comme tu entends,
Que perdre tems ce soit depense,
Car chacun d'ordinaire pense,
Comme il pourra passer le tems.

Auch kommen allerley Abwechselungen
vor, 3. B.

Sur le Coq d'une Eglise.

Les vents battent incessamment
Le Coq avec grande violence,
Et toutes fois n'ont la puissance
De l'ebanler aucunement :
Nôtre eglise semblablement
Au Huguenot fait resistance,
Et par son soin et vigilance
Demeure toujours fermement.

Contre-touche.

Comment de l'église vous faites
Comparaison aux gyrouettes ?
Il n'y a rien plus inconstant.

R e p o n s e.

Non, mais je prens ferme assurance,
Sur sa très constante inconstance,
Qui ne bouge pour votre vent.

Gâtzere:

B i s s o t.

Bissot durant le repas
A rencontré trois bons mots,
Qui étoient fort à propos,
Crois donc, qu'il n'y pensoit pas.
Car quand il y pense bien,
Tout ce qu'il dit, ne vaut rien.

D'un jaloux et de sa femme.

Vous êtes gracieuse et belle,
Disoit à sa femme un jaloux.
Ha! je voudrois, repoudit elle,
Qu'on en peut dire autant de vous.

Contretouche.

Tu peux bien tenir ce langage,
Repliqua le mari, pour moi,
Et mentir à mon avantage,
Aussi bien que je ments pour toi.

Ohne Contretouches und mehr im Epigram:
mentou
sind folgende, die ich übersetzt gebe:

Der blinde Amor.

„Was zwang wohl, nach der Alten Glauben,
Den Gott der Liebe, blind zu seyn?“
Kein Zwang! Er ließ sich gern die schönen Au:
gen rauben,
O Mädchen, um sie dir zu leihn.

Die schlafende Venus.

Was bleibst du hier betroffen stehn?
Willst du mein Auge offen sehn?
Du wärest diesen Wunsch, o Freund, zu
theuer büßen
Wenn meine Augen dir ins Antlitz sehn,
So werden sich die deinen schließen.

Venus, aus dem Wasser steigend.

Du armer Mann, von Lieb' entbrannt,
Was fühlt nur deine Gluth?

Dem Venus selbst entsteigt, die Fackel in der
Hand,

Und ungefühlt, der Gluth.

Benläufig: Warum hat sich noch Niemand
in unserer Epigrammen Zeit an die Sitten
der Griechen erinnert?

7. Seltsame Rangordnung.

In einer neulich herausgekommenen Mo-
ral steht der Abschnitt von der Nächstenliebe
unter dem Gebothe: Du sollst nicht tödten.

In der Berner Polizeyordnung von 1661,
die nach dem Zehn Gebothten abgetheilt ist,
steht das Tabaksverboth unter der Rubrik: du
sollst nicht ehebrechen.

8. Deutsche Schriften
über und für das Frauenzimmer,
aus dem 16. Jahrhunderte
zur beliebigen Vergleichung mit der heuti-
gen Damen : Literatur.

Thoman Siegeberti von der Lippe, schöner
ausrolirter Spiegel von allerley Standts,
junge Gesellen, Jungfrauen, Männern
und Weiber. Erffort, Paul Brachs-
felt, 1593. 4.

Thomae Lindensporn schöne Lehren, wie
die Jungfrauen adelichen Sitten und Tu-
genten nachfolgen sollen. Amberg, 1600. 8.

Balthasari Mencilii von Hürtreflichkeit des
Weiblichen Geschlechts, wider die alten
und neuen Lasterer desselben. Hall in
Sachsen, 1597. 4.

Frommer Frauen Lob aus dem 26 cap.
Sprachs. Leipzig, 1588. 12.

Johannes Ireneus vom Lob und Unschuld der
Ehefrauen, sampt Widerlegung etlicher ge-

- meiner Sprüche, so zur Schmach der Weibsbilder gereichen. Leipzig, 1568. 8.
- Heinrich Steinsowel von Weil Historien von den fürnehmsten Weibern so von Adamszeiten an gewesen, was böses und gutes ihe durch sie geübet, auch was nachmals daraus entstanden. Frankf. 1576. 8.
- Eben der Titel von Johannes Vocatius. Frankf. 1566. Fol.
- Mäidlein Schul, ein schön vund nützlich' Spiel gesielet durch Conradum Porram. 573. 8.
- Ritter von Thurn Zuchtmeister der Weiber und Jungfrauen aus biblischen und weltlichen Historien. Frankf. 1572. Fol. 593. 8.
- Wie sich Fürstliche Fräulein in Christliche Haushaltung schicken sollten. Heidelb. 1570. 4.
- Ehrenspiegel tugendsamer frommer Matronen und Ehe weiber. Erfurt, 1586. 8.
- Johannis Buxlebii Jungfraw Spiegelein in Reimen verfaßt. Erfurt, 1570.
- Treuherzige Warnung an alle schwangere Weiber, u. s. f. Strasb. 1583. 8.
- Balth. Wendelii Tract. Daß die Weibsbilder eben sowohl zu Gottes Ebenbilde ger

schaffen, als die Mannspersonen. Leip:
zig, 1597. 4.

Albertus Magnus darinn alle Heimlichkeit
des weiblichen Geschlechts begriffen. Frankf
1581. 4.

Georgii Pictorii Medici d. Frauenzimmer, ein
nützliches Büchlein, daraus die schwangern
Frauen lernen mögen u. s. w. Frankfurt,
1576. 4.

Alexi Pedemontani Weiberzierung, von man-
cherley nützlichen und bewehrten Arzneyen,
den Leib zierlich und wohlgestalt zu machen,
jetzt in gemein deutsch verfasst, durch
Hans Jakob Wecker. Basel, 1575. 8.

D. Johann Marinelli Weiber Arzney, daß ist,
vier Bücher von rechter, unverfälschter
russelicherzler der Weibspersonen u. s. w.
Augsb. 1576. 1581. 8.

Tröstlicher Unterricht für schwangere und gebeh-
rende Frauen, Böglin. 1591. 8.

Schwangerer, kreisender Wöchnerin und Seue-
ren Regiment, Halle, 1591. 4.

Einheylisches A B C und weiblichen Tugendspie-
gel, aus dem 31 cap. Salomonis genem-
men. Magdeburg, 1595. 4.

Der eheliche Brautkranz, von achterley tugend:
rosen geflochten. Wittenb. 1591. 12.

Ehebüchlein was nemlich die Ehe sene, und wie
ein Eheweib soll geschickt seyn. 1565. 8.

Rebecca mit item tugendlichen Schmuck illumi:
nirt und ausgestrichen, Allen Jungfrauen
und Matronen zum Schauspiegel. Jena,
1568. 4.

Frauwen und Jungfrauen: Spiegel. Frankf.
1565. 8.

Frauwenzimmer, darinnen vermeldet wirdt, von
allerley schönen Kleidungen und Trachten
der Weiber, hohes und niedriges Staubs,
wie man fast an allen Orten geschmückt
und geziert ist, als Deutsche u. s. f. durch:
aus mit neuen Figuren geziert. Sampt
einer kurzen Beschreibung durch den wohl:
gelarten Thrasibulum Torrenni:
num Mutislariensem, allen Ehrlic:
benden Frauen und Jungfrauen zu Eh:
ren in Reim verfaßt. Frankf. 1586. 4.

Georgii Vivienii Weiberspiegel, darinnen
alle Eigenschaften unnd das Amt einer

Gotsfürchtigen frommen und ehelichen Frauen
fürgebildet wirdt. Leipzig, 1566. 8.

van Fischhardten J. u. D. Philosophische
Ehezuchtbüchlein u. s. f. Strassb. Bernh.
Jobin, 1597. 3.

Joh. Ludw. Bivis von gebährlichen thun und
lassen eines christlichen Ehemanns und Ehe-
weibs, verdeutschet durch Christophorum
Brunsnem. Frankf. 1566. Fol.

Der Lord Horion.

Kommentar über eine Stelle in Jean
Pauls Hesperus.

Ich darf mir wohl nicht die Erlaubniß erbitten, die Charaktergemälde in Jean Pauls Hesperus und andern seiner Schriften bewundern zu dürfen. Vielleicht sehen es sogar einige Leser gern, wenn ich eines derselben, welches etwas hoch und dunkel hängt, verabnehme, und ein wenig ans Tageslicht halte. Es ist das Bild des Lord Horion.

Unter den vornehmsten Galleriestücken des Hesperus sind einige Personen, die der Verfasser hohe Menschen nennt. Ihr Charakter ist eine edle Schwärmercy für die Zukunft: ein Sehnen über dieses Leben hinaus, welches sie verachten, um es desto gewissenhafter brauchen und genießen zu können. An der Straße, auf der diese hohen Menschen wandeln, steht der Lord gleichsam als Warnungstafel: die Einmischung desselben in die ganze Geschichte

h2

ein kräftiger Beweis von der ächten Weisheit,
Menschenliebe und Vorsichtigkeit des Verfassers.

Ich fange mit den Grundsätzen des Lord
an. „Das Leben ist ein leeres kleines Spiel.
— Ein einziger Unglücklicher wiegt alle
Trunkne auf. Für uns nichtige Dinge sind
nichtige Dinge gut genug; für Schläfer Träu-
me. Darum giebt es weder in noch außer
uns etwas Bewundernswerthes. Die Son-
ne ist in der Nähe ein Erdball, ein Erdball
ist bloß die öftere Wiederholung der Erdscholle.
— Läßt sich eine Schweizergegend in ihre
Bestandtheile auf: so hab' ich Tanneennadeln,
Eiszapfen, Gräser, Tropfen und Gries. —
Die Zeit vergeht in Augenblicke, die Völker
in Individuen, die Unermeßlichkeit in Punkte:
es ist nichts groß. — Die Begeisterung ist
mir verhaßt, weil sie eben so gut durch Lüste,
als durch Phantasieen entsteht, und weil man
in und nach ihr am meisten sich zum Haß und
zur Wollust neigt. — Die Größe einer er-
habnen That besteht nicht in der Ausführung,
die auf körperliche Armseeligkeiten, auf Ver-
wegen, Stehen, ausläuft; nicht im einfachen

„Entschluß, weil der entgegengesetzte z. B. der
„zu morden, eben so viel Kraft bedarf, als
„der zu sterben; nicht in der Seltenheit, weil
„wir alle in uns dieselbe Tüchtigkeit dazu,
„nur aber nicht die Motive dazu empfinden;
„nicht in allem diesen, sondern in unserer Prah-
„lercy. — Wir halten unsern allerletzten
„Irrthum für Wahrheit, unser Heute für
„fromm, und jeden künftigen Augenblick für
„den Kranz und Himmel der vorigen. Im
„Alter hat der Geist nach so vielen Arbeiten,
„noch denselben Durst, dieselbe Qual. —
„Da alles sich verkleinert in einem höhern Auge:
„so müßte ein Geist oder eine Welt, um groß
„zu seyn, es sogar vor dem sogenannten gött-
„lichen Auge seyn; aber dann müßte er oder sie
„größter seyn, als Gott, weil man nie sein
„Ebenbild bewundert u. s. w.“

Mit diesen Grundsätzen stimmt sein äußeres
Vernehmen meist überein. Kalt, gefaßt und
stumm sieht er bey der Operation, als ihm Vik-
tor den Staar sticht: kalt und mit unterdrück-
ter Zärtlichkeit vertraut er diesem seine geheim-
nisvollen Pläne: kalt und gefaßt sieht er allen

Bewegungen zu, die seine Pläne zu stören
kamen. Er wohnte einsam, auf einer beynahe
ganzlichen Insel, mit Trauermählern der Ver-
gangenheit umdünstet, immer in sich gekehrt und
starr. „Ich bin unglücklich. — Glaube nicht,
daß ich besonders gerührt bin, — glaube
nicht, daß ich eine Freude begehre, oder ei-
nen Schmerz verwünsche, — ich lebe nun
ohne Hoffnung und sterbe nun ohne Hoffnung. —
Du zitterst viel zu stark — aber frage mich
nicht, mein Theurer, warum alles so ist: in
gewissen Jahren thut man die alte Brust nicht
mehr auf, so voll sie auch sey.“ In diesem
Augenblicke spricht er mit seinem Viktor in einem der
schmerzhaftesten Augenblicke: jeden Ausbruch von
Führung und Zärtlichkeit bey Viktor hält er
durch seine Kälte und eine gewisse abschreckende
Höflichkeit zurück.

Was seinen Zusammenhang mit der Ge-
schichte betrifft; so war er lange der Vertraute
des Fürsten gewesen. Die unbekanten Kin-
der desselben hatte er heimlich erziehen lassen,
um sie zu seiner Zeit dem Vater als Assistenten
einer gangbarsten Regierung zuzuführen.

Müde des Hoflebens, zog er sich allmählig zurück. Um indessen seinen Plan, von dem schon etwas durch einen Zufall in schlimme Hände gerathen war, nicht scheitern zu lassen, hatte er einen Freund, den Viktor, als seinen Sohn erzogen, ihn zur Arzneikunde bestimmt, und an seiner Stelle dem Fürsten zum Vertrauten und Aufseher untergeschoben: und dieß, weil er seinen eignen Sohn dazu nicht brauchen wollte, und wegen desselben Blindheit nicht konnte. — In ein genaueres Detail kann ich nicht gehen, ohne die halbe Geschichte des Hesperus mitzunehmen.

Ich verweile noch einen Augenblick bey seinem äußern Menschen. „Ein Mann von etwa 45 Jahren, schwarz gekleidet, lang, ehrwürdig, und schön gebildet. Sein heller und fixirter Blick lag wie ein Fokus-Punct zündend auf den Menschen — sein Gesicht war glatt und kalt — auf seiner Stirn stand die lothrechte Sekante als der Taktstrich der Geschäfte, als Exklamationszeichen über die Mühe des Lebens — mit bleichen waagrecht Linien war dieser Taktstrich rasirt, beide Arten von Linien

waren gleichsam wie Zeichen in die zu hohe Stirn eingeschnitten: wie hoch das Thränenwasser der Trübsal schon an dieser Stirn, an dieser Seele, aufgestiegen sey.“

Nachdem er dem Fürsten seine Kinder zugeführt, und ihn und sie zur Ausführung gewisser kosmopolitischer Pläne, die er ihnen schriftlich übergab, verpflichtet hatte, eilt er in seine Insel, macht langsam und bedächtig mehrere Trauer-Anstalten, und erschleßt sich in einem selbstgemachten Grabe. Auf dem Mar-mordeckel des Grabes stand ein weißes Aschensherz, und die Aufschrift: Es ruht.

Abichtlich überschlug ich beym Lesen des Hesperus den Anfang des 13ten Abschnitts, um desto unbefangener über den Lord urtheilen zu können. Ich dachte mir folgendes:

Der Lord ist ein Engländer. Vieles, was uns an ihm auffällt, ist national.

Vermöge seines Standes, und während seines Hoflebens, hat er nie das menschliche Le-

ben, das Leben im Kleinen, beobachten und genießen können.

Am Hofe hatte er manche traurige Erfahrung gemacht: wenigstens die, daß er nicht so viel gutes wirken konnte, als er wünschte, und Anfanas vielleicht für möglich gehalten hatte. Jetzt sah er am Hofe manches vorgehen, was ihm mißfiel. Gegen ihn selbst zogen Ungewitter auf.

Früh hatte er seine Geliebte im blühendsten Alter verlohren.

Ein Sohn war blind.

Er selbst war eine Zeitlang blind gewesen.

Das Alles erzeugte in ihm einen Muthwillen, den er allmählig durch finstre trostige Ideen immer mehr fixirte, ohne sich jedoch zum unheimlichen Menschenfeinde zu verhärten. Daß er dieß nicht war, beweist seine patriotische Thätigkeit für den Fürsten und das Land: sein Wunsch, sieben Menschen glücklich zu machen, und selbst die dichterische Erziehung, die er seinem Sohne geben ließ. Er gönnte also wenigstens Andern die Gefühle, die er bey sich selbst

erdrückte, den Enthusiasmus, den er in sich
gezeugt hatte.

Sein Charakter ist also gleichsam der Ab-
zermweg der hohen Menschen. Denn er
die Hofnung verlehren, und nur durch die
nung wird der Mensch groß.

Der dreyzehnte Abschnitt im Hesperus be-
ut mit drey Meinungen über den Lord.

„Die erste ist ganz unwahrscheinlich, er
t nach ihr, wie alle Welt und Geschäfts-
immer das Menschengeschlecht für einen Appa-
zu Versuchen, für Jagdzeug, für Kriegs-
äthe, für Strickzeug — diese Menschen
en den Himmel nur für die Klaviatur der
de, und die Seele nur für die Ordonnanz
s Körpers an — sie führen Kriege, nicht
a die Kränze der Eichen sondern um ihren Vo-
n und ihre Eichen zu erbeuten — sie ziehen
m Glücklichen dem Verdienstvollen vor und
n Erfolg der Absicht — sie brechen Eide und
erzen, um dem Staate zu dienen — sie ach-
i Dichtkunst, Philosophie und Religion, aber

als Mittel; sie achten Reichthum, statistischen Landesflor und Gesundheit, aber als Zwecke — sie ehren in der reinen Mathesis und in reiner Weibertugend nur beider Verwandlung in unreine für Fabriken und Armeen, in der erhabenen Astronomie nur die Verwandlung der Sonnen in Schritt,ähler und Wegweiser für Pfefferklotzen, und im erhabensten Magister legens nur den anklammernden Bierbrau für arme Universitäten.“

Wahelich, es giebt solcher Charaktere zu Tausenden. Aber Horion ist keiner von ihnen. Sonst hätte er das Heft der Regierung allein ergriffen, hätte es nie aus den Händen gelassen, hätte den Fürsten, statt ihn zu hüten, nur immer tiefer in Erzdungen und Zerstreungen verstrickt, hätte die Kinder des Fürsten nicht für das Land, sondern für sein eignes Interesse erzogen, hätte sich nicht in eine einsame Insel zu den Ueberresten seiner Geliebten eingebaut, hätte nicht den schwärmerischen Dahore zum Erzieher seines Sohnes gewählt, hätte sich nicht so aus der Welt gemacht. Nur der Mann, der Menschheit, Wissenschaft und Tugend für

Mittel, und sich selbst (nicht aber den Staat) für Zweck hält, kaum, wenn seine Pläne einen Stoß erleiden, zur Kugel greifen. *) Der Andre läßt in einem solchen Falle auch den Staat fahren, und setzt sich als Zweck oben drauf, und thut nun für sich, was er bisher für den Staat gethan hat. Bey Jenem kann sich Ueberdruß einschleichen, er vernichtet sich, weil er seiner satt hat: bey diesem erwacht erst die Liebe zum Genuß, wenn die Thätigkeit für den Staat gehemmt ist.

„Die zweyte Meynung ist wenigstens der ersten entgegen, und besser: dem Lord ist, wie andern grossen Menschen die Laufbahn das Ziel und die Schritte die Kränze — Glück unterscheidet sich bey ihm von Unglück nicht im Werthe, sondern in der Art, ihm sind sie zwey konvergirende Rennbahnen zum Ewigelebens-Ringe der innern Erhebung — alle Zufälle dieses Lebens sind ihm bloße Multiplikationserem-

P 5

*) Das Beispiel des Kato scheint dem zu widerstehen. Allein den diesem Komet war der Staat und das Ich auf eine besondere Art mit — End

pel in unbekannten Zahlen, die er durch-
macht, aber nicht als Rechner, sondern als
Zufallsglück und Alchemie, welchem die
Produkte und die Multiplikationen gleich sind,
und dem es einerley ist, mit Buchstaben oder
Ziffern zu rechnen.“

Auch das ist Heron nicht. Diese Art von
Ereignissen ist Ruhe und Leidenschaftlosigkeit
veranlaßt. Aber der Lord hat mächtige starke Lei-
denschaften — wenigstens gehabt. Stoiker
dieser Art schätzen über ihren Zustand: aber
der Lord nennt sich unglücklich. Sie machen
ihre Stimmung durch keine äußere Anstalten be-
merklich und wichtig: aber der Lord hat sich in
seiner Zander Insel ein pomphaftes Castrum
doloris errichtet, gleichsam ein Theater, auf
welchem er mit Hamlet'schen Monologen aus-
sicht. Endlich würde sich auch ein Stoiker die-
ser Art wohl kaum einen Lebenstag so schänden,
wie der Lord durch seinen Plan auf Jahre.

„Die dritte Meinung: der Lord, so sehr
er ein unsterblicher Mensch zu seyn scheint, der
nichts acht, sondern ein Verbum in mi-
hi, hat doch sein Paradoxon: Er ist ei-

ner der unglücklichen Grossen, die zu viel Genie, zu viel Reichthum, und zu wenig Ruhe und Kenntniss besitzen, um glücklich zu bleiben — sie lieben Freude, statt der Tugend, und vergessen beide, und schreien zuletzt über jeden barmherzigen Tropfen, der ihnen in einem Zuckerkorn eingegeben wird — gleich der Silberfläche sind sie gerade in der Zerschmelzung durch Reutensfeuer am geneigtesten, sich mit einer dunkeln Haut zu überziehen — ihr Ehrgeiz, der sonst durch Mähe die Leertheit des vornehmen Lebens bedeckt, ist nicht stark genug gegen ihr Herz, das in dieser Leertheit verweilt — sie thun Gutes aus Stolz, aber ohne Liebe dazu, sie spielen mit dem ausgekehrten Leben, wie mit einer Puppe, und halten es nicht einmal der Mühe werth, es abzufürzen — aber doch halten sie es der Mühe werth, wenn ihnen, indeß sie in diesem Nachtfrost der Seele da stehen, aussen kühlend und kalt, innen überglüht, ohne Hoffnung, ohne Furcht, ohne Glauben, resignirend, spielend und zugrathlos, wenn ihnen ein Todesfall, ein grosser Schmerz ins unglückliche Herz greift.“

Welch eine Biographie könnte das werden, wenn eine Meisterhand diese Züge aufgriff, und ein Leben des Lord Horion daraus mahlte!

Der Lord hatte also in frühern Jahren zu denen gehört, die Alles wollen, und daher zu-
letzt nicht wissen, was sie wollen: die nichts
dulden und leiden mögen: die in einem glänzen-
den Leben Nahrung für ihren Ehrgeiz, aber
keine für ihren Geist finden: die also nicht wis-
sen, wo sie mit sich hin sollen, und dann ihre
Zuflucht zu einer gewissen trostigen Philosophie
nehmen, mit deren Hülfe sie die Erde und die
Menschen in ein armseliges Nichts, das all-
waltende Schicksal in ein blindes, grausames
Ohngefähr, und die Zukunft in einen leeren
Traum schwacher Seelen umsehen; grimmig
froh, wenn ihnen bisweilen ein Unglück, wel-
ches sie nicht zu verdienen glauben, neue Grün-
de giebt, in diesen schwarzen Ideen zu be-
harren.

„Ein großmüthiges Herz, das sich bloß
„durch Ideen hilflos macht, das unzugänglich
„und betäubt in seiner Laube aus philosophi-
„schen Gistbäumen liegt.“

„Er liebte nur die Menschenliebe, nicht die
„Menschen.“

„Ein Sturmvoegel, durch dessen Fitt ein
„Docht (Philosophie) gesäbelt ist, und den sein
„eignes Licht ausbreunt und verkohlt.“

„Seine Seele eine petrographische Karte
„erhabener Ideen.“

Der Lord ist kein Menschenfeind. Es fehlt
ihm nicht an Vertrauen zu den Menschen, denn
er hat eben keine traurigen Erfahrungen von ge-
schäufelter Liebe und Freundschaft gemacht. Er
hat kein Mißfallen an ihnen, er hält sie nicht
für grundböse und verdorben. Auch Wohlwol-
len fehlt ihm nicht, er gönnt ihnen das Glück,
ja er hilft, es ihnen verschaffen. Nicht ein-
mahl Kalksinnigkeit kann man ihm Schuld ge-
ben: denn er nimmt an dem Zugande mehrerer
Menschen innigen Antheil.

Nur mit dem allgemeinen Schicksale, mit
dem, was wir Vorsehung nennen, ist er un-
zufrieden.

Grundsätze, wie die seinigen, finden sich
in den Schriften der Geister auf allen Zeiten.

Diese Verfleinerung der Dinge, diese Auflösung derselben in die lehten armseligen Bestandtheile, wer lehrt sie kstren und nachgehstlicher, als Epictet, Seneca und Mark Aurel! Aber zu welchem Zwecke? Um die äußern Dinge verachten und desto mehr auf die innern Güther, auf Weisheit und Tugend, halten zu lernen. Den Streiten ist nichts groß, als die Tugend: Heroen findet auch in der Tugend nichts.

Seine frühern Jahre waren anders: und ganz kann er sie auch jetzt nicht vergessen. Der schätzbare Kamos, wemut er bisweilen die Gefühle der Nüchternung und Zartheit wiederbringt: das melancholische Aukenten an seine Väter: seine Achtung für den Gefühlvollen Vaher: die Erziehung, die er seinem Sohne geben liht: selbst die sinnlichen Gankelen auf seiner Insel sind noch Ueberreste seiner frühern Stimmung. War er ganz der resignierte, kalte, unzufriedne Mann, den die geäußerten Ideen erwarten lassen: so mußte er mit seinem Zustande nicht so viel Wesens machen, mußte, ohne laut darüber zu werden, dulden und erdulden. Man kann sagen: auch seine Grund-
 sätze

läge müßen anders seyn, wenigstens nicht so sephitisch, als sie sind. Aber man sieht, daß er sich in seine jetzige Stimmung hineingegrübelt hat. Er frist durch Jähren sein eignes Ich ab, und hat in der Sternennacht des Lebens noch absichtlich einen tödtlichen Nebel um sich geschlagen. Er gleicht einem Kinde, das, wenn man ihm eine Speise abschlägt, alle von sich stößt, und sich für krank ausgibt, indeß ein nagender Hunger dasselbe quält, und gegen die vermeyntlich grausamen Eltern erbittert.

Es kann es nicht anders kommen, als daß der Feier von Anfang bis zu Ende mit dem Vord unzufrieden ist: und so zeigt sich auch hier die edle moralische Absicht, die der vortrefliche Jean Paul in allen seinen Schriften durchfähret: dem Menschen die Welt und die Menschen lieb zu machen, bald durch große Ansichten der Natur und des Schicksals, bald durch sanfte Schwärmerereien in der Zukunft, bald durch Zeichnung großer Charaktere, die wir bewundern, bald durch Entwicklung stiller kleiner Charaktere, die wir lieben, bald durch Verschönerung des Auf-

leben, bald durch Aufschwung neuer Zeiten des Schicksals und der Menschheit, bald durch Ernst, bald durch Lanne. Er zeigt uns Menschen, die durch Umstände, aber weit mehr, die durch ihre eignen Ideen glücklich oder unglücklich werden.

Wahrhaftig, der Mensch hat sich fast eben so viel vorzuwerfen, wenn er mißvergnügt, als wenn er lasterhaft ist; und da es auf seinen Gedanken-Ocean ankommt, ob er aus ihm die unterste Hölle oder den dritten Himmel als Insel beheim will; so verdient er alles, was er erschafft. —



Abdankungs-Rede für diese beyde Sammlungen.

Ich sehe mich, liebes Buch, wie ein lyrischer Dichter im Geiſt über ein beträchtliches Süm-
men von Augenblicken hinweg, und pränu-
mire in Gedanken auf den Heldenmuth jenes grie-
chischen Vaters, der bey der Nachricht von dem
Tode ſeines Sohnes ganz ruhig ſein Geſchäft
forttrieb, ſich umwendete und ſagte: Als er ge-
bohren ward, mußte ich ſchon, daß er ſterben
würde.

Ich, liebes Buch, denke mir dich eben-
falls, ſchon jezt, kurz nach deiner Geburt,
als todt, und eben darum halte ich dir eine Ab-
dankung, aber nicht in dem Sinne, den dieß
Wort bey den Schauſpielern hat, denn ich kün-
dige nicht mit an, was Morgen für eine Leiche
ſeyn wird.

Du biſt zwar nicht, wie andre Bücher,
ein ganzes Leben, aber doch ein Fragmentarium
eines Lebens. Und wenn man in einigen Or-
ten ſelbſt kleinen Kindern groſſe Leichen-Reden
hält, warum ſollte ichs nicht dir?

Der Abgeschiedene, Meine Zuhörer, eben der nemlich, der zuerst unter einem literarischen Steinregen zerfleischt, dann auf Auktions-Wagen, (wie die Verwundeten im Kr.oge) greulich zerschüttelt, und vor kurzem endlich zu einem Grabe geworden ist, in welchem Gewürze und Eregerien schlummern, dieser Abgeschiedene, sage ich, war, wie die meisten Menschen, nicht sehr vortreflich und auch nicht sehr schlecht. Grund genug, daß ich ihm eine Leichen-Rede halte, und Ihr sie mit anhört.

Was seinen Namen betrifft: so wißt Ihr selbst, wie einfach derselbe war. Der Abgeschiedene gehörte nicht unter die Catch-penny's, (wie man in England die Bücher mit seltsamen Titeln nennt, um Käufer anzulocken) und man bedurfte keines griechischen, lateinischen, Real- oder andern Wörterbuchs, um seinen Namen eher zu verstehen, als ihn selbst. Hat sich ja einer oder der andre von Euch an den Vornamen: zur Unterhaltung geübt: so bedenke er, daß das Wörterchen zu und zur unter die Anspruchlosesten und bescheidensten Adjektive gehört, und daß ein Buch zur Unterhaltung noch nicht eben so viel ist, als ein unterhaltendes, und mithin auch nicht eben so rathredig. Ich berufe mich auf alle

die Schriften, die zum Nutzen und Vergnügen, zum Selbstunterricht, für alle Stände u. s. w. geschrieben worden sind. Und sind Belustigungen des Verstandes und Witzes, Unterhaltungen, Angenehmer Zeitvertreib, und ähnliche Titel nicht ungleich prahlerischen?

In Rücksicht seiner Gestalt konnte Desuncius ebenfalls auf Bescheidenheit Anspruch machen. Er war nicht so dickleibig, daß er einem der Leser die Hand überbrochen hätte, er mochte nun gehend, stehend oder liegend lesen. Wer auf der ersten Seite in die hohe See stach, sah nicht fern schon das Land, oder die letzte Seite, und durfte sich also nicht auf lange von seinen übrigen Geschäften oder Zeitvertreiben beurlauben, um diese Fahrt zurückzulegen. Aber er war auch nicht so dünn, daß ihn jeder Windstoß, wie die Blätter der Sibylle, davon führen konnte, oder daß er sich Blepfklumpen hätte anbinden müssen, wie jener griechische Dichter, der wegen seiner Dummleibigkeit oft der Gefahr ausgesetzt war, von einem mäßigen Sturme mit seinem Körper dahin nachgehoben zu werden, wohin sein Geist sich von selbst erhob, in die Luft.

Auch an seinem Aussehen wird sich hoffentlich keiner von Euch gekränkt haben. Er strebte nicht,

wie ein Admire auszuſehen, da er doch ein ehrlicher Deutſcher war: auch die Mönchsphysiognomie der voriacen Zeiten wollte ihm nicht behagen. Er blieb also in ſeinem äußern dem Volke und der Zeit tren, wozu er gehörte.

Ich komme auf ſein Inneres, ſeinen Geiſt und Charakter: und das iſt freylich das Schwierigſte, worauf ich kommen konnte, beſonders da ich mit Defunctor ſo nahe verwandt bin. Der gute Todte war in ſeinem Leben mit viel und mancherley Perſonen umgegangen: ſein Wunder also, wenn er von dieſen mancherley angenommen hatte und daher ein ſehr zuſammengeſetztes Weſen ausmachte. Der eine ſeiner Geſellſchafter war ein Mann von tiefer Empfindung, die in eine lebenswürdige Schwärmeren übergieng, der andre ein wißiger Kopf und ſcharfer Satyriker, der dritte ein inniger Freund der Dichtkunſt, der vierte ein ruhiger nüchternen Denker, der fünfte ein Freund der Literatur, und ſo war jeder etwas Anders und Beſondres. Da er ſie aber alle liebte, ſo nahm er unvermerkt von Jedem, wenigſtens etwas an, hier mehr, dort weniger. Man konnte ihn manchmahl anſehen und anhören, mit welchem ſeiner Geſellſchafter er zuletzt geſprochen hatte. Ist er Euch darum nicht als Original nützlich geweſen, ſo hätte er Euch dazu dienen kön-

nen, wozu die Repetenten auf Akademien dienen, die Originale besser verstehen, beurtheilen und behalten zu lernen.

Schlecht kann ihn eigentlich nur der nennen, der gar nicht weiß, was ein schlechtes Buch ist, und dem muß ich folgendes Tabellchen hersehen. Schlecht ist ein Buch durch das, was darinn steht, mittelmässig durch das, was ihm mangelt. Wohin kann ich dem Tadler nur das letzte Prädikat gestatten.

Am meisten mußte Desunetris, und ich mit ihm lachen, als neulich ein literarischer Profos eine Epigramme für ihn abschritt und damit auf ihn und noch einen zugleich loschlug. Es that beiden Delinquenten gar nicht weh, und unglücklichweise führte der Profos die Ruthe so unaeschildt, daß er sich selbst damit ins Gesicht schlug. Ubrigens ist ein Profos freylich kein sehr ansehnlicher Posten, aber wenn er seinen Mann nährt, was kümmerts uns?

Aber niemand hat den Abgeschiednen schlechter verstanden, als diejenigen, welche glaubten, alles, was er gesagt habe, sey aus seiner eignen Geschichte genommen. Wenn es geistige Hämlinge giebt, fragt ein Schriftsteller, die nichts erzeugen können, als was sie erlebt haben, deren poetische Fertusse nur

die Adoptiv-Kinder ihrer Wirklichkeit sind: müssen darum Alle, das was sie erzeugen, auch wirklich erleben haben? Ich kann zum Beispiel behaupten, daß der Abgeschiedne und sein guter Freund Dion zwey so verschiedne Wesen waren, daß der erste sich oft selbst wunderte, wie er des letztern Freund seyn konnte. Wehe unsern Dichtern, wenn es einmal einem Biographen einfallen sollte, ihren Character aus ihren Gedichten zu ziehen! Aber freilich, ist Janus so eng zusammengeantlicht, daß bey ihm kein Platz für die Ohren ist, und da er zu zwey Gesichtern nur ein Paar Augen hat, so ist es natürlich, daß sie sich grade in dem Anlitz oft nicht befinden, mit welchem er einen Gegenstand ansieht. Uebrigens tröstete sich der Entschlafne öfters mit Don Quixote: Was thuts? unter den Verleumdungen so vieler wahrer Männer, eines Cäsar, Alexander und Amadis, können meine wohl mitlaufen.

Kund nun kein Wort weiter! Ich entlasse mich und Euch, meine betrübten Zuhörer, mit dem herzlichsten Wunsche: daß Euch irgend eine Gottheit den sechsten Sinn verleihen wolle, den Epallanus, um neulich an den Aledermänsen entdeckt hat, die, selbst mit verstopften Ohren und Nasen, und mit ausgestopften Augen, dennoch so richtig und vorsichtig fliegen, daß sie nirgends anstoßen.

